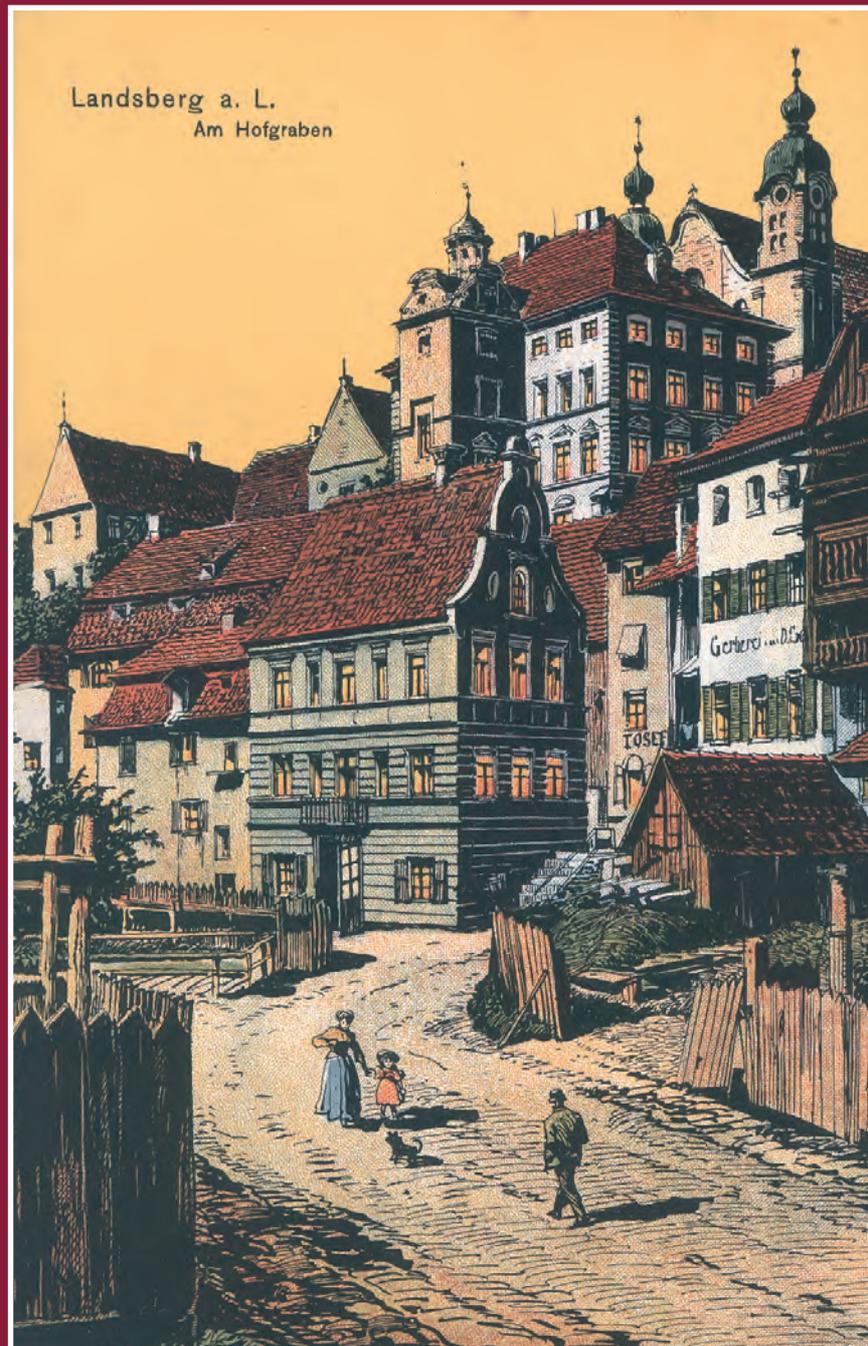


# LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

105. Jahrgang 2006



150 Jahre Historischer Verein  
1856 - 2006

Wir danken für die großzügige Unterstützung bei den Druckkosten:

DEM BEZIRK OBERBAYERN  
DEM LANDKREIS LANDSBERG AM LECH  
DER GROSSEN KREISSTADT LANDSBERG AM LECH

*Umschlagbild vorn: Künstlerkarte „Aurora“, Landsberg am Lech, Am Hofgraben, von Eugen Felle, Isny, kolorierte Federzeichnung um 1910, Verlag Georg Verza*

*Rückseite: Künstlerkarte „Moonlight“, Landsberg am Lech, Bayertor, von Eugen Felle, Isny, kolorierte Federzeichnung um 1910, Verlag Georg Verza (zum Beitrag von Wolfgang Weiße, S.44-51)*

# LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

105. Jahrgang 2006

Organ des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Landsberg a. Lech e.V., gegründet 1856

## INHALT

Grußworte zur 150-Jahrfeier	<i>Ingo Lehmann / Walter Eichner</i>	3
Feier zum 150-jährigen Bestehen des Historischen Vereins	<i>Sigrid Knollmüller</i>	5
150 Jahre Historischer Verein für Stadt und Kreis Landsberg am Lech (1856-2006)	<i>Klaus Münzer</i>	6
Lechrainer Mundart und lechrainisches Volksbewusstsein im Landkreis Landsberg	<i>Pankraz Fried</i>	12
Tumuli der Würmeiszeit bei Thaining	<i>Georg Eberle</i>	16
Der Stadttürmer in Landsberg	<i>Werner Fees-Buchecker</i>	18
Der „Wasser-Weg“ durch den Klosterhof in Dießen	<i>Friederike Dhein</i>	21
250 Jahre Brunnenkircherl	<i>Anton Lichtenstern</i>	29
Carl Prantl - ein Landsberger in der Weltliteratur	<i>Emilio Romanó</i>	33
Kulturkampf in Landsberg ? – Politische Bewegungen zwischen 1871 und 1881	<i>Manfred Dilger</i>	35
Landsberg am Lech und seine Historie der Ansichtskarten	<i>Wolfgang Weiße</i>	44
Die „Hexen“ vom Hexenviertel	<i>Anton Lichtenstern</i>	52
Geschichte der Feldbahnen im Landkreis Landsberg am Lech	<i>Helge Latte/Walter Meier</i>	53
Das Kriegstagebuch des Mundrachingers Martin Hacker aus dem 1. Weltkrieg	<i>Anton Lichtenstern</i>	58
Mit Gefangenen hinter Gittern	<i>Franz Hemmrich (+)</i>	62
Der letzte Einsatz des Adrian Warburton	<i>Anton Huber</i>	68
„Lang is der Veg“ – Das Displaced Persons Camp Landsberg am Lech 1945 - 1950	<i>Elke Kiefer</i>	73
Angekommen im Landkreis Landsberg...		
Augenzeugenberichte über die Aufnahme und Integration von Vertriebenen 1946/47	<i>Ingeborg Neumeyer u.a.</i>	78
Landsbergs hungrige Buben und Mädchen löffelten kalorienreiche Schulspeisung	<i>Werner Hemmrich</i>	86
Für ein Zehnerl über den Lech	<i>Werner Hemmrich</i>	90
Landsberger Mist für Milbertshofen	<i>Werner Hemmrich</i>	94
Landsberger Zeitgeschichte in einem Bestseller: Hans Herlins Roman „Freunde“	<i>Anton Lichtenstern</i>	95
MISZELLEN:		
Ein Raubüberfall bei Schwabstadl (1762)	<i>Klaus Münzer</i>	97
„Wunderbare Wiedererweckung“ beim Herrgott von Ursberg	<i>Klaus Münzer</i>	97
Wunderheilung eines Landsbergers zu Maria Dorfen (1729)	<i>Klaus Münzer</i>	98
BUCHBESPRECHUNGEN:		
Stefan Zwicker: „Nationale Märtyrer“: Albert Leo Schlageter und Julius Fucik. Heldenkult, Propaganda und Erinnerungskultur	<i>Manfred Dilger</i>	98
Dieter Vogel/Anne Webert (Hg.) Der Ammersee. Eine Reise in Bildern u. Texten	<i>Werner Fees-Buchecker</i>	100
Anton H. Konrad, Erich Lidel: Graben auf dem Lechfeld und seine Kirche St. Ulrich und Afra	<i>Werner Fees-Buchecker</i>	100
Rolf Kießling, Sabine Ullmann (Hg.): Das Reich in der Region während des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit	<i>Werner Fees-Buchecker</i>	101
Jakob Senger: Chronik Obermühlhausen. Das Dorf und seine Häuser	<i>Heide Weißhaar-Kiem</i>	101
Thomas Raff: Spaziergänge durch Dießen am Ammersee	<i>Heide Weißhaar-Kiem</i>	101
Peter Rasch: Die Eisenbahnen durch den Lkr. Landsberg am Lech... 1843 bis 2006	<i>Heide Weißhaar-Kiem</i>	101
Dorothee Heinzelmann: Die Kapelle „Unsere Liebe Frau“ in Bierdorf	<i>Heide Weißhaar-Kiem</i>	102
Landsberger Rückblick 2007	<i>Anton Lichtenstern</i>	102
Aus dem Vereinsleben 2005 und 2006	<i>Klaus Münzer / Sigrid Knollmüller</i>	103
Nachruf auf unser Ehrenmitglied Walter Hillenbrand		104
Wir gedenken unserer Toten		

## EDITORIAL

Im Jubiläumsjahr unseres Vereins – er ist einer der ältesten Geschichtsvereine auf Stadt- und Kreisebene in Bayern – bieten wir Ihnen den 105. Jahrgang der „Landsberger Geschichtsblätter“, diesmal mit Schwerpunkt der Beiträge über das 19. und 20. Jahrhundert. Wolfgang Weiße stellt die ältesten Landsberger Ansichtskarten vor – zwei besonders schöne Beispiele zieren den Umschlag; Manfred Dilger setzt mit der Zeit des Kulturkampfes die Auseinandersetzung mit Landsbergs Geschichte im 19. Jahrhundert fort und Walter Meier das Eisenbahnwesen. Zahlreiche Beiträge verschiedener Autoren stellen die Landsberger Jahre nach Kriegsende dar. Die ausführliche Besprechung eines Buches über Albert Leo Schlageter möge den historischen Hintergrund für eine gegenwärtige Diskussion um ein Denkmal ausleuchten. Mein besonderer Dank gilt Herrn Werner Hemmrich, der wieder die Schlusskorrektur übernommen hat.

Ihr Klaus Münzer, Schriftleiter

## AUTOREN

Friederike Dhein M.A., Behringstraße 83, 80999 München  
Manfred Dilger, Studiendirektor i.R., Eichendorffstraße 11, 86912 Kaufering  
Georg M.Eberle, Studiendirektor i.R., Schwabenstraße 62, 86912 Kaufering  
Walter Eichner, Landrat  
Dr. Werner Fees-Buchecker, Schlossstraße 4, 86859 Igling  
Pankraz Fried, Universitätsprofessor em., Paarstraße 6, 86492 Heinrichshofen  
Franz Hemmrich (+) • Werner Hemmrich, Pössinger Straße 51, 86899 Landsberg am Lech  
Dr. Anton Huber, Studiendirektor i.R., Kreisheimatpfleger, Schanzwiese 34, 86899 Landsberg am Lech  
Elke Kiefer, Stadtarchivarin, Ignaz-Kögler-Str.21, 86899 Landsberg am Lech  
Artur Kleinert, Herrenholzweg 2, 86929 Penzing  
Sigrid Knollmüller, Stadträtin, Kalkbrennerstraße 8, 86899 Landsberg am Lech  
Helge Latte, 86899 Landsberg am Lech  
Ingo Lehmann, Oberbürgermeister  
Anton Lichtenstern, Studiendirektor i.R., Stadtheimatpfleger, Bayerfeldstraße 3, 86899 Landsberg am Lech  
Ingeborg Meier, Augsburgener Straße 27, 86899 Landsberg am Lech  
Dipl.Ing. Walter Meier, Regierungsdirektor, Ahornring 88, 86916 Kaufering  
Klaus Münzer, Studiendirektor i.R., Galgenweg 17, 86899 Landsberg am Lech  
Ingeborg Neumeyer, Katharinenstraße 63, 86899 Landsberg am Lech  
Emilio Romanó, Schweinachweg 20, 86949 Windach  
Ignaz Schiele, Altbürgermeister, Dießener Straße 34, 86935 Rott am Lech  
Pfarrer Alois Summer, Heilig-Geist-Spital, Kommerzienrat-Winklhofer-Platz 3, 86899 Landsberg am Lech  
Stefanie Thiel, Hindenburgring 78, 86899 Landsberg am Lech  
Dr. Heide Weißhaar-Kiem, Kreisheimatpflegerin, Sonnenstraße 6, 86899 Landsberg am Lech

## NACHWEIS DER ABBILDUNGEN

### FOTOS

Ernst Adolf: 4, 79 • Ordinariatsarchiv Augsburg: 21(li), 22 • Stadtarchiv Augsburg, Gollwitzer-Nachlass: 56  
Georg M.Eberle: 16(3), 17(3) • Gerhard Grausam 92u(li) • Sammlung M.Hehl, Buchloe: 53 • Ludwig Herold: 5, 104  
Anton Huber: 72(2)o+u (re) • Archiv der Justizvollzugsanstalt Landsberg: 63(2), 64, 65(2), 67(2)  
Stadtarchiv Landsberg: 87, 88, 89, 90, 92(2)o+u(re), 93(4)  
Stadtbauamt Landsberg: 32(li) • Neues Stadtmuseum Landsberg: 30, 31(2)  
Museen der Stadt Landshut (H.Zdera) 98 • Privatarchiv Lichtenstern: 32(re), 52(2)  
Privatarchiv Lösche, Dießen: 24 • Walter Meier: 55(2)  
Bayerisches Nationalmuseum München: 21(re), 23 • Stadtarchiv München, Abt. Monacensia: 33  
Polizeidirektion Oberbayern: 69o, 70 • Privat: 59, 94, 95(2) • Sammlung Dieter Resinger, Wedel: 57  
US Army: 72(3)li • Wolfgang Weiße: 44, 45, 46, 47(3), 48(2), 49(2), 50(2), 51(3)

### PLÄNE, GRAPHIKEN

Bahn-Express, Feldbahnen in Bayern, 1986 • Bayerisches Hauptstaatsarchiv: 26m, 27  
Bayerisches Landesvermessungsamt: 16 • Bayerische Staatsbibliothek: 26u, 56u • Georg M.Eberle: 18  
Nachrichtenmagazin FOCUS, 16.12.2002 • Vermessungsbüro Förg, Landsberg: 69u  
Sammlung M.Hehl, Buchloe: 54o(li) • Picinellus, Mundus symbolicus (Köln 1687): 25(li)  
Staatsarchiv München: 28(2), 29 • Bauregistratur Stadt Landsberg: 54o(re)  
Stadtarchiv Landsberg: 6, 7, 37, 39, 40, 41, 42, 54u, 91 • Vereinsarchiv: 8  
Wening, Historico-Topographica Descriptio (München 1701): 25(re)  
Württembergische Landesbibliothek Stuttgart: 26o

## LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

im Eigenverlag des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Landsberg e.V., gegründet 1856  
Redaktion und Layout: Klaus Münzer  
Gesamtherstellung: EGGGER Satz + Druck GmbH, Landsberg am Lech

# Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Landsberg am Lech



150 Jahre Historischer Verein, 150 Jahre Geschichte in und um Landsberg – dies ist sicher ein guter Anlass, um sich mit dem Begriff „Geschichte“ auseinander zu setzen. Nimmt man ein neuzeitliches Medium zur Hand und bedient sich des Internets, so gibt es bei dem Begriff „Geschichte“ vielfache Deutungen – positive und negative. So bezeichnet beispielsweise Napoleon Geschichte als „eine Fabel, auf die man sich geeinigt hat“.

Und auch das Zitat von Goethe, wonach das Beste, was wir von der Geschichte haben, der Enthusiasmus ist, den sie erregt, ist ja nicht viel ermutigender.

Aber keine Sorge: Die Aussagen, die die Auseinandersetzung mit der Geschichte positiv ansprechen, sind deutlich in der Mehrzahl. Ich erwähne hier – aus Paritätsgründen – nur zwei: So bezeichnet der Theologe Hans von Keler Geschichte nicht nur als Geschehenes, sondern als Geschichtetes – also den Boden, auf dem wir stehen und bauen. Und Win-

ston Churchill stellt fest: Je weiter man zurückblicken kann, desto weiter wird man vorausschauen.

Und dabei bin ich bei der Bedeutung der Geschichte für heute. Geschichte ist nichts Totes, nichts Abgestorbenes, Geschichte – jedenfalls in dem Sinne, wie ich sie verstehe – ist gelebtes Leben und damit die Grundlage unserer heutigen Existenz. Und wir beschäftigen uns auch nicht mit der Geschichte um ihrer selbst willen – das wären dann vielleicht Geschichten oder Sagen, wie sie Kinder gern hören –, nein, wir beschäftigen uns mit Geschichte, weil wir ohne sie nicht die wären, die wir heute sind.

Dem Historischen Verein bin ich dankbar, dass er nie eine rückwärts bezogene Auseinandersetzung mit Geschichte betrieben hat, sondern diese immer in unsere Zeit eingebettet hat. So sind z.B. die Landsberger Geschichtsblätter kein Geschichtsbuch, sondern ein äußerst lebendiges Werk aus Vergangenheit und Gegenwart mit Bezügen auch in die Zukunft.

Und so wünsche ich dem Historischen Verein für die Zukunft, dass er weiterhin so fruchtbar weiter arbeitet – zum Wohle der Stadt, des Landkreises und vor allem der Menschen, die hier leben. Nichts trifft dies besser als der Satz des französischen Sozialisten Jean Jaures: Tradition heißt nicht, Asche aufbewahren, sondern eine Flamme am Leben halten.

*Ingo Lehmann, Oberbürgermeister*

# Grußwort des Landrates des Landkreises Landsberg am Lech



Sehr geehrte Frau Knollmüller, Herr Oberbürgermeister, meine sehr geehrten Damen und Herren,

einem Verein herzliche Glückwünsche zu einem stolzen Jubiläum zu überbringen, macht mir in meiner Funktion als Landrat immer große Freude. Aber es ist schon etwas Besonderes für mich, wenn ich dem Historischen Verein für Stadt und Landkreis Landsberg am Lech e.V. sehr herzlich die Gratulation des Landkreises

und auch meine ganz persönlichen besten Wünsche zum 150. Geburtstag überbringen darf.

Ich gratuliere der neuen Vorstandschaft mit Frau Sigrid Knollmüller an der Spitze, die dieses große Jubiläum gleich als eine ihrer ersten Amtshandlungen feiern darf. Gleichermaßen gratuliere ich allen Mitgliedern des Vereins und besonders auch dem neu ernannten Ehrenvorsitzenden und den neuen Ehrenmitgliedern Klaus Münzer, Franz Huschka und Anton Lichtenstern, die doch über Jahrzehnte das Vereinsleben so entscheidend geprägt und mitbestimmt haben – und die sich heute ganz besonders freuen, wie wir unschwer an deren Gesichtern ablesen können.

Ich gratuliere allen, die einen Beitrag für die so erfolgreiche Vereinsarbeit geleistet haben, an welcher Stelle auch immer, allen, die Verantwortung im Verein übernommen haben – genauso wie allen Gönnern, Freunden und Sponsoren. Sie haben gemeinsam und entscheidend an der erfolgreichen und gedeihlichen Entwicklung mitgewirkt, so dass Sie heute mit über 600 Mitgliedern mit Stolz ihr Jubiläum begehen dürfen. Wenn ich mich hier im Festsaal so umschaue, dann sind es viele bekannte Gesichter, die sich in unserem Historischen Verein engagieren, die seine Arbeit unterstützen, fördern und so eindrucksvoll am Leben halten.

Eigentlich darf man auch uns allen gratulieren, denn so ein Historischer Verein, wie der unsere, das ist ganz gewiss ein Gewinn für jede Stadt, für jeden Landkreis, der solch lebendige Geschichtsforscher sein Eigen nennen kann. Der HV, wie man ihn gerne auch mal abkürzt, ist längst eine Institution, die in Stadt und Landkreis Landsberg hohes Ansehen genießt. Vollkommen zu Recht, wie ich gleich hinzufügen, wenn man die vielseitigen und eindrucksvollen Ergebnisse seiner Schaffenskraft bewusst macht.

Eine Vielzahl von Ausstellungen, Broschüren, Aufsätzen, Vorträgen, Veröffentlichungen und noch einiges andere mehr haben wir dem unermüdlichen Tätigsein seiner überaus agilen Mitglieder über die lange Zeit, über immerhin 1 1/2 Jahrhunderte zu verdanken.

Wenn wir heute das 150-jährige Bestehen des Historischen Vereins gebührend feiern, wird noch vielfach die Möglichkeit bestehen, sich an ruhmreiche und vielleicht



*Die neue und der alte Vorsitzende in der Ausstellung von Förderprojekten des Historischen Vereins, eröffnet am Festabend im 2. Stockwerk des Rathauses*

auch an weniger erfreuliche Momente der Vereinsgeschichte zu erinnern. Diese Art der Rückschau will ich mir nicht anmaßen; das muss und wird der Verein selbst leisten. Als Landrat möchte ich vielmehr aus der kommunalen Perspektive eine kurze Bilanz ziehen und fragen, wie sich in diesen letzten 150 Jahren die Präsenz des Historischen Vereins in unserem Landkreis verfestigt hat.

Wir denken heute an die 150 Jahre historischer Forschungs- und Vermittlungsarbeit in Stadt und Land. So wie dies bereits der Gründungsgedanke des Historischen Lokalvereins war, als er im Jahre 1856 quasi aus der Taufe gehoben wurde. 11 Honoratioren der Stadt, einige Mitglieder des Adels, einige Lehrer, sowie als stärkste Gruppe und ganz besonders von Bedeutung, die 23 Pfarrherren des Bezirks – wie man damals den Landkreis nannte – waren die Gründungsmitglieder des ersten Vereins. Den Anregungen des neuen Vereins war es dann auch zu verdanken, dass bald erste ausführliche Beschreibungen der Orte des Landkreises entstanden sind. Die Geschichte der einzelnen Dörfer, Orte und Gemeinden zu erforschen, zu erzählen und festzuhalten war auch nicht zuletzt das Anliegen von Joseph Johann Schober, dem Begründer des heutigen Jubiläumsvereins, der mit seinen umfassenden Archivarbeiten und den daraus resultierenden Aufsätzen und Vorträgen neue Maßstäbe setzte. Exkursionen zu den Zielen überall im Landkreis sah er ebenso als lohnende Aufgabe an wie das Eintreten für die Belange der Denkmalpflege, der Archäologie und der Volkskunde. Und all diese frühen Anliegen Joseph Johann Schobers sind im Grunde bis heute auch die Ziele des Vereins geblieben.

Ein wichtiger Meilenstein des Historischen Vereins war dann sicherlich das Jahr 1902 als Geburtsstunde der „Landsberger Geschichtsblätter für Stadt und Bezirk“, wie sie zunächst hießen. Man muss nur die von Herrn Münzer erarbeiteten Register der Geschichtsblätter zur Hand nehmen, um zu sehen, welche überwältigende Anzahl von Themen zu

den verschiedenen Landkreisgemeinden seither dort aufbereitet sind. Die Landsberger Geschichtsblätter haben völlig zu Recht einen sehr hohen Stellenwert in der Vereinsarbeit und in der Öffentlichkeit und bieten für viele Geschichtsinteressierte und Hobbyforscher einen reichen Schatz. Es wäre mein dringender Wunsch zum Jubiläum, dass diese wahre Fundgrube auch weiterhin die Grundlage für neue historische Forschungen als hervorragende Quelle für Recherchen eifrig genutzt und ergänzt wird.

Besonders erwähnenswert erscheint mir in der Vereinschronik, dass im Jahre 1927 insgesamt 37 Gemeinden aus dem damaligen Bezirk Landsberg als körperschaftliche Mitglieder dem Historischen Verein beigetreten sind. Ist doch in den Vortragsreihen gerade die Aufarbeitung von Landkreisthemen für den Verein ebenso die Regel wie Ausflüge zu den einzelnen Orten. In meiner Eigenschaft als Ausschussmitglied sei mir am Jubiläumsabend auch ein kritisches Wort erlaubt, denn es stimmt mich doch ein wenig traurig, dass aktuell nicht mehr alle 31 kreisangehörigen Gemeinden Vereinsmitglieder sind, bei allem Verständnis für die leeren kommunalen Kassen. Die wichtige Arbeit des Historischen Vereins zu unterstützen sollte ja eigentlich die Aufgabe der gesamten Landkreisfamilie sein; ich werde in diesem Punkt bei passender Gelegenheit nachhaken.

In den letzten Jahren hat sich die Zusammenarbeit zwischen Landkreis und Historischem Verein erfreulich weiterentwickeln können. Auch mit ein Verdienst unserer Kreisheimatpflegerin, Frau Dr. Heide Weißhaar-Kiem. Ich nutze heute gerne einmal die Gelegenheit, um mich für Ihre hervorragende Arbeit und Ihr außergewöhnliches Engagement auch einmal öffentlich zu bedanken.

Der Landkreis unterstützt die jährliche Drucklegung der Geschichtsblätter mit einem Zuschuss, der Verein stellt im Gegenzug 100 Exemplare zur Verfügung, die wir wiederum an interessierte Bürger und Gruppierungen weiterverteilen – auch um hiermit für den Verein zu werben.

Es ist mir heute auch ein Bedürfnis, mich für die gute und wichtige denkmalpflegerische Arbeit im Landkreis durch den Verein herzlich zu bedanken. Allein in den letzten Jahren kam beispielsweise die Kapelle in Lechsberg, die Marienkapelle in Bierdorf und die Figuren der Filial- und Wallfahrtskapelle St.Gangwolf in Dornstetten in den Genuss von Zuschüssen. Einiges in unserem Landkreis sähe damit ohne den Verein heute anders aus.

Voller Freude und Genugtuung können Sie auf das zurückblicken, was der Historische Verein in den vergangenen 150 Jahren geleistet hat. Es ist von bleibendem Wert. Man darf heute getrost sagen, ohne die Arbeit des Historischen Vereins wären Stadt und Landkreis um einiges ärmer; vieles wäre für immer verloren gegangen. Sie, meine Damen und Herren, haben mit Ihrem Verein selbst ein Stück Heimatgeschichte geschrieben. Es wurde unendlich viel geleistet, und dafür bedanke ich mich heute sehr herzlich.

Ich bin fest davon überzeugt, dass die Pflege von Geschichte und Kultur unseres Raumes nicht nur heute, sondern auch morgen von großer Bedeutung sein wird. Der Historische Verein Landsberg wird sich – davon bin ich überzeugt – gestärkt und bestätigt durch die erfolgreiche Jubiläumsbilanz mit umso größerer Begeisterung in neue Herausforderungen stürzen. Dazu wünsche ich dem Verein und all seinen Mitgliedern alles Gute und den verdienten Erfolg.

*Walter Eichner, Landrat*

# Feier zum 150-jährigen Bestehen des Historischen Vereins

*Sigrid Knollmüller, 1. Vorsitzende*

Mit einem großen Festakt im Rathausfestsaal feierte der Historische Verein am 12. Mai 2006 sein 150-jähriges Bestehen. Der rege Zuspruch der Gäste zu diesem Festabend sprengte allerdings das Fassungsvermögen des Festsalles, so dass sich die Gäste auf zwei Stockwerke verteilen mussten.

In ihrer Einführungsrede konnte die Vorsitzende deshalb auch zahlreiche Ehrengäste begrüßen. Allen voran den Hausherrn, Oberbürgermeister Ingo Lehmann, dem sie nicht nur dafür dankte, dass er dem Verein für die Feier die geschichtsträchtigen Räume des Rathauses zur Verfügung gestellt habe, sondern auch dafür, dass sich der Verein bei ihm und bei der Stadt stets gut aufgehoben fühle, getragen von Verständnis, Unterstützung und Wohlwollen. Ebenso dankte die Vorsitzende auch Landrat Walter Eichner für sein ebenfalls großes Verständnis für das Wirken des Historischen Vereins. Neben zahlreichen weiteren Ehrengästen und den Herren der Geistlichkeit, Stadtpfarrer Thomas Rauch und Pfarrer Detlev Möller, begrüßte Sigrid Knollmüller als besonderen Gast Dr. Helmut Kausen, den Urenkel Josef Johann Schobers, des legendären Begründers der Landsberger Geschichtsblätter. Und ganz zum Schluss hieß die Vorsitzende den Festredner des Abends, Professor Dr. Manfred Treml, den Vorsitzenden des Verbandes der bayerischen Geschichtsvereine, herzlich willkommen.

Oberbürgermeister Ingo Lehmann betonte in seinem Grußwort, er freue sich, dass der Historische Verein die Dynamik, die in der Geschichte stecke, so eindrucksvoll und überzeugend herüberbringe, denn Geschichte sei nicht nur bereits Geschehenes, sondern ebenso der Boden, auf dem wir stehen und auf den wir bauen.

Landrat Walter Eichner führte aus, dass der Historische Verein längst eine Institution sei, die in Stadt und Landkreis hohes Ansehen genieße. Nach seinen Grußworten überreichte er dem Ehrenvorsitzenden des Historischen Vereins, Klaus Münzer, einen mit dem Kreiswappen verzierten bayerischen Löwen aus Porzellan.

In seinem anschließenden Festvortrag mit dem Titel „Vom Wert des Regionalen. Ein bildungsbürgerliches Bekenntnis“ stellte Professor Dr. Manfred Treml die Bedeutung und Wichtigkeit der Historischen Vereine in Stadt und Land deutlich heraus. Seine Kernbotschaft lautete dabei, die Historischen Vereine seien die wichtigsten Garanten für ein regionales Geschichtsbewußtsein. Am Ende seines Festvortrages mahnte er nachdrücklich an, alles zu tun, damit auch noch unseren Kindern und Enkeln Erinnerungswürdiges erhalten bleibe.

Anschließend verlieh Professor Dr. Treml als Vorsitzender des Verbandes bayerischer Geschichtsvereine an Klaus Münzer die Aventinus-Medaille „in Würdigung seiner Verdienste um die Erforschung und Vermittlung der Geschichte von Stadt und Landkreis Landsberg am Lech“ – so der Text der Urkunde. Prof. Dr. Treml gratulierte dem Ehrenvorsitzenden des Historischen Vereins zu dieser hohen Auszeichnung und wünschte zugleich dem Verein ein „vivat, crescat, floreat ad multos annos!“

Die Vorsitzende gratulierte Klaus Münzer ebenfalls im Namen des ganzen Historischen Vereins zu dieser Auszeichnung und Anerkennung.

Musikalisch umrahmt wurde der Festabend von Franz Lichtenstern, Violoncello, und Tomoko Nishikawa, Klavier, die dankenswerterweise für den erkrankten Gerhard Johannes eingesprungen war.

Im Zusammenhang mit diesem Festabend fand eine Woche später ein Benefizkonzert für Förderprojekte des Historischen Vereins statt. Franz Lichtenstern, Violoncello, und Felix Bronner, Klavier, bereiteten den Anwesenden einen unvergesslichen Hörgenuss mit Werken von Ludwig van Beethoven, Leos Janáček, Alfred Schnittke und Anton Webern. Der Historische Verein dankt den beiden Künstlern nochmals für ihre Bereitschaft, bei diesem Konzert zu spielen.



*In Würdigung seiner Verdienste um die Erforschung und Vermittlung der Geschichte von Stadt und Landkreis Landsberg am Lech wurde Klaus Münzer vom Vorsitzenden des Verbandes bayerischer Geschichtsvereine, Professor Dr. Manfred Treml, mit der Aventinus-Medaille ausgezeichnet.*

# 150 Jahre Historischer Verein für Stadt und Kreis Landsberg am Lech 1856 - 2006\*

von Klaus Münzer

Ein historischer Verein, der seinen Wirkungskreis vor allem in einer Stadt und einem Landkreis sieht, wird seine wesentliche Aufgabe darin begreifen, in den Mitbürgern die Verbundenheit mit ihrer Heimat zu fördern und so Identität zu schaffen.

Heimat beruht im Wesentlichen auf zwei Komponenten: auf der Natur und der Kultur einer Landschaft. Auf Natur insofern, als der Mensch in seine natürliche Umwelt eingebunden ist, auf Kultur aber, indem er sich seiner historischen Wurzeln bewusst wird. Denn der Mensch erlebt zwar Heimat als ein Geschenk, das er vorfindet. Es ist aber ein Geschenk, das nicht ruhender Besitz ist wie ein Goldbarren, denn Heimat ist ein dynamischer Begriff. „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es ewig zu besitzen“, sagt Goethes Faust zu seinem Famulus Wagner auf dem Osterspaziergang. Heimat ist also kein Wert an sich, sondern ein Wert, der mit Leben erfüllt werden muss. Heimat bleibt aber nur lebendig, wenn Menschen sich mit ihr identifizieren.

Unser verstorbener Bundespräsident Johannes Rau sagte dazu auf dem Historikertag 2002 in Halle: „Es gibt keine Identität ohne Geschichte, und es gibt keine Geschichte ohne Identität“. Zur Identität aber gehört das Bewusstsein, dass die erlebte Gegenwart bedingt ist durch die Vergangenheit, in der die eigenen Wurzeln ruhen.

Hier aber liegt eine der wichtigen Aufgaben unseres Historischen Vereins. Er strebt danach, den Menschen die Werte der Vergangenheit nahezubringen. Das geschieht z. B. durch unsere „Landsberger Geschichtsblätter“, aber ebenso durch Vorträge und durch Bildungsfahrten. Denn die Erkenntnis des Wurzels der Gegenwart in der Vergangenheit ist eine wichtige Voraussetzung dafür, dass das Gefühl der Verantwortung für die Zukunft unserer Heimat geweckt wird.

Zu dieser Bildungsaufgabe kommen aber noch zwei weitere Aufgaben. Zunächst das Sammeln und Sichern der Zeugnisse unserer Vergangenheit. In den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts leistete dies unser Verein, der sich damals als Museumsverein bezeichnete, indem er ein Museum aufbaute, das 50 Jahre später der Obhut der Stadt übergeben wurde und bis heute von ihr betreut wird.

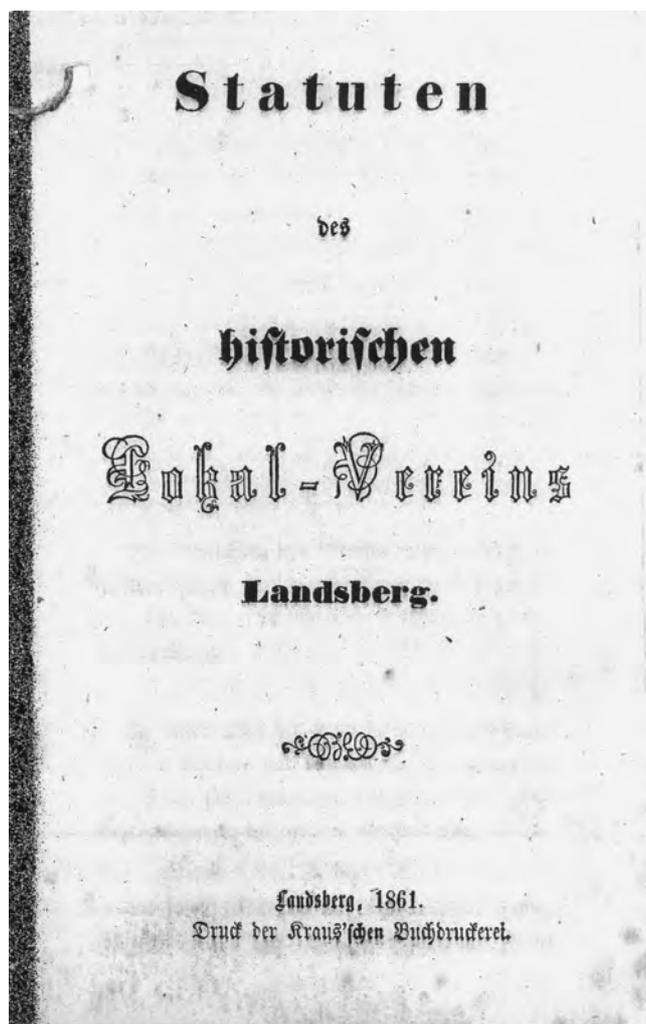
Heutzutage ist deshalb eine wichtigere Aufgabe unseres Vereins nicht mehr das Sammeln, sondern das Bewahren der Werte der Vergangenheit. Bewahrung heißt Abwendung ihrer Bedrohung durch Zerstörung und Verfall: Zerstörung durch kurzfristige materielle Interessen, Verfall durch den Zahn der Zeit. Der Zerstörung von Werten versuchen wir durch Appelle an die Öffentlichkeit zu begegnen, den Verfall suchen wir durch finanzielle Förderung ihrer Instandsetzung aufzuhalten.

Wenn wir heute den 150. Geburtstag unseres Historischen Vereins feiern, so mag ein kurzer Rückblick auf seine Entwicklung dazu dienen, zu zeigen, wie er den genannten Aufgaben versuchte gerecht zu werden. – Wie aber kam es zur Gründung des Historischen Vereins?

## Der historische Lokalverein in Landsberg (1856 - 1872)

Seit 1830 bestanden auf Anregung von König Ludwig I. Historische Vereine in den alten Verwaltungskreisen, so auch seit Juni 1830 der „Historische Verein für den Isar-

kreis“, der 1837 umbenannt wurde in „Historischer Verein von und für Oberbayern“. Ihm traten bald auch Geschichtsfreunde aus der Stadt und dem Bezirk Landsberg bei, und in seinem Jahresbericht von 1855 sind bereits 12 Mitglieder aus dem Bezirk Landsberg aufgeführt.



Ältester Druck der Statuten 1861

Im gleichen Jahre feierten Landsberger Geschichtsfreunde die Ungarnschlacht auf dem Lechfelde, die 900 Jahre zuvor am 10. August 955 stattgefunden hatte. Zum Gedenken daran hielt der Landsberger Stadtpfarrer, Dekan Joseph Alois Kopp, am Rande des Lechfeldes bei Kaufering eine Feldmesse, danach pflanzten Landsberger Bürger unter reger Teilnahme der Bevölkerung eine Linde. Dieses Ereignis gab wohl den Anstoß, einen „Historischen Lokalverein in Landsberg“ als Zweigverein des Historischen Vereins von Oberbayern zu gründen, der sich am 4. März 1856 konstituierte und seine Statuten handschriftlich festlegte.

\* Erweiterter Text des Vortrages zum 150-jährigen Bestehen des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Landsberg am Lech am 12. Mai 2006.

Bemerkenswert ist die berufliche und lokale Herkunft der 38 Gründungsmitglieder: Den Vorsitz übernahm der Rechtspraktikant am Landgericht Franz Xaver Schmid, Kassier war der Färbermeister Franz Kollerbauer, Vereinssekretär (d.h.Schriftführer) der Lehrer Joseph Stöckl. Die weiteren Gründungsmitglieder aus Landsberg: der Bürgermeister und Seilermeister Franz Xaver Berger, der Stadtpfarrer Dekan Kopp, der Landrichter Karl Max von Nagel (der von 1859 bis 1862 den Vorsitz innehatte), der Baumeister Johann Wolf, der Rentbeamte Johann Leonhard Kühlmann (Vater des Erbauers der Bagdadbahn Otto v.Kühlmann) und drei weitere Staatsbeamte. Aus der Stadt also 6 Beamte, 3 Gewerbetreibende, der Stadtpfarrer und ein Lehrer. Zu diesen 11 in Landsberg ansässigen Gründungsmitgliedern kamen 23 Pfarrherren aus dem Landgerichtsbezirk, die Barone Perfall auf Schloss Greifenberg und Andrian-Werbung auf Mittelstetten, ein Lehrer aus Weil und ein Revierförster aus Schwifting. Also ein Verhältnis Stadt - Land von 11 zu 27, und von Laien zu Geistlichen von 14 zu 24.

Auf Anfrage des Magistrats nach den Zielen des Vereins kam die Antwort: „Der hiesige historische Local Verein will sich befassen mit Anlegung einer umfassenden historisch-topographisch-statistischen Beschreibung der Stadt mit Umgebung; Erhaltung alter historisch merkwürdiger Gebäude und monumentaler Werke; Sammlung von Urkunden, Alterthümern etc.; Pflege des historischen Wissens überhaupt. Und: Politik ist aus diesem Verein gänzlich entfernt.“

Bald begann eine eifrige Sammlertätigkeit des Vereins unter der Landsberger Bevölkerung, um ein kleines Museum einzurichten. Zahlreiche Bürger folgten einem Aufruf und stifteten alte Gebrauchsgegenstände und Urkunden oder stellten sie als Leihgaben zur Verfügung. 1860 überließ der Stadtmagistrat dem Verein zur Aufstellung seiner Sammlungen kostenlos zwei Räume im ehemaligen Jesuitengymnasium, und 1861 umfassten die Sammlungen bereits 1279 Objekte. In diesen Räumen fanden auch die monatlichen Vorträge statt.

**Bekanntmachung.**

Die Sammlungen des historischen Lokalvereins Landsberg, aufgestellt im Mattheiser Neubau, werden von nun an alle Sonn- und Feiertage von 10 — 12 Uhr dem verehrlichen Publikum zur Ansicht unentgeltlich geöffnet.

Der Eintritt kann Schulpflichtigen nur unter der Aufsicht ihrer Eltern oder Lehrmeister gestattet werden.

Die hiesigen sowohl als auswärtigen Vereinsmitglieder können übrigens dieselben auch täglich von 10 — 12 Uhr besichtigen.

Hunde dürfen nicht mitgenommen werden. Stöcke und Regenschirme sind im Vorplätze beim Vereinsdiener abzugeben.

Landsberg, den 18. April 1861.

**Der Ausschuss des historischen Lokalvereines Landsberg.**

aus „Landsberger Wochenblatt“ 1861, S. 133

Mit der Einrichtung dieses Museums hatte sich der Verein aber offensichtlich finanziell übernommen, so dass offene Rechnungen der Handwerker nicht beglichen werden konnten. Auch hatte Lehrer Stöckl auf eigene Rechnung Dinge angeschafft und forderte dafür die Bezahlung ein. Frustriert legte der neue Kassier Franz Xaver Kloo, Gastwirt zur Glocke, sein Amt 1861 nieder. Diese Querelen führten zu Austritten aus dem Verein oder Zurückhaltung der Beiträge. Obwohl 1859 Landrichter von Nagel den Vorsitz übernom-

men hatte, war der Niedergang nicht mehr aufzuhalten. Die Mitgliederzahl war von 38 im Jahre 1856 auf 21 im Jahre 1860 zurückgegangen. Zwar stieg sie 1861 noch einmal auf 41, von denen allerdings 8 den Beitrag schuldig blieben. Auch die Vereinssatzung vom 4.März 1856 wurde am 2.Januar 1861 neu formuliert und in Druck gegeben. Dann aber wurde 1862 der Vorsitzende v.Nagel als Landrichter abgelöst. Sein Nachfolger im Vorsitz des Vereins, der bisherige Schriftführer Lehrer Joseph Stöckl, zog 1864 unter Mitnahme aller „auf die Gründung des Vereines, dessen Leitung u.Fortbildung etc. Bezug habenden Papiere“ als Kaufmann nach Augsburg. Daher beschloss 1864 der Verein seine „momentane“ Auflösung und die Überantwortung seines Eigentums an den Stadtmagistrat. Es fanden keine Versammlungen mehr statt, Beiträge wurden nicht mehr erhoben. 1868 bedauerte das kgl.Bezirksamt Landsberg, dass der Verein „wegen ungünstiger Verhältnisse“ seine Tätigkeit eingestellt habe und regte an, ihn wiederzubeleben und seine Arbeit für eine Geschichte Landsbergs wieder aufzunehmen. Die Bemühungen von Bezirksamt und Magistrat konnten dem Verein aber offensichtlich nicht mehr auf die Beine helfen, denn 1872 stellt der Magistrat fest, dass sich der historische Lokalverein „faktisch“ aufgelöst habe, und er forderte die restlichen Leihgeber auf, ihre Gegenstände abzuholen, da der Magistrat keine Haftung für sie übernehmen könne.

## Die Zwischenphase 1872-1884

Wenn auch der historische Lokalverein sanft entschlafen war, so blieb doch die Verbindung von Mitgliedern zum Historischen Verein von Oberbayern bestehen. Besonders der Notar Heinrich Zintgraf, seit 1863 Mitglied des inzwischen aufgelösten Historischen Lokalvereins, hielt diese Verbindung aufrecht. So feierte der Historische Verein für Oberbayern ausgerechnet in Landsberg am 29.Juni 1873 sein Stiftungsfest, worüber Notar Zintgraf ausführlich berichtete. 1876 schließlich wurde auch die Stadtgemeinde Landsberg ordentliches Mitglied des Historischen Vereins für Oberbayern. Zintgraf und der rührige Bezirksamtmann (heutzutage: Landrat) Franz Xaver Mayer taten sich zusammen, um die Orte des Bezirks zu beschreiben, wobei Zintgraf den historischen Teil übernahm. So wurden zunächst die Gemeinden Kaufering und Egling beschrieben. Zintgraf veröffentlichte auch ab 1874 im „Landsberger Amtsblatt“ Notizen zur Geschichte des Bezirks, so etwa über das Heilig-Geist-Spital und das Landsberger Schloss, aber auch über Sagen und Geschichte zahlreicher Ortschaften. Auch der Gründungsvorsitzende des Historischen Lokalvereins, der spätere Oberlandesgerichtsrat Franz Xaver Schmid, schrieb 1875 über „Die Reiherbeize auf dem Lechfelde“ und verfasste bis 1877 acht Ortsgeschichten für das Amtsblatt. Das historische Interesse wurde also auch in diesen Jahren wach gehalten.

## Der Museumsverein 1884-1903

Ein entscheidender Schritt zur Wiederbelebung des alten Lokalvereins in neuer Form geschah nach der Errichtung einer vierklassigen Realschule im alten Jesuitengymnasium. Deren rühriger Rektor Dr.Johann Baptist Krallinger regte am 19.September 1883 beim Stadtmagistrat die Gründung eines städtischen Museums im obersten Stockwerk seiner Schule an, da diese einen nicht unbedeutenden Vorrat an Altertümern besäße, teils von Privatpersonen, teils aus Restbeständen des ehemaligen Lokalvereins. Krallinger versprach sich davon auch, „die hiesigen Mitglieder des Historischen Vereins für Oberbayern zu vermehren und für die Zwecke der Landsberger Geschichte zu gewinnen, so daß der alte Lokalverein in anderer Form sein Auferstehungsfest feiert.“

Der Magistrat war von dem Vorschlag sehr angetan und erreichte am 31. Januar 1884 die Genehmigung der Regierung von Oberbayern zur Einrichtung des Museums in Räumen der kgl. Realschule. In den folgenden Monaten wurden die Museumsobjekte, die teils in der Realschule, teils zerstreut auf Speichern städtischer Gebäude lagerten, in den neuen Räumen aufgestellt. Bei der feierlichen Eröffnung des Museums am 26. Oktober 1884 erklärten 61 Herren ihre Bereitschaft zum Beitritt in einen zu gründenden Museumsverein. Auf der konstituierenden Versammlung zwei Wochen später, am 9. November 1884, fragte der Reallehrer Dr. Franz Zwerger, ob nicht der (alte) Name „Historischer Verein“ passender sei, aber Dr. Krallinger fürchtete eine Zersplitterung der Aufgaben und setzte sich mit „Museumsverein“ durch. Vorsitzender wurde der rechtskundige Bürgermeister Johann Georg Arnold, Kassier der Bankier Herz, während Dr. Krallinger zum Konservator und 2. Vorsitzenden gewählt wurde. Bei der Eröffnungsfeier zählte der Museumsverein 75 Mitglieder, ein Jahr später bereits 110. Innerhalb eines Jahres wuchs der Bestand des Museums auf 1470 Gegenstände an. Als 1895/96 die vierklassige Realschule sechsklassig wurde, zog das Museum 1896 in das Katharinenkirchlein, für dessen Erhaltung – statt des bereits geplanten Abbruchs – sich der Museumsverein erfolgreich eingesetzt hatte.

Neben dieser Sammeltätigkeit erforschten führende Mitglieder des Vereins aber auch weiterhin sehr intensiv die Stadtgeschichte, so neben Notar Zintgraf vor allem Dr. Krallinger und Dr. Zwerger. Während Zintgraf 1895 die Herzogsurkunden aus dem Stadtarchiv veröffentlichte, arbeitete Dr. Krallinger über das Zunft- und Gewerbewesen und die

Landsberger Schulgeschichte. Dr. Zwerger schrieb über Landsberg im Dreißigjährigen Krieg und veröffentlichte 1889 im Verwaltungsbericht des Bürgermeisters Arnold „Die Geschichte Landsbergs von den ältesten Zeiten bis zum Ende der napoleonischen Gewaltherrschaft“, ein Werk, das in weiten Teilen bis heute Gültigkeit behalten hat.

Diese historische Erforschung der Heimatgeschichte erhielt einen bedeutenden Antrieb, als 1891 mit dem Reallehrer Josef Johann Schober ein Mann nach Landsberg versetzt wurde, in dem sich großer Forschungseifer, umfassende historische Sachkenntnis und unermüdlicher Fleiß vereinten. Er wurde zur treibenden Kraft für die Ausgestaltung und Erweiterung des Museumsvereins zum Historischen Verein. In Schriftsätzen und Pressemitteilungen warb er für seine Vorstellungen von den Aufgaben eines lokalen historischen Vereins:

Neben der Weiterführung des Sammelns von Kunstwerken und Altertümern solle er vor allem die Kenntnis der Geschichte von Stadt und Bezirk fördern; und zwar im Winterhalbjahr durch mindestens drei Vereinsabende mit Vorträgen über historische Themen und Funde, während in den Sommermonaten an ihre Stelle Vereinsausflüge zu den Orten des Bezirks führen sollten, wo an Ort und Stelle über deren Geschichte informiert und deren Zeugnisse besichtigt werden sollten. Für die Erhaltung historischer Bauwerke und Denkmale sollte mit Wort und Schrift gekämpft werden. Ferner sollten die Bodendenkmale der Vor- und Frühgeschichte erforscht, vermessen und in die Ortspläne eingetragen werden; durch den Pflug gefährdete Hügelgräber sollten sachgemäß geöffnet und dokumentiert werden. Auch Ortsagen, Brauchtum und Volksleben sollten der Nachwelt



*Museum des Historischen Vereins im alten Katharinenkirchlein*

überliefert werden. Zur Erforschung der Geschichte von Stadt und Bezirk durchstöberte Schober nicht nur das Stadtarchiv – über dessen Pergamenturkunden er ein umfangreiches Repertorium erstellte – sondern auch die Pfarrarchive, die Münchner Staatsarchive und das Ordinariatsarchiv der Diözese Augsburg. Seine Auszüge gerade aus diesem Archiv haben heutzutage eine besondere Bedeutung gewonnen, da in diesem durch einen Bombenangriff im letzten Kriegsjahre alle Bestände der Ruralkapitel ab Buchstaben L den Flammen zum Opfer fielen, also gerade auch der Dekanate Landsberg und Schwabhausen.

Sie werden bemerkt haben, dass die Vorschläge Schobers noch heute unser Vereinsleben weitgehend bestimmen, vielleicht mit der Ausnahme, dass wir archäologische Ausgrabungen den Fachleuten überlassen, deren Ergebnisse aber laufend veröffentlichen und deren Präsentation finanziell unterstützen (zum Beispiel den Förderverein Prähistorische Siedlung Pestenacker und das Landsberger Stadtmuseum).

Für die Publizierung von Schobers tiefgründigen Archivresearchungen war allerdings ein Organ wie das Landsberger Wochenblättchen keine ausreichende Plattform. Und so schuf er im Jahre 1902 ein Periodikum, das sowohl zur Veröffentlichung von Einzelberichten wie für chronologische Fortsetzungen von Reihen (wie „Aus den Pfarrmatrikeln der Stadt Landsberg“) geeignet war. Es sind die „Landsberger Geschichtsblätter“, die heuer im 105. Jahrgang erscheinen können.

## Der Historische Verein für Stadt und Bezirk Landsberg am Lech (ab 1903)

Mit der Begründung der „Landsberger Geschichtsblätter“ hatte Schober dem Museumsverein eine neue, erweiterte Zielrichtung gegeben, und es war nur folgerichtig, dass ein Jahr später, am 15. Januar 1903, auf einer Generalversammlung des Museumsvereins einstimmig beschlossen wurde, diesen in der bisherigen Form aufzulösen und als „Historischer Verein für Stadt und Bezirk Landsberg a. L.“ neu zu gründen. Zum 1. Vorsitzenden wurde der Realschulrektor Dr. Adolf Stempfle gewählt, zum 2. Vorsitzenden der kgl. Bezirksamtmann und Regierungsrat Johann Nepomuk Raidl, zum 1. Schriftführer Josef Johann Schober und zum Konservator der Reallehrer Karl Fischer. 1903 zählte der Verein 125 Mitglieder, darunter als erstes Ehrenmitglied den Oberlandesgerichtsrat a. D. Franz Xaver Schmid, der bereits von 1856 bis 1858 dem Historischen Lokalverein vorgestanden hatte.

Diese 125 Mitglieder gliedern sich auf in:

- 93 aus Landsberg
- 32 aus Gemeinden, davon Egling 8, Kaufering 6, Heinrichshofen 5, (darunter die Gemeindeverwaltungen von Egling, Heinrichshofen und Schmiechen).

Berufliche Gliederung:

- Beamte 44, davon 18 Lehrer
- Freiberufe 21
- Kaufleute 14
- Handwerker 13
- Geistliche 10
- Gastronomen 6
- Ökonomen 6

1904 bis 1906 gab der Historische Verein neben den Geschichtsblättern je eine Jahresschrift heraus, die neben dem Bericht des 1. Vorsitzenden Dr. Stempfle über das verflossene Vereinsjahr das aktuelle Mitgliederverzeichnis und historische Beigaben, meist aus der Feder Schobers, enthielt. Viele der Vorträge der Wintermonate wurden in den Geschichtsblättern abgedruckt, einige auch in den Jahresschriften des Historischen Vereins.

Auf die Veranstaltungen und Wirkungen unseres Vereins in den folgenden Jahren einzugehen, würde zu weit führen. Erwähnt zu werden verdient aber, dass durch Einspruch des Historischen Vereins die Stadtverwaltung den Abriss des kleinen Beinhauses beim Katharinenkirchlein unterließ, wo ein Requisitiondepot für die Feuerwehr errichtet werden sollte.

1909 entschied die Generalversammlung, den auswärtigen Mitgliedern die Landsberger Geschichtsblätter als Jahressgabe des Vereins zu überreichen. (Die Landsberger Mitglieder mussten sie damals noch um 10 Pfennig für jede der 12 Jahreslieferungen kaufen, da sie zwar das Organ des Vereins, aber Eigentum des Verlegers Verza waren, bei dem man sie aber zum Jahresende binden lassen konnte.)

Neben der Schriftleitung der Geschichtsblätter übernahm Schober 1911 von Dr. Stempfle den Vorsitz des Vereins und leitete ihn bis 1922, als er aus Gesundheitsgründen zurücktreten musste. Zum Abschiede wurde Schober Ehrenvorsitzender des Historischen Vereins. Bis dahin hatte Schober auch alle Vereinsausflüge, die nur während des 1. Weltkrieges eingestellt worden waren, persönlich vorbereitet und geleitet. Am 3. April 1925 wurde Josef Johann Schober zu Grabe getragen.

Die Geschichtsblätter waren auch während des Krieges erschienen und pausierten nur 1920 und 1921. Mit dem Jahrgang 1922, den Schober noch bis Nr. 7 herausgab, hatte sich eine Änderung ergeben: Die 12 Jahresnummern erschienen nun als kostenlose Beilage des „Oberbayerischen Generalanzeigers“. Die Schriftleitung übernahm im gleichen Jahre der Unterfinninger Pfarrer Karl Emerich, ab 1926 Dekan und Pfarrer in Huglfing bei Weilheim. Verlag und – seit 1922 – Broschierung der abgeschlossenen Jahrgänge übernahm weiterhin (bis 1936) die Buchhandlung Verza.

Zum 1. Vorsitzenden wurde 1922 der Postoberinspektor Adolf Zitt gewählt, der 1925 auch zum Stadtarchivar bestellt wurde. Auf Betreiben des damaligen 2. Vorsitzenden, des Bezirksamtmanns Oberregierungsrat August Adam, wurden 1925 die 37 Gemeinden des Bezirks Landsberg korporative Mitglieder des Historischen Vereins, die Mitgliederzahl stieg damit auf 215 an. Im Schriftentausch stand damals schon unser Verein mit den Historischen Vereinen von Dillingen, Eichstätt, Kaufbeuren und Memmingen.

1928 ging der Vorsitz an den Studienrat Sebastian Rieger über, der am 20.4.1934 starb. Die Vereinsgeschäfte führte nach Riegers Tode der Obersekretär und Stadtarchivar Adalbert Maier. Von 1935 bis 1945 und von 1947 bis 1949 war Adalbert Maier 1. Vorsitzender unseres Vereins, er wird in den Protokollen jedoch als „Vereinsführer“ bezeichnet. Während er selber noch zum 1. Vorsitzenden *gewählt* wurde, *ernannte* er seinen Stellvertreter, den Schriftführer, den Kassier und die übrigen Mitglieder des Ausschusses. In seine Zeit fielen einschneidende Veränderungen. So fand mitten im Jahre 1936 ein von der Kreisleitung der NSDAP erzwungener Wechsel der Schriftleitung der Geschichtsblätter statt. Pfarrer Karl Emerich wurde abgelöst, die bereits gedruckten Nummern 6 und 7 eingezogen. Wesentlicher Inhalt dieser beiden Nummern war – und das ist bezeichnend – ein religiöser Beitrag über die „gottselige Bäuerin“ Katharina Lichtenstern, eine Mystikerin, zu deren 200. Todestag. Genauso wie die örtliche Zeitung wollte man nun auch die „Landsberger Geschichtsblätter“ gleichschalten. Für die neu verfasste Nummer 6/7 des Jahrgangs 1936, die aber erst Anfang 1937 – nun aber mit der Verlagsanstalt Martin Neumeyer als Verleger – erschien, zeichnete als verantwortlicher Schriftleiter der gleichzeitige Schriftleiter der „Landsberger Zeitung“, Dr. Gerhard Heile, der aber bereits ab Nummer 11 von einem Dr. Ulsamer abgelöst wurde. Beide leisteten jedoch keinen einzigen Beitrag zu den Geschichtsblättern. Ihre Aufgabe bestand offensichtlich

nur in der politischen Kontrolle über unser Vereinsorgan. Denn ab der neuen Nummer 6/7 gingen alle Beiträge an den Lehrer Hanns Frank aus Stadl, der seit 1934 bereits als Autor in den Geschichtsblättern aufgetreten war. Hanns Frank war Nationalsozialist, doch findet man in den von ihm verfassten oder redigierten Beiträgen nur selten eine politische Wertung im Sinne der Nazi-Partei, wie etwa 1936 „Erinnerungen an den verstorbenen Kreisleiter Dr. Hermann Gmelin“. Die meisten seiner Beiträge haben dagegen rein historischen oder historiographischen Charakter. 1939 wurde Hanns Frank Soldat. Nach seiner Entlassung gab er noch nachträglich den 37. Jahrgang 1940/41 heraus, an dem er noch arbeitete, als er im Sommer 1944 bei einem Luftangriff in München ums Leben kam.

Außer dem Wechsel in der Schriftleitung – Mitte 1936 – hatte es im folgenden Jahre 1937 noch eine entscheidende Änderung in der Vereinsgeschichte gegeben: In einem Gutachten des Landesamtes für Denkmalpflege vom 9. April 1936 war die Unterbringung des Museums des Historischen Vereins im alten Katharinenkirchlein – und von Teilen desselben auf dem Dachboden der alten Infanteriekaserne – als unhaltbarer Zustand bezeichnet worden. Daraufhin befürwortete die Generalversammlung unseres Vereins am 12. März 1937 den Vorschlag des Vereinsausschusses, das Museum schenkungsweise in den Besitz der Stadt Landsberg überzuführen mit der Auflage, es in geeigneten Räumen unterzubringen. Die Übergabe fand schließlich zum 1. Januar 1938 statt. Die Verwaltung und Betreuung des – nun städtischen – Museums oblag aber weiterhin der Vorstandschaft des Historischen Vereins.

Zu erwähnen bleibt noch, dass seit 1935 bis zum Kriegsende keine Neuwahlen der Vereinsleitung stattfanden. Das Protokollbuch verzeichnet auch keine Jahreshauptversammlungen, sondern lediglich bis 1939 Vortragsveranstaltungen und 1936 einen einzigen Vereinsausflug nach Ulm, Steinhäusen und Günzburg. Während der Kriegszeit ruhte das Vereinsleben, mit Ausnahme eines Lichtbildervortrags des Kunsthistorikers Dr. Hugo Schnell am 12. 11. 1942 über Dominikus Zimmermann.

## Neubeginn nach dem 2. Weltkrieg

Das Vereinsleben war während des Krieges praktisch zum Stillstand gekommen. Nach dem Kriege gab es einen Neuanfang am 18. Juni 1947. 56 Mitglieder wählten zum 1. Vorsitzenden den bisherigen, bereits seit 1935 amtierenden Stadtarchivar Adalbert Maier. 2. Vorsitzender wurde der Redakteur und Stadtrat Paul Winkelmayr, Schriftführer Studienrat Josef Hartlmaier, Kassier der Kunstmühlenbesitzer Franz Weishaupt. Interessant ist auch die Liste der Beisitzer: Landrat Dr. Gerbl, Oberbürgermeister Überreiter, Stadtbaumeister Franz Dengler und Buchhändler Anton Suppmann. Nach Überprüfung der Entnazifizierung der 56 Mitglieder lizenzierte die amerikanische Militärregierung den Verein am 23. Juni 1947. Damit begann ein lebendiges Vereinsleben: Am 18. Juli tagte der Ausschuss erstmalig im Rathaus, am 17. August fuhr der Historische Verein mit 3 Omnibussen (!) zum Vilgertshofener Bruderschaftsfest, am 6. Dezember hielt den ersten Vortrag der Vorsitzende, Stadtarchivar Adalbert Maier, über das Thema: „Landsberg in der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges“. Ich möchte hier auf weitere Veranstaltungen nicht näher eingehen. Dr. Anton Huber schildert solche, sowie die Unternehmungen des Vereins zur Denkmalpflege und Archäologie, ausführlich in seinem Bericht „125 Jahre Historischer Verein für Stadt und Kreis Landsberg“ in den Landsberger Geschichtsblättern 1980/81.

1948 konnten auch die „Landsberger Geschichtsblätter“ wieder erscheinen, nun als Beilage des seit Januar 1948 lizenzierten „Landsberger Anzeigblattes“, ab Oktober 1948

„Landsberger Zeitung“, ab 1957 „Landsberger Tagblatt“. Schriftleiter war der Lokalredakteur der Zeitung Paul Winkelmayr, Verleger blieb – wie seit Januar 1937 – die Landsberger Verlagsanstalt Martin Neumeyer.

Der Tod des langjährigen 1. Vorsitzenden Adalbert Maier machte eine Neuwahl der Vorstandschaft am 28. November 1949 notwendig. Neuer 1. Vorsitzender wurde Redakteur Paul Winkelmayr, der von Maier auch das Amt des Stadtarchivars übernahm, 2. Vorsitzender wurde Apotheker Wendelin Drexl. Während Winkelmayr zahlreiche Vorträge und Beiträge zu den Geschichtsblättern aus den Archivalien des Stadtarchivs bestritt, war Wendelin Drexl, obwohl aus dem Kriege blind heimgekehrt, wegen seiner profunden Kenntnisse und eines ausgezeichneten Gedächtnisses ein hervorragender Führer bei den Vereinsausflügen.

Als Paul Winkelmayr, inzwischen auch 2. Bürgermeister der Stadt Landsberg, 1968 starb, übernahm Wendelin Drexl sogar von 1968 bis 1971 das Amt des 1. Vorsitzenden. Stadtarchivar wurde nach Winkelmayrs Tode der damalige Studienrat Anton Huber. 1971 wurde der bisherige Schriftführer, Gymnasialprofessor Josef Hartlmaier, zum 1. Vorsitzenden gewählt und Wendelin Drexl zu seinem Stellvertreter.

Hartlmaier kommt das große Verdienst zu, die Landsberger Geschichtsblätter, – die fünf Jahre nur als Zeitungsbeilage unter Redakteur Tomsche unter dem Titel „Der Heimatfreund“ erschienen waren –, in Buchform unter dem alten Namen „Landsberger Geschichtsblätter“ neu herauszugeben, und zwar ab 1970/71 zweijährig als Sammelband der Beilagen des „Landsberger Tagblattes“.

1972 gab Josef Hartlmaier den Vorsitz an Stadtarchivar Anton Huber ab, der in der Folgezeit auch zum Kreisheimatpfleger für Bodendenkmale berufen wurde. Schon im Herbst 1969 hatte Anton Huber eine römische Villa am Kirchberg bei Erpfting entdeckt und mit anderen Mitgliedern des Historischen Vereins ausgegraben. In den folgenden Jahren war er den Römern in Weil und Epfach auf den Spuren. Reihengräber erforschte er bei Igling und Erpfting. Die spektakulärste Entdeckung war ein Adelsfriedhof mit Pferdegräbern und zwei Goldblattkreuzen in Spötting. Als zweite Vorsitzende standen ihm zunächst der Steinmetzmeister Franz Xaver Sepp und nach dessen Tode 1982 bis 1984 Landrat Bernhard Müller-Hahl zur Seite. Unter Dr. Anton Huber wuchs die Mitgliederzahl in zehn Jahren von 195 auf 315. Er führte auch das größere Format ein, das sich fürs Layout sehr bewährt hat.

Als Dr. Huber 1986 vom Amt des 1. Vorsitzenden zurücktrat, übernahm der Berichtende, Studiendirektor Klaus Münzer, den Vorsitz des Vereins, unterstützt von Bürgermeister August Hagenbusch aus Igling als 2. Vorsitzenden. Nach dessen frühem Tode wurde 1995 Frau Ingrid Lorenz zur Nachfolgerin gewählt, zum Schriftführer (er übte dieses Amt mit einer Unterbrechung bereits seit 1972 aus) Studiendirektor und Stadtheimatpfleger Anton Lichtenstern, zum Kassier (seit 2002 als Schatzmeister) Herr Franz Huschka.

Seit dem 13. Sammelband 1992/93 erscheinen die „Landsberger Geschichtsblätter“ nicht mehr zunächst als Zeitungsbeilage, sondern im Selbstverlag. 2001 konnte der 100. Jahrgang der „Landsberger Geschichtsblätter“ mit einem Festakt im Rathaus gefeiert werden, und seit 2002 erscheinen diese nunmehr jährlich. Die wachsende Mitgliederzahl (2006 wurden die 600 überschritten) und der unermüdliche Einsatz unseres Schatzmeisters Franz Huschka bei der Gewinnung von Sponsoren machten dieses finanzielle Wagnis möglich, ohne dass die satzungsgemäße Verpflichtung zur finanziellen Förderung von Kunst- und Baudenkmalern in Stadt und Landkreis vernachlässigt werden musste. Als in diesem Jahre der 1. Vorsitzende nach 20 Jahren Vorstandschaft aus Altersgründen zurücktrat, konnte er einen blühenden Verein seiner gewählten Nachfolgerin, der Historikerin und Stadträtin Sigrid Knollmüller, übergeben.

## 1. und 2. Vorsitzende seit 1856

- „Historischer Lokalverein in Landsberg“ (1856-1872)  
1856-1858 Franz Xaver Schmid, Rechtspraktikant am Landgericht (1858 nach Weilheim versetzt)  
1859-1862 Karl Max Ritter von Nagel, Landrichter (1862 als solcher abgelöst)  
1862-1864 Joseph Stöckl, Lehrer (1864 nach Augsburg)  
1864-1872 ungenannt (Heinrich Zintgraf, Notar ?)
- Museumsverein 1884-1903  
1884-1890 1. Johann Georg Arnold, rechtskundiger Bürgermeister  
2. Dr. Johann Baptist Krallinger, kgl. Realschulrektor  
1890-1899 1. Johann Bachmann, rechtskundiger Bürgermeister  
2. Dr. Johann Baptist Krallinger, kgl. Realschulrektor  
1899-1902 1. Georg Haun, Bürgermeister  
2. Dr. Adolf Stempfle, kgl. Realschulrektor  
1902-1903 1. Dr. Johann Nepomuk Michel, Bürgermeister  
2. Dr. Adolf Stempfle, kgl. Realschulrektor
- Historischer Verein für Stadt und Bezirk Landsberg am Lech  
1903-1910 1. Dr. Adolf Stempfle, kgl. Realschulrektor (2.2.1910 nach Passau)  
2. Johann Nepomuk Raidl, kgl. Bezirksamt-mann (+16.2.1906)  
2. August Adam, kgl. Bezirksamt-mann, Regie-rungsrat (ab 1906)  
1910-1922 1. Joseph Johann Schober, kgl. Reallehrer u. Stadtarchivar (+31.3.1925)  
2. August Adam, kgl. Bezirksamt-mann  
1922-1928 1. Adolf Zitt, Postoberinspektor (ab 1925 Stadtarchivar)  
2. August Adam, Bezirksoberamt-mann, Ober-regierungsrat  
1928-1934 1. Rieger Sebastian, Studienrat (+20.4.1934) (bis 1.7.1932) 2. August Adam, Bezirksober-amt-mann (1932 i.R.)  
1935-1945 1. Adalbert Maier, Obersekretär u. Stadtarchi-var („Vereinsführer“)  
2. „als Vertreter berufen“, nicht „gewählt“:  
Hanns Frank, Lehrer in Stadl (+1944)  
1947-1949 1. Adalbert Maier, Stadtarchivar (+1949)  
2. Paul Winkelmayr, Redakteur, Stadtarchivar  
1949-1968 1. Paul Winkelmayr, 2. Bürgermeister u. Kreis-heimatpfleger (+29.4.1968)  
2. Wendelin Drexl, Apotheker, Stadtrat  
1968-1970 (1). Wendelin Drexl, Apotheker, mit Leitung bis GV 1970 betraut)  
14.1.1971 1. Josef Hartlmaier, Gymnasialprofessor, Geistl. Rat (Rücktritt 24.10.1971)  
2. Wendelin Drexl, Apotheker  
1972-1986 1. Dr. Anton Huber, Studienrat, Stadtarchivar, Kreisheimatpfleger  
2. Wendelin Drexl, Apotheker (+26.6.1976)  
2. Franz Xaver Sepp, Steinmetzmeister (bis 3.4.1981) (+30.11.1982)  
2. Josef Escher; Kaufmann, (1981-1983)  
2. Bernhard Müller-Hahl., Landrat (1983-1985) (+17.3.1985)  
2. August Hagenbusch, Bürgermeister von Iging (ab 1986)  
1986-2006 1. Klaus Münzer, Studiendirektor  
2. August Hagenbusch (+1995)  
2. Ingrid Lorenz (ab 1995)  
2006 1. Sigrid Knollmüller, Studienrätin, Stadträtin  
2. Ingrid Lorenz

## Ehrenmitglieder:

- 1903: Franz Xaver Schmid, Oberlandesgerichtsrat i.R., 1856 Begründer des Historischen Lokal-vereins (+1914)  
1910: Dr. Adolf Stempfle, Realschulrektor  
1922: Joseph Johann Schober, Reallehrer u. Stadtar-chivar („Ehrenvorsitzender“) (+1925)  
1933 (17.1.) August Adam, Oberregierungsrat i.R., 1906-1932 2. Vorsitzender (+1952)  
Karl Fischer, Professor an der Realschule, seit 1883 Leiter des Museums (+1942)  
Adolf Verza, Buchhändler, seit 1902 Verleger der „Landsberger Geschichtsblätter“  
1978: Konrad Büglmeier, Gymnasialprofessor (+1984)  
Anton Kufel, Oberamt-mann i.R. (+1979)  
Eduard Pflanz, Schuhmachermeister, Ortsge-schichtsforscher (+1995)  
Franz Xaver Sepp, Steinmetzmeister (+1982)  
Anton Suppmann, Buchhändler (+1988)  
Franz Weishaupt, Kunstmühlenbesitzer, seit 1939 Kassier des Historischen Vereins (+1982)  
1979: Geistl. Rat Josef Hartlmaier, Gymnasialprofes-sor (+1986)  
1981: Franz Xaver Dengler, Stadtbaumeister a.D. (+1994)  
1984: Bernhard Müller-Hahl, Landrat (+1985)  
1990: Dipl.-Ing. Wilhelm Neu, Landeskonservator i.R, Kreisheimatpfleger (+1998)  
1995: Walter Hillenbrand, Oberlehrer i.R., 1969-1991 Stadtheimatpfleger (+2006)  
2000: Ernst Adolf, Kreisrat  
Geistl. Rat Gabriel Beißer, Stadtpfarrer  
Dr. Dagmar Dietrich, Landeskonservatorin i.R.  
Dr. Pankraz Fried, Universitätsprofessor em.  
Dr. Anton Huber, Stadt- u. Kreisheimatpfleger für Bodendenkmale  
2006: Franz Huschka, Schatzmeister 1995-2006  
Anton Lichtenstern, Studiendirektor i.R., Schriftführer 1972-2006  
Klaus Münzer, Studiendirektor i. R. („Ehren-vorsitzender“)

## Bewegung der Mitgliederzahlen im Laufe von 150 Jahren:

- |  |  |
|--|--|
| 1856: 38 bei Gründung des Historischen Local-vereins (davon 27 Auswärtige)   | 1932: 144 (5 Ausw., 38 Gemeinden)                              |
| 1861: 41   | 1935: 120 (7 Ausw., 36 Gemeinden)                              |
| 1872: -  | 1947: 56 bei Wiederaufbau des Historischen Vereins             |
| 1884: 75 bei Gründung des Museumsvereins                                     | 1949: 94   |
| 1885: 110  | 1952: 126  |
| 1903: 126 bei Neugrün-dung als Historischer Verein, (darunter 33 Auswärtige) | 1956: 150  |
| 1907: 152  | 1960: 170  |
| 1912: 138  | 1970: 180  |
| 1919: 116  | 1975: 250  |
| 1922: 101  | 1980: 315  |
| 1924: 158  | 1985: 305  |
| 1925: 215 (darunter 37 Gemeinden)  | 1990: 350  |
| 1928: 185 (darunter 17 Auswärtige u. 39 Gemeinden)                           | 1995: 445  |
|  | 2000: 502  |
|  | 2005: 603 (darunter 220 Auswärtige und 29 Landkreisgemein-den) |

# Lechrainer Mundart und lechrainisches Volksbewusstsein im Landkreis Landsberg<sup>1</sup>

von Pankraz Fried

Der Ausdruck „Lechrayner“, latinisiert „Lycatij“, findet sich zum ersten Mal, so weit ich sehe, in der berühmten Cosmographie (=Erdbeschreibung) des Sebastian Münster vom Jahre 1550, und zwar als Eintragung in einer Karte, die Schwaben und Bayern beschreibt<sup>2</sup>. Die Lechrainer wohnen nach Auffassung dieses berühmten Humanisten und Kosmographen<sup>3</sup> im Land zwischen Lech und Amper bzw. Ammer. Als Humanist wusste Münster vom Stamm der Licatier, der 15 v.Chr. bei der Eroberung des Alpenvorlandes durch die Schwiegersöhne des Kaisers Augustus, Drusus und Tiberius, gleich vielen anderen keltischen und rätischen Völkern besiegt und unterworfen worden war. Er war der Meinung, wie wir aus seinem Karteneintrag folgern dürfen, dass die Lechrainer zwischen Lech und Ammersee Nachkommen dieses einstigen keltischen Stammes seien. Dass man sie im 16. Jahrhundert am östlichen Lechrain, im Land südöstlich von Augsburg lokalisierte, lässt erkennen, dass die Eigenart der Bewohner dieses Raumes in Sprache, Sitte und Bräuchen bekannt war. Es hat allerdings lange gedauert, bis sich jemand der Beschreibung dieses Lechrainer Völkchens und seiner alten Geschichte annahm.

Die erste und bisher einzige Geschichte des Lechrains stammt aus der Feder des kurfürstlichen Hof- und Bergrats Johann Georg von *Lori* aus dem Jahre 1765<sup>4</sup>. Lori war selbst ein gebürtiger Lechrainer, Wirtsohn aus Gründl bei Steingaden, war bei den Prämonstratensern im nahen Steingaden, dann bei den Jesuiten in Augsburg, Dillingen und Ingolstadt zur Schule gegangen, um sich dann aber, von der kommenden Aufklärung beeinflusst, dem weltlichen Leben zuzuwenden. Er machte als Beamter Karriere am Münchner Hof, vergaß aber nie die Liebe zur Geschichte und vor allem zur Geschichte seiner Lechrainer Heimat, obwohl oder gerade weil er einer der maßgeblichen Begründer der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1759 in München war. Seine Leidenschaft war das Durchstöbern von Archivgewölben und alten Bibliotheken, zu denen er auf Grund seiner Stellung damals schon Zugang hatte.

Auf der Höhe seiner beruflichen Tätigkeit – er hatte diplomatische Aufträge beim Abschluss der bayerischen Neutralitätskonvention mit Preußen 1763 und 1764, wie bei den Verhandlungen zu den Wahlkapitulationen gelegentlich der Kaiserwahl Josephs II. zu Frankfurt zu besorgen – verfasste der eingefleischte Junggeselle eine Geschichte des Lechrains. Getreu den neuen Methoden in der Geschichte hatte er zunächst alle wichtigen Urkunden gesammelt, und diese gab er 1765 in einem eigenen Foliantenband heraus: „Der Geschichte des Lechrains zweyter Band, Urkunden enthaltend“. Es ist bis heute die Standard-Quellensammlung zur Geschichte des Lechrains geblieben, den er allerdings weiter als seinerzeit Sebastian Münster begriff: Lori verstand unter dem Lechrain, wie es der geographische

Umkreis seiner Urkundensammlung aufweist, das Land zu beiden Seiten des Lechs, in seiner ganzen Länge von Füssen bis Rain am Lech. Vielleicht ist es gerade dieser große Begriff vom Lechrain gewesen, dass Lori den Darstellungsband nicht mehr verfasst hat. Zeit hätte er hierfür gehabt, als er als bayerischer Patriot 1777 in die Verwicklungen der bayerischen Erbfolge hineingezogen und 1779 nach Neuburg a.d. Donau in die Pension und Verbannung geschickt wurde. Die große bayerische Geschichte hatte es ihm ange-tan, er verfasste 1782 noch ein dreibändiges Handbuch zur bayerischen Geschichte, aber man kann vielleicht sagen, dass ihm die Geschichte des Lechrains zu einer Historie des vom Lechrain begrenzten Landes, eben Bayern, geworden war: unter diesem Aspekt hat Loris bayerische Geschichte bisher noch keine Beachtung gefunden. Am 23.3.1786 ist Johann Georg von Lori, der wohl bedeutendste Geschichtsschreiber des Lechrains, in Neuburg gestorben. „Notus omnibus, ignotus morior“ – Allen bekannt sterbe ich als ein Unbekannter – so stand auf seinem Grabstein in Neuburg zu lesen, der längst verschollen ist. Das Haus, in dem er wohnte, ist aber noch bekannt.

Nun ist es keineswegs so, dass mit Lori die Bemühungen um die Erforschung und Darstellung der Geschichte des Lechrains ihr Ende gefunden hätten, dafür war sie zu inhaltsreich, zu interessant. Es gab und gibt eine Fülle von Einzelstudien, die sich mit dieser originellen historischen Landschaft befassen, vor allem auf dem dialektologischen Bereich. Eine große zusammenfassende Darstellung, wie sie Lori geplant hatte, fehlt bis zum heutigen Tag. Lediglich ein einziger Versuch ist unternommen worden, die Lechrain-Geschichte Loris zu ergänzen und fortzusetzen: der kgl. bayerische Reichsarchivdirektor Joseph Freiherr von *Hormayr-Hortenburg* wollte dies in seiner 1842 erschienenen „(Die) goldene[n] Chronik von Hohenschwangau – der Burg der Welfen, der Hohenstauffen und der Scheyren“ nachholen, wie er ausdrücklich im Vorwort zu seinem Buche am 17. Juli (dem Geburtstage Loris) 1842 bekennt<sup>5</sup>: „Seinen Achtung gebietenden chronologischen Auszug bayerischer Historien bis zur Aechtung Heinrichs des Löwen hat Lori in seiner Verbannung geschrieben. Aber in solcher Abgeschiedenheit mußte Loris Geschichte des Lechrains nothwendig ein Bruchstück bleiben. Möge es den vorliegenden Blättern vergönnt seyn, diese Lücke, wenn auch bei vieljähriger, noch viel weiterer Entfernung von den Quellen, dennoch einigermaßen auszufüllen und durch reichen Beitrag zur Historie des Lechrains einen Kranz zu legen auf das theure Grab des ‚Bayern par excellence‘ seiner Zeit!“ Wie umfassend Hormayr seine Geschichte aufgefasst hat, sagt er an anderer Stelle seines Vorworts: „So läßt sich an der goldenen Schwangauer Geschichts-Spindel gar viel abwinden, nicht nur alle *Geschichte des Lechrains*, sondern noch gar viel Größeres: – Flor und Fall des Ritterthums und der Adelsbünde, der Krieg der Fürsten und Städte, des Adels und der Eidgenossen, die stolze Blüthe und das allmähliche Sinken des süddeutschen Welthandels“. An Sprache und Stil dieser Sätze merkt man, dass die Romantik Einzug gehalten hat, dass nicht mehr die strenge Urkundenforschung eines Lori dominierte, sondern die romantisierende Rückerinnerung ins Mittelalter. Die Darstellung ist Hormayr zu einer

1 Überarbeitung und Aktualisierung eines noch unveröffentlichten Vortrags, gehalten am 21. März 1981 im Rathaus zu Landsberg anlässlich der 125-Jahrfeier des Historischen Vereins

2 Ausschnittsweise reproduziert in A. Weitnauer, Allgäuer Chronik, Bilder und Dokumente, 1962, S. 270/71

3 Geograph, 1489 zu Ingelheim geboren, später Professor an den Universitäten Heidelberg und Basel

4 Zu Lori siehe Max Spindler (Hrsg.), *Electoralis Academiae Scientiarum Boicae Primordia*. Brief aus der Gründungszeit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 1959, XXVI ff

5 S. XV f

umfänglichen, ungemein material- und stoffreichen Chronik nach Jahreszahlen geraten, allerdings ohne Hinweis auf die großen Zusammenhänge und Entwicklungslinien der Geschichte des Lechrains.

Als der Lech noch die Staatsgrenze bildete, was bis 1803 der Fall war, erscheint in den „Statistischen Aufschlüssen“ des kurbayerischen Staatsrates Josef von Hazzi aus dem Jahre 1802 der Lechrain mehrfach erwähnt. Unter dem Gericht Landsberg schreibt er bei der Schilderung des Dorfes Scheuring<sup>6</sup>: „Da jetzt mit der Abtheilung der Weide sowohl als der Holzplätze angefangen ist, das Dorf Scheuring auch die Hänge, die am ganzen *Lechrain* – so heist auch *das ganze Land* – bis Friedberg öde lag, erst jüngst vertheilt, und zur Kultur vorbereitet hat, so werden diese Hänge oder *Rhaine*, wenn man die Mühe sich nicht reuen läßt, bald die schönsten Gärten und Baumpflanzen darbieten, und die Gegend neu beleben“. Unter dem Gericht Mering führt der gelehrte Staatsrat an, dass die großen hageren Männer meist blau gekleidet sind und immer mehr den Schwaben gleichen, „deren Sprache sie beinahe ganz haben“. Von den „Weibslauthen“ wird berichtet, dass sie sich wie die „Lechrainerinnen“ kleiden. Mit Kissing könne man den „wohlthätigen Lechrain als geendet“ ansehen, wo alles „in Rücksicht des Bodens und Charakters mit den Lechrainern in gleichem Verhältnis stehe“. Die Bewohner des Gerichtes Aichach werden hingegen sehr verschieden von den Lechrainern geschildert: Die Männer seien klein wie die Zwerge mit brauner oder schwarzer Haarfarbe; die Frauen weisen ebenso kleinen Wuchs und dazu noch „wilde Züge“ auf! Schließlich stellt Hazzi beim südlich von Landsberg gelegenen Gericht Schongau fest: „Die Bewohner tragen sowohl dem Charakter als der Kleidung nach das Gepräg der Mischung: halb schwäbisch, halb baierisch...“

In der Geschichtsforschung tritt der Lechrain als Geschichtslandschaft seit dem 19. Jahrhundert dann immer mehr zurück. Der Grund mag wohl darin liegen, dass seit Beginn dieses Jahrhunderts der Lech keine Staatsgrenze mehr war, mit deren Entstehung und Geschichte es sich zu beschäftigen gelohnt hätte. Immerhin hatte der kgl. bayerische Reichsarchivdirektor Franz Ludwig Baumann 1902 noch einen umfassenden Aufsatz zur „Geschichte des Lechrains und der Stadt München“ veröffentlicht, in der neben der Gründung Münchens die Entstehung der Stadt Landsberg im Mittelpunkt steht. Auf dem Gebiet der Volkskunde hat der Lechrain hingegen gerade im 19. Jahrhundert seine einmalige Dokumentation gefunden: 1855 ist aus der Feder des Pörringer Schlossherrn Carl Freiherr von *Leoprechting* das Werk „Aus dem Lechrain“ erschienen, mit den Untertiteln und Unterabteilungen: „Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde, 1. Teil: Erzählungen aus dem Volke, 2. Teil: Das Bauernjahr in seinen Festen und Gebräuchen, Lostagen und Lebensweisen“. Es gilt heute als ein klassisches Werk der Volkskunde, was seine 1975 erfolgte Neuauflage unter dem etwas irreführenden Titel: „Bauernbrauchtum und Volksglaube in Oberbayern“ beweist. Unser Land darf sich glücklich schätzen, in Leoprechting eine so einmalige Darstellung Lechrainer Volkskultur und Bauernmentalität vor dem großen industriellen Umbruch gefunden zu haben.

Bei der bisherigen Betrachtung der historischen Lechrain-Literatur ist auffällig: es sind samt und sonders Abhandlungen von gelehrten Autoren, keine direkten Äußerungen eines Lechrainer Volksbewußtseins. Bei der Gründungswelle der Historischen und Heimatvereine im 19. Jahrhundert entstand, soweit ich sehe, kein einziger Verein, der sich nach dem Lechrain benannt hätte. Ist das, was wir als Lechrain bezeichnen, nur eine Angelegenheit von gelehrten Humanisten, Geschichtsschreibern und Volkskundlern, die sich mit dieser interessanten baierisch-schwäbischen Grenzland-

schaft am Lech befasst haben, weil sie durch Geburt, Wohnsitz oder wissenschaftliche Liebhaberei mit ihr verbunden waren? Auf diese Frage haben wir eine Antwort zu geben, wenn heute der „Lechrain“ wieder zum Gegenstand geschichtlicher Erörterung gemacht wird.

„Rain“, das ist allgemein bekannt, ist ein altes Wort für Grenze; große Flüsse und Landschaften, sogar Orte haben davon ihren Namen, erinnert sei nur an den „Rhein“, an die „Rhone“, an den Ort „Rain“. Es ist ein Wort, das auch im Wortgut der Mundart zu Hause ist: mit „Rua“ wird heute noch der Feldrain bezeichnet, also eine Grenze oder ein Grenzsaum<sup>7</sup>. Es ist also ein Wort, das primär in der Volkssprache, in der Mundart verankert ist. Allein aus dieser Überlegung könnten wir schon schließen, dass der „Lechrain“ in den erwähnten Abhandlungen nicht eine gelehrte Neubildung ist, sondern einem lebendigen Sprachgebrauch entnommen sein muss. Es ist m.E. nicht nur einfach die Übersetzung von „Licatii“, wenn Sebastian Münster 1550 von den „Lechraynern“ spricht. Und der gebürtige Lechrainer Lori hatte den Begriff wohl von seiner Heimat mitbekommen. Die Beschreibung Hazzis beweist, dass der Ausdruck „Lechrain“ von Friedberg bis Schongau gebräuchlich war. Der Freiherr Leoprechting auf dem Schloss Pörring hatte seinerzeit nicht *oberbayerische* Bauernerzählungen aufgezeichnet, sondern „Erzählungen aus dem Lechrain“ – weil sich die Bewohner als solche fühlten und bezeichneten, weil Leoprechting um die Eigenart ihrer Sprache und ihres Volkstums wusste. Den letzten Beweis, dass es ein „lechrainisches Bewusstsein“ gab – ob es ein solches *noch* gibt, ist eine andere Frage – , konnte man vor einigen Jahrzehnten noch von den ältesten Bewohnern unseres Landkreises erfahren. Angesprochen auf ihre eigentümliche Mundart, die weder ganz baierisch noch schwäbisch klingt, und befragt, ob sie nun Baiern oder Schwaben seien, bekam man zur Antwort: Baiern wohl, aber was die Sprache angeht, sind wir halt „Lechrainer“. Der Lechrainer Mundart, die durch eine Mischung von baierischen und schwäbischen Sprachelementen sowie sehr alttümlichen, oft noch mittelhochdeutschen Lautungen gekennzeichnet ist, die an das Südbaierisch-Tirolische erinnert, entsprach ein eigenes lechrainisches Bewusstsein, eine eigene Lechrainer „Identität“. Gegen die Schwaben grenzte man sich selbstverständlich als Baiern ab; der Lech galt als die unverrückbare Grenze seit der Welterschaffung, als Gottvater auf der Lechrücke stand und zu den Baiern sagte: „Es werde“, zu den Schwaben aber „Ös sei (Säue)“! Bezeichnend für das Sonderbewußtsein des Lechrainers war es, dass er sich auch gegenüber den Baiern abgrenzte, obwohl er sich durch und durch als solcher fühlte und sein baierisches Überlegenheitsgefühl bei jeder Gelegenheit dem Schwaben gegenüber zum Ausdruck brachte. Der Lechrainer musste es als guter Alt- und Grenzbaier hinnehmen, dass er von seinen Brucker, Starnberger oder Münchner Stammesbrüdern glatt als Schwabe bezeichnet wurde – ein Preuße, der vor 50 Jahren nichtsahnend in vorgerückter Stunde einen Lechrainer als „Sauschwab“ titulierte (in einem Wirtshaus im unteren Landkreis Landsberg), hätte damals damit beinahe eine handfeste Messerstecherei ausgelöst.

Dies ist aber nun das Auffällige: der Lechrainer hat aufgrund seiner Mundart auch dem Baiern gegenüber ein Eigen- und Sonderbewusstsein – zumindest hatte er es. Im 19. Jahrhundert war z.B. noch genau bekannt, dass die Grenze zwischen dem Lechrainischen, der „rechten Sproch“, und dem Baierischen der Unterländer im Meringer und Brucker Hinterland die obere Maisach bildete, die meine Großmutter zwischen Lüttenwang und Adelshofen den „Doldeigraben“ nannte. Auf der anderen Seite, so habe ihr die Mutter erzählt, fangen die Leute zu „mölteln“, also Unterländisch-

6 Hazzi, Bd.II S.120, 216, 222, 251, 267, 299

7 J.Schmeller, Baierisches Wörterbuch

baierisch zu reden an. Zunächst schenkte ich dieser Erzählung nicht allzuviel Beachtung. Nicht wenig aber staunte ich, als ich in der bayerischen Topographie Philipp Apians aus der Zeit um 1560 unter dem Gericht Landsberg folgenden Eintrag fand<sup>8</sup>: „Moraweiss p., templ.; ad hunc pagum rivum *Tolletin* exoritur, perexiguus, ita ut aliquando totus exarescat, ubi vero arcem Adeltzhoven praeteriit, *Maisahae* nomen abtinet.“ Zu deutsch: „Moorenweis, Dorf, Kirche; bei diesem Dorf entspringt der *Tolletin*-Bach, so klein, dass er bisweilen gänzlich versiegt; wo er aber gerade an dem Schloss Adelshofen vorbei fließt, erhält er den Namen *Maisach*!“. Den *Doldeigraben* gab es also wirklich! Noch mehr klärte sich für mich diese Lechrainer Sprachgrenze gegenüber dem Baierischen auf, als ich mich 1955 in die Geschichte der baierisch-schwäbischen Sprachgrenze am Lech an der Universität Innsbruck vertiefen konnte. Bekannt sind die starken schwäbischen Spracheinschläge zwischen dem Lech einerseits und der Linie Paar – Obere Maisach – Amper – Ammersee – Staffelsee andererseits. Es ist genau das Gebiet, in dem Sebastian Münster in seiner Kosmographie die Lechrainer ansiedelte. Die östliche Linie deckt sich nun haarscharf mit dem Aufhören schwäbischer Lautungen und dem Beginn der „echten“ baierischen Mundart: es sind die Abgrenzungen 1.) schwäbisch a gegen bair. o: z.B. *Tag/Tog*, *alt/oid*, *Vatr/Vodr*, *macha/mocha*, *hawa/ham* bzw. *hom* usw.; 2.) schwäbisch *Afermenta* gegen bair. *Mörchta* (=Erchtag, Dienstag); 3.) für die hochdeutsche Nachsilbe *-en* schw. *-a* gegen bair. *-(e)n*, z.B. *essa/essn*, *fara/forn*, *hawa/hom*, *gejwa/gejm*, *tua/tean*, *gwejsa/gwen*, *d'Hasa/d'Hosn* (Hasen) usw. Sprachwissenschaftlich gesehen ist also das, was der Lechrainer gegenüber den Baiern als „Lechrainisch“ empfindet, schwäbischer Spracheinschlag, der übrigens in einzelnen Formen sich bis zur Isar verfolgen lässt<sup>9</sup>.

Das Lechrainische ist aber nicht nur eine baierisch-schwäbische Mischmundart, es erhält seinen eigentümlichen Charakter und seine sprachliche Individualität mindestens ebenso sehr dadurch, dass sich hier mittelhochdeutsche Wortformen erhalten haben, wie sie in Mundartgrenzgebieten wie im Südbaierischen, also im Tirolischen, bestehen blieben. Einige Beispiele hierfür: die stark affrizierte (behauchte) Aussprache des k, das von seinem alpinen Verbreitungsgebiet mit seinem Ausläufer in das Lechrainer Dialektgebiet hineinreicht: *Khurcha* = Kirche, *Zuckher* = Zucker (schw. und bair. *Ghiach(a)*, *Zugger*; weiter statt Berg, Dorf, werfen heißt es im Lechrainischen „*Barg*, *Darf*, *warfa*“; ein hochdeutsches h in der Wortmitte wird noch altertümlich wie ch ausgesprochen: *zejcha* = zehn; *Weichr* = Weiher; *Zeacha* = Zehen usw. Nicht zu übersehen ist schließlich der altertümliche Wortschatz am Lechrain: „*Khloutza*“ für Fensterladen, „*focha*“ für fangen („*Fochaless*“ war in meiner Kindheit ein Kinderspiel!), „*Mellin*“ für Mädchen (Nachsilbe *-lein* wird noch mittelhochdeutsch *-lin*, *-len* ausgesprochen), *Bisgur(k)a* = bissiges Weib, vom mhd. *Gurre* = altes Pferd; *ejkenta* = im Herd Feuer machen: hier sogar ein Lehnwort aus dem lat. *incendere*!

Wir müssen damit unsere Ausführungen über den Lechrainer Dialekt abschließen, um zusammenfassend festzustellen:

1.) Das „Lechrainische“ ist eine „*Sproch für sie sölwr*“, eine eigene Mundart, die ein gewisses Eigenbewusstsein und Zusammengehörigkeitsgefühl der Lechrainer begründete.

2.) Zur Ausbildung stärkeren ethnischen Eigenbewusstseins, derart, dass man von einem eigenen „Lechrainerischertum“ sprechen könnte, ist es jedoch nicht gekommen. Die Identifizierung mit Baiern und dem Baierischen war zu stark.

<sup>8</sup> Oberbayerisches Archiv Bd. 39 S.14 Z.11

<sup>9</sup> Über die Lechrainer Mundart siehe den Beitrag des Verfassers in der 2. Auflage des Heimatbuches des Landkreises Landsberg am Lech und die dort angeführte Literatur

3.) Das lechrainische Bewusstsein gründete sich ganz auf die Spracheigentümlichkeit der bäuerlich-handwerklich-ländlichen Schichten im Lechrainer Dialektraum, der sich in etwa mit den Altlandkreisen Landsberg und Schongau rechts des Lechs deckte.

Es ist seit einigen Jahrzehnten leider festzustellen, dass dieser sprachgeschichtlich hochinteressante, in seinem Klang so ursprünglich und urtümlich anmutende Lechrainer Dialekt und damit auch das Lechrainer Bewusstsein im Aussterben begriffen ist. Es war eine Sprache der Bauern, der Dorfhändler und der bäuerlichen Dienstboten. Durch die Volltechnisierung der Landwirtschaft, durch die Ver(vor)städterung des Landes, durch Industrieansiedlung und Arbeiterwohnsiedlungen ist die alte Bauern- und Handwerkswirtschaft und damit das gesamte alte bäuerliche Dorfleben fast ganz untergegangen, damit aber auch die vielen Dialektausdrücke, die sich auf altes bäuerliches Wirtschaften, auf alte landwirtschaftliche und handwerkliche Geräte bezogen. Die Jahre von 1950 bis 1975, ein Vierteljahrhundert also, war die Zeit einer gesellschaftlichen Revolution im Sinne einer gewaltlosen, aber um so tiefer gehenden Umwälzung, wie sie die Geschichte des Lechrains vorher zu keiner Zeit wohl gekannt hat: das alte traditionelle Bauern- und Handwerkerturn, das um 1800 fast 90% der Bevölkerung im Landgericht Landberg ausgemacht hat, ist untergegangen; geblieben sind noch gerade über 10% landwirtschaftliche Bevölkerung, die unter den agrarstrukturellen Bedingungen des EG-Marktes sich zu behaupten versuchen. Die Schnelligkeit, mit der uralte Traditionen und Brauchtum über Bord geworfen werden, ließ die Bande mit dem Überlieferten reißen, so dass vieles unwiederbringlich verloren ist. Die Nachteile einer Übertechnisierung, vor der gerade Historische und Heimatvereine schon früh gewarnt haben, dafür seinerzeit aber nur mitleidig belächelt wurden, stellen sich immer mehr ein.

Ein großer Verlust ist auch die angestammte heimische Lechrainer Mundart. Sie wird bestenfalls noch von den Älteren gesprochen, von den Jungen gerade noch verstanden. Mit dem Dialekt schwindet auch Mentalität und geistige Eigenart des Lechrains dahin.

Noch ist die Mundart jedoch nicht ganz ausgestorben. Die ältere Generation auf dem Lande spricht sie noch. Es stellt sich die Frage, ob das Lechrainische nicht in irgendeiner Form erhalten werden könnte, so wie beispielsweise die absterbende bäuerliche Gerätekultur in den Heimatstuben. Bei der Sprache geht dies nicht so einfach. Sie ist ja letztlich etwas Geistiges, das man am ehesten literarisch fassen kann. Eine eigene Lechrainer Literatur, die dieses Wort verdienen würde, gibt es nicht. Was vorhanden war, vielleicht noch vorhanden ist, das sind Sprichwörter, Redensarten, Reime, Erzählungen und Lieder aus dem bäuerlich-handwerklichen Bereich. Was noch da ist, das ist die eigenständige Mundart in Lautform und Wortschatz. Die Dialektwissenschaft ist längst daran, die letzten Reste dieser Mundart aufzunehmen und zu erforschen, allerdings nur für einige wenige Orts- und Wortfelder. Es gibt bereits mehrere Untersuchungen über die Ursprünge dieses Dialekts; sie führen uns weit zurück in die Geschichte des Lechrains, in die Zeit des 6. Jahrhunderts, als der Lech Grenze zwischen Bayern und Schwaben wurde. Die schwäbischen Einschläge im Lechrainer Dialekt östlich des Lechs erklärt man sich zunehmend wieder damit, dass es doch Alamannen/Schwaben waren, die sich vor den Bayern hier niederließen und ihr Schwäbisch bis zum heutigen Tag bewahrt haben. Seit dem 6. Jahrhundert jedoch dauernd baierisch beeinflusst, übernahmen sie die entscheidenden baierischen Mundartmerkmale: *eis* = ihr; *enk* = euch; *ins* = uns usw. Die ursprüngliche schwäbische Besiedlung bedeutet jedoch nicht unbedingt, dass der Lechrainer Dialekt schon eine schwäbische Mundart ist, „vorostschwäbisch“, wie sie im Historischen Atlas von

Bayerisch-Schwaben (1955) eingetragen und bezeichnet ist. Die Dialektmischung und das Festhalten an altertümlichen Sprachrelikten hat durchaus einen eigenen Dialekt entstehen lassen, der, cum grano salis, vielleicht mit dem der Cimbrischen Sprachinseln im Trentino oder dem Sonderdialekt eines tirolischen Hochgebirgstales zu vergleichen ist. Ob ein Zusammenhang mit den alten keltischen Likatiern besteht, ist möglich, aber ebenso wenig zu beweisen wie die Herkunft der Baiern von den keltischen Bojern. Was schließlich nicht zu übersehen ist: es gibt eine große Zahl von örtlichen Besonderheiten, jedes Dorf hat oft seine eigene Dialektfärbung, selbstverständlich auf der Grundlage lechrainischer Sprachgemeinschaft.

Für die Sprachwissenschaft ist der lechrainische Dialekt so wertvoll, dass bis jetzt einiges, allerdings wegen Mangel an Mitteln noch nicht alles getan worden ist, ihn mit den modernen Methoden der Sprachwissenschaft zu dokumentieren und zu erforschen. Soll der Lechrainer Dialekt aber nur zum Gegenstand linguistischer Forschung einiger Dialektologen innerhalb der elfenbeinernen Türme der Universitäten und Akademien werden? Wäre es nicht Pflicht der Älteren, die ihn noch kennen und können, in geeigneten Formen den Jüngeren zu vermitteln? Und sollte nicht die Jugend ein Interesse haben, die Sprache der Eltern nicht untergehen zu lassen, sich mit ihr noch vertraut zu machen? Es kann nicht darum gehen, einen aussterbenden Dialekt wieder zur Umgangssprache zu machen: das wäre ein aussichtsloses Unterfangen, da hinter dem Lechrain heute kein stärker ausgeprägtes Eigenbewusstsein mehr steht. Was getan werden könnte, um diesen Dialekt als geistig-kulturellen Bildungswert zu erhalten, wäre vielleicht folgendes:

1.) Veranstaltung von Mundartsprechen im Lechrainer Dialekt, wobei für die besten Mundartsprecher und -dichter (warum nicht?) Preise ausgesetzt werden sollen.

2.) Theaterstücke auf den Dorfbühnen sollten möglichst in der Lechrainer Ortsmundart aufgeführt werden, und nicht, wie es vielfach der Fall ist, in einem verkitschten Rundfunkbayerisch oder gar missglückten Hochdeutsch.

3.) Durch das Wissen um den kulturellen Wert der Lechrainer Mundart sollten die Minderwertigkeitskomplexe abgebaut werden, die einer ehemals bäuerlichen Mundart heute noch anhaften. (Ein Praktikum in der Schweiz würde hier Wunder wirken!)

4.) Das Problemfeld Mundart-Schule müsste auch in Hinblick auf den Lechrainer Dialekt erörtert und erschlossen werden. Es ist bekannt, dass der Dialekt eine Barriere für ein einigermaßen gutes Hochdeutsch sein kann – er kann aber auch, didaktisch richtig angegangen, die erste Anfängerübung für „Zweisprachigkeit“ und damit Vorschule für das Erlernen von Fremdsprachen sein – auch wenn die erste Fremdsprache das Hochdeutsche sein sollte!

5.) Wertvolle Initiativen zur Dokumentierung und Konservierung des Dialekts sind Tonbandaufnahmen mit Mundartgesprächen älterer Leute, die den Dialekt noch einigermaßen unbeeinflusst von der nivellierenden Umgangssprache sprechen. Ich könnte mir vorstellen, dass es gerade für die Jugend von Reiz wäre, statt Discomusik einmal auch zur Abwechslung einige Kassetten Lechrainer Dialekt aufzunehmen: sie würde damit nicht nur der Heimat, sondern auch der Wissenschaft einen wertvollen Dienst leisten. (Aber: Zu notieren sind immer die Namen und Anschriften der Sprecher, ihr Alter, der Geburtsort und Ort und Datum der Aufnahme usw.)

6.) Voraussetzung für all diese Initiativen wäre eine „Lechrainer Mundartfibel“, die alles Wissenswerte und Wertvolle über diesen Dialekt volksnah schildert und dann in einem Wörterbuch mit Kurzgrammatik den Dialekt erschließt. An meinem damaligen Lehrstuhl in Augsburg waren Studenten mit diesem Vorhaben beschäftigt: mit viel Begeisterung, wie ich feststellen konnte. Es soll kein hoch-

wissenschaftliches Lexikon werden, sondern, wie gesagt, eine solide Sprachfibel für den Lechrainer, natürlich auch für solche, die den Lechrain lieben und deswegen „Lechrainisch“ lernen wollen.

Ich persönlich würde mich freuen, wenn das Bändchen in der Reihe „Unsere Heimat am Lechrain“ unter dem Titel „Unsere Mundart am Lechrain“ erscheinen könnte. Der verstorbene Landrat Müller-Hahl hatte gerade durch diese Lechrain-Reihe die Tradition des alten Lechrains nach dem Weltkrieg wieder erweckt und fortgeführt. Der Landkreis Landsberg ist das Zentrum des alten Lechrainer Sprachgebiets; er hat deshalb eine besondere Verpflichtung zur Bewahrung seiner Lechrainer Mundart, die Kulturgut und Wortdenkmal zugleich ist. [Das Amtskürzel LL braucht man ja nicht unbedingt als Ludwigs-Legende, wie vor Jahren in einer Sendung des Bayerischen Rundfunks geschehen, zu interpretieren, sondern man kann da auch an den Lechrain-Landkreis denken, falls die Stadt Landsberg nicht wegen der Vernachlässigung ihres Namens protestiert.]<sup>10</sup>

„Der Lechrain und seine Geschichte“, es kann in diesem Rahmen nur ein kleiner Ausschnitt sein, ein Bericht über seine Erforschung, die ja heute in zahlreichen Vereinen und Arbeitsgemeinschaften erfolgt, angefangen von dem heute jubilierenden Historischen Verein für Stadt und Kreis Landsberg, über die Dießener Ammersee-Heimatforscher bis hin zum Heimatverband Huosigau mit seinem verdienstvollen, Jahr für Jahr aufs Neue herausgegebenen Jahrbuch „Lech-Isar-Land“, und den großen und kleinen Heimatbüchern und Ortschroniken, die gerade im geschichtsbegeisterten Landrat dieses Kreises, dem auch der Oberbürgermeister dieser Stadt nicht nachsteht, einen gewichtigen Förderer haben.

Aus der Geschichte des Lechrains selbst, die weit bis in die Vorgeschichte zurückzuverfolgen ist, deren römische Zeit wir durch Ausgrabungen immer besser kennen lernen, – dessen alamannisch-bajuwarische Frühgeschichte und Christianisierung durch Gräberfunde und die Entdeckung der karolingischen Klosterkirche in Sandau immer mehr an Konturen und Anschaulichkeit gewinnt, deren welfisch-staufisches Mittelalter mit der Landsberger Stadtgründung kulminiert, dann in das wittelsbachische Landgericht einmündet, dessen Nachfolger der heutige Landkreis Landsberg ist, auf all dies können wir am Schluss nur verweisen, ebenso wie auf die reiche Kultur- und Kunstgeschichte des Raumes, der mit seinen großartigen Dorfkirchen so etwas wie den „kleinen Pfaffenwinkel“ bildet. Es ging uns darum, aus dieser überreichen Geschichtsfülle die Frage herauszugreifen und zu erörtern, was es mit dem „Lechrain“ eigentlich auf sich hat und wie sich seine Eigenart und Originalität am Beispiel der geschichtsträchtigen Lechrainer Mundart äußert. Es war unser Anliegen, Vorschläge zu machen, wie dieses geistige Kulturgut erhalten und der jungen Generation in geeigneter Weise vermittelt werden kann. Was für die Mundart gilt, das gilt noch für viele andere Gebiete des historisch-kulturellen Lebens im Landkreis. Es ist ein Verdienst des jubilierenden Historischen Vereins und seines Vorsitzenden<sup>11</sup>, dass er unermüdlich und mit großem Idealismus immer wieder diese Aufgaben angeht. Dafür gilt ihm und dem Historischen Verein für Stadt und Kreis Landsberg der Dank, sowohl mein persönlicher als auch derjenige der wissenschaftlichen Landesgeschichte, die gerade den historischen Vereinen als ihren „pressure groups“ und Bürgerinitiativen viel verdankt. Glückauf und die besten Wünsche für die nächsten Jahre bis zur 150-Jahrfeier, die wir möglichst zahlreich noch zu erleben hoffen!

<sup>10</sup> Das angekündigte Bändchen ist dann in Kontakt mit dem Augsburger Dialektologen Prof. Dr. Werner König von Martin Wölmüller erarbeitet worden und 1987 unter dem Titel erschienen: „Der Lechrainer und seine Sprache“ in der Landsberger Verlagsanstalt Martin Neumeyer

<sup>11</sup> damals – 1981 – Dr. Anton Huber

# Tumuli der Würmeiszeit bei Thaining

Georg M. Eberle

Im Osten von Thaining (Landkreis Landsberg am Lech) treffen wir auf Hügel, Mulden mit und ohne Teiche und Moore. Die Geologische Übersichtskarte 1:200.000 CC 8726 Kempten (Allgäu) BRD spricht in dem Gebiet von einer würmeiszeitlichen Landschaft mit glaziären Ablagerungen wie Moränen, Wallformen, Drumlins. Die nördliche Fortsetzung des Hügellandes wird von der Geologischen Karte von Bayern 7931 Landsberg a. Lech (Bayer. GAL) erfasst. Die Signaturen kennzeichnen das Gebiet als Jungmoränenlandschaft mit einer bindigen, teilweise auch schottrigen Grundmoräne mit Wallformen, Toteislöchern- und mulden. Die Wälle stellen Seitenmoränen dar. Drumlins sind stromlinienförmige Hügel mit einer allgemein steilen Luvseite und einer spitz und flach auslaufenden Leeseite und erstrecken sich längs der Eisströmungsrichtung. Toteislöcher sind typische Erscheinungen einer Eiszerfallslandschaft.

Von Thaining auf der Straße nach Obermühlhausen kommend trifft man zuerst auf einen flach ansteigenden Wall (Abb. 1), dann wird die Landschaft belebt. An ihren Konturen gegen den Horizont erkennt man ein-

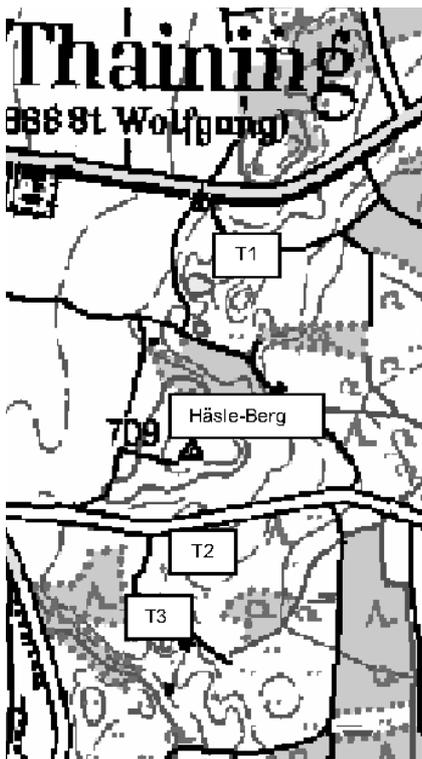


Abbildung 1



Abbildung 2: Tumulus 1.



Abbildung 3: Toteiskessel 1.



Abbildung 4a: Blick vom Häsle-Berg nach Süden.

zelle **Drumlins**. Vor allem aber fallen südlich der Straße unregelmäßig angeordnete, annähernd kegelförmige Hügel von verschiedenem Durchmesser und unterschiedlicher Höhe auf. Man kennt solche Landschaftselemente aus der Gegend östlich von Andechs und Pähl im Südosten des Starnberger Sees. JERZ (1993) bezeichnet diese Sonderformen eiszeitlicher Ablagerungen als **Tumuli**.

Sie sind wahrscheinlich aus Sedimentmaterial entstanden, das auf der Gletscheroberfläche lagerte und in größere im Eis vorhandene, sich nach unten erweiterte Strudellöcher eingeschwenkt wurde. Solche senkrecht ins Eis führende Strudellöcher kennt man inzwischen auch aus heutigen Alpengletschern, wie am Montblanc, und aus Untersuchungen der Gletscher in Spitzbergen ("Rätsel der Berge" 2005; HOMES Spitzbergener Zeitung Mai - Juni 2004). Diese inglazialen, mühlenartigen Wasserkanäle, in denen das Schmelzwasser senkrecht im Gletscher in die Tiefe stürzt, heißen inzwischen **Moulin**s.

Man erwandert das Thaininger Tumulusfeld am besten über die Feldwege, die an einem Marterl von der Hauptstraße wegführen. Die Thaininger Tumuli sind ideal geformt, aber leider nicht aufgeschlossen, so dass man das Material, aus dem sie aufgebaut sind, nicht erkennen kann. Nur auf der Südseite des Tumulus (1) ist wegen der geringen Humusaufgabe kantengerundestes, schottriges Material sichtbar.

Südwestlich am Fuß des Tumulus (1) liegen drei Toteiskessel mit Tümpeln. Ihr Wasserstand schwankt in Abhängigkeit vom Niederschlag. Wegen der angrenzenden gut gedüngten Weideflächen ist ihr Wasser, erkennbar an dem dichten Bestand an großem Rohrkolben, stark eutrophiert. Außerdem wurden in die Mulden Gartenabfälle eingebracht. Das gilt vor allem für den Tümpel im Waldstück unterhalb des Nordanstiegs zum Häsle-Berg.

Von Westen her führt ein Pfad auf die Spitze des Häsle-Bergs. Von seiner Spitze aus hat man einen vorzüglichen Überblick über die weiteren Tumuli. Die Tumuli (2+3) fallen wegen ihrer Größe und idealen Form besonders auf. Die zwischen den Buckeln liegenden Mulden wurden dem Augenschein nach planiert und durch Drainagen entwässert, so dass zwar Feuchtstellen, aber keine mit Wasser gefüllte Toteislöcher mehr vorhanden sind. Alle Tumuli, außer der Nordseite des Häsle-Bergs, die mit einem Fichtenwald bestockt ist, werden wegen ihrer steilen Anstiege als Standweiden für Rinder genutzt. Beinahe parallel verlaufende Viehgangeln führen wie Höhenlinien rings um die Kegel herum.



Abbildung 4b: Blick vom Häsle-Berg nach Süden.



Abbildung 5: Tumulus 3.



Abbildung 6: Blick über Tumulus 3 nach Norden in Richtung Häsle-Berg.

#### Bildnachweise:

Abb. 1; Top 50 Bayern Süd (AMTLICHE TOPOGRAPHISCHE KARTEN): - Bayerisches Landesvermessungsamt.  
Alle Fotografien vom Verfasser

	Rechtswert GPS	Hochwert GPS	MH GPS	Ø ca.	Nei- gung
Marterl	44.22.896	53.15.805	696m		
Tumulus1 (T1)	44.22.953	53.15.602	697m	WO 70m	Ca. 50°
Toteiskessel	22.22.829	53.15.078	682m	Umfang 108m	
Häsle-Berg	44.22.880	43.15.302	710m TK25 702m	OW 370m NS 330m	i. S. ca. 25°
Tumulus2	44.22.829	53.15.115	696m	WO 40m	60°
Mulde im SW	44.22.829	53.15.078	688m		
Mulde im SO			682m		
Tumulus3 (T3)			687m	WO 83m NS 106m	

GPS = Global Positional System (Gauß-Krüger-Koordinatensystem) MH = Meereshöhe

#### Literatur:

- HORMES A. (2004): Gletscher Impressionen. Spitzbergener Zeitung (Mai – Juni 2004) AWI  
 JERZ H. (1993): Geologie von Bayern II. Das Eiszeitalter in Bayern. - Stuttgart (Schweizerbart)  
 SCHREINER A. (1992): Einführung in die Quartärgeologie. - Stuttgart (Schweizerbart).  
 MEYER R. K. F. & SCHMIDT – THALER H. (1997): Wanderungen in der Erdgeschichte (9). Auf den Spuren der Eiszeit südlich von München – westlicher Teil. – München (Pfeil)  
 Umweltobjektkatalog (UOK) Bayern GEOTOPE: Geotop 190R020 Tumuli am Hirschberg.

- Umweltobjektkatalog (UOK) Bayern GEOTOPE: Geotop 188R006 Baeckerbichl E von Egling.  
 SWR: Rätsel der Berge – Montblanc-Gefahr im Gletscher. – (Sendung) 26.Mai 2005

#### Geologische Karten

- Geologische Karte von Bayern 1:25.000 mit Erläuterungen: 7931 Landsberg a. Lech (1974). – Bayerisches Geologisches Landesamt.  
 Geologische Übersichtskarte der Bundesrepublik Deutschland 1:200 000;  
 Blatt CC 8726 Kempten (Allgäu). – Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe.

## Der Stadttürmer in Landsberg

Werner Fees-Buchecker

Der Landsberger Schmalzturm am Hauptplatz, der bis weit ins 19. Jahrhundert hinein als „Schöner Turm“ bezeichnet wurde, war jahrhundertlang der Sitz eines Türmers.<sup>1</sup> In den letzten Jahren ist die vergessene Institution der Türmer, die oft in Kleinstädten noch bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts als Musiker wirkten, wieder etwas vermehrt in den Blickwinkel (auch der musikhistorischen) Forschung gerückt.<sup>2</sup>

In den Quellen taucht der Türmer bis ins 19. Jahrhundert meist als „Turner, Thurner“ auf, der Türmer war früher gleichzeitig sowohl Turmwächter, als auch Turmbläser. Für das Blasen der Turmsignale, das sogenannte „Abblasen“ mit Blasinstrumenten brauchten die Türmer eine musikalische Ausbildung und so waren die „Stadtthurner“ stets auch gleichzeitig Stadtmusiker. Als solche hatten sie neben dem

Chorregenten und dem Organisten die instrumentale Kirchenmusik mitzugestalten und spielten auch bei Hochzeiten, weltlichen Lustbarkeiten und Tanzveranstaltungen in der Stadt auf und hatten dadurch ein Nebeneinkommen. Der Türmer unterhielt meist Türmergesellen oder Lehrbuben und leitete auch andere Stadtmusikanten, Spielleute oder die Stadtpfeifer für verschiedene Spielmusiken. Der Türmermeister wird als Leiter der Türmergruppe auch als „Turnerprinz“ oder nur „Prinz“<sup>3</sup> bezeichnet.

Die Türmer wurden von der Stadt als Stadtbedienstete mit festem Gehalt angestellt und erscheinen als solche jährlich unter „der Stadt Ehaftleute“ oder „Besoldete“ in den Stadtkammerrechnungen (schon in der einzigen frühen erhaltenen von 1537 und dann jährlich ab 1634 bis zum Ende der Türmerstelle.)<sup>4</sup> Außerdem erscheinen jährlich die zwei Tur-

1 Vgl. allgemein zu den Türmern in Landsberg: Delles, Ulrich, Historischer Rückblick auf das Musikleben in Landsberg, unveröff. Facharbeit Leistungskurs Musik, 1990, Typoskript Bibliothek Historischer Verein; Schober, Josef, Ein städtischer Musikmeister in alter Zeit, in: Landsberger Geschichtsblätter 1, 1902, S. 17f.; aus dem Stadtarchiv Landsberg (im folgenden: StALL) wurden folgende Bestände herangezogen: Stadtkammerrechnungen 1537 ff.(KR); Ratsprotokolle (RP); Akten; Register der Ratsprotokolle 1622 ff (bearbeitet v. Klaus Münzer, dem ich herzlich für die Zurverfügungstellung der die Stadttürmer betreffenden Stellen danke)

2 Allgemein ausführlich in: Andreas Masel (Hrsg.), Das große ober- und niederbayerische Blasmusikbuch; S. 53-61; Vergleichstudien zu anderen Städten und Regionen z.B. Johann Wax, Türmer in der Oberpfalz, in: Volksmusik in Bayern, 8, 1991, Heft 2, S. 17-22; Barbara Polaczek u. Johann Wax, Glockenschlag und Hörnerklang. Türmer in der Oberpfalz; Günter Dippold, Leistungen und Nöte des Lichtenfelser Stadttürmers Sigmund Kerling, in: Schöner Heimat 92, 2003, Heft 3, S. 190-192

3 von: lat. "princeps" oder später von Prinzipal, als "erster Türmer"

4 StALL, Camerbuch 1537 p. 37 u. Kammerrechnungen 1634 ff.

ner in den Abrechnungen für die zwei Jahrmärkte; sie erhalten jeweils 9 kr für das „Ein- und Ausblasen des Marktes“ am Sandauer und Veitsmarkt.<sup>5</sup>

Die Aufgaben der Türmer sind in Instruktionen und Anstellungsverträgen festgehalten, wie in einer Bestallungs-urkunde für den Türmer Franz Gschwendtner von 1691.<sup>6</sup> Diese Aufgaben wurden in weiteren Verträgen<sup>7</sup> und Instruktionen in den Ratsprotokollen und Stadtkammerrechnungen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts immer ähnlich festgelegt:

Der Stadttürmer musste von seinem Gehalt zwei Turnergesellen oder mindest einen Gesellen und einen Lehrjungen (Junge, Bube) unterhalten. Diese sollten in „denen gewonlichen Thurner Instrumenten als Trompeten, Cornet, Posauen unndt Geigen erfahren“ sein. Cornet oder Zink ist ein gerade oder gekrümmt konisch zulaufendes Holzblasinstrument mit Grifflöchern.

Der Stadttürmer hatte an allen Fest-, Sonn- und Feiertagen und bei „figurierten Gottesdiensten“ auch unter der Woche „selb dritter“ mit den erwähnten Instrumenten in der Stadtpfarrkirche mitzuwirken und bei den Fronleichnamspzessionen und den wöchentlichen kirchlichen Donnerstagsumzügen die Musik zu blasen.

Neben der instrumentalen Kirchenmusik musste der Türmer täglich abends im Winter um acht Uhr, im Sommer um 9 Uhr, in der Frühe immer um 4 Uhr vom schönen Turm herab in drei Richtungen (Richtung Hauptplatz, Richtung Änger und gegen die Bergstraße), „mit Trompetenblasen sich hören“ lassen. An Sonn- und Feiertagen sollte er zusätzlich um 11 Uhr Mittags zuerst mit dem Cornet (=Zink) und der Posaune und danach noch mit Trompeten blasen. In der Instruktion von 1691 wird dem Stadttürmer mit seinen Leuten auch ein Vorrecht für die Musikausübung bei Hochzeiten, Tänzen, Taufen usw. vor anderen Spielleuten eingeräumt. Zu beachten ist die Vielzahl der zu beherrschenden Instrumente, darunter auch Geigen, die z.B. für die Tanzmusik wichtig waren. Türmer waren also versierte Musiker, die mitnichten nur das Kuhhorn bliesen.

Kurz zusammengefasst erscheinen die Aufgaben des Stadttürmers in der Kammerrechnung von 1725 so: er muß „selber dritt die Music unnd den Thurm versehen.“<sup>8</sup>

Wahrscheinlich ist der Turnergeselle immer der zweite der Stadttürmer, die fürs Markteinblasen besoldet werden. In den Stadtkammerrechnungen ist von 1634 bis nach 1670 meist von 2 Turnern die Rede, von denen der erste als „Kleinblaser“ und der zweite als „Zuhalter“ bezeichnet wird; vielleicht handelt es sich hier auch um den Türmermeister und den Türmergesellen.

Die Quellen verzeichnen immer wieder auch Stadtpfeifer, eine Abgrenzung von den „Turnern“ ist nicht immer einfach. Erstere werden vor allem für die Kirchenmusik so genannt. So erhielt auch der Türmer meist ein Drittel seines Gehalts von der Kirchenpflege.<sup>9</sup> Franz Gschwendtner wird 1691 „vor einen thurner unndt Stattpfeiffer alhier [...] unndt aufgenommen“.<sup>10</sup> Vor 1637 erscheinen außer dem „Stadttürmer“ die Stadtpfeifer in den Kammerrechnungen unter „Besoldungen“, danach nicht mehr, da dort extra

erwähnt wird, dass sie von der Kirchenpflege bezahlt werden. Unter dem Punkt „Ausgab für das Fest corporis Christi = Fronleichnam“ werden neben zwei „Stadttürnern“ aber im 17. Jhd. immer noch 3 Stadtpfeifer verzeichnet, die im 18. Jhd. meist den Namen „Astanten“ (lt. Schober Gehilfen) oder Pfarrmusiker tragen. Die eminent wichtige Funktion für die instrumentale Kirchenmusik (neben Organisten und Chorregenten), bleibt für den „Stadttürner“ bis weit ins 19. Jahrhundert bestehen.

Neben der Musikausübung war natürlich auch die Aufgabe als Turmwächter wichtig. Obwohl die Quellen dazu wenig sagen, zählte dazu wohl außer dem Turmblasen die Ausschau gegen Feuersgefahr, das Schlagen der Turmglocke und das Aufziehen der Turmuhr. Der Rat erinnert den Türmer immer wieder, die Turmwacht besser zu versehen und ermahnt z.B. 1725 den Thurner Franz Gschwendtner „daß er mit dem Abblasen fleißiger und mehrers zu Hause verbleiben“<sup>11</sup> soll oder rügt 1749, dass der Türmer „seit den Kriegszeiten das Blasen etlicher Stücke an Sonn- und Feiertagen um 11 Uhr vom Stadtturm aus unterlassen“<sup>12</sup> habe.

Obwohl die Stadt auch Stadttrommler bezahlte, die die Verlautbarung von Erlassen und Mandaten begleiteten, scheinen zum Teil solche Publikationen auch von Türmer-signalen eingeleitet gewesen zu sein. Das zeigt eine „durch die zu Landsberg in garnison liegenden fürst Taxische kou-rassier regiments trompeter gegen den stadttürmer bey publicirung eines gnädigsten general mandats mitls zertretung der trompeten ausgeübte thätlichkeit, und die sich diß-fahls zwischen der stad und besagten trompetern erhobene differenz.“<sup>13</sup>

Neben dem Türmer gab es auch zwei „Turmwächter“ auf dem Pfarrkirchenturm, die dort Nachts wachen und das „Wachtglöggel“ nachschlagen mussten. Zu den städtischen Ehaftleuten, die Wachaufgaben hatten, zählten unter anderem auch noch acht Nachtwächter, die drei Torwächter, Zöllner und weitere.

Durch die Nähe zu Spielleuten und anderen fahrenden Musikanten, hatten die Türmer wohl eine niedrige soziale Stellung in der städtischen Gesellschaft. Auf der anderen Seite war der Türmerberuf ein zünftischer Lehrberuf, für den ehrliche und eheliche Geburt und eine Ausbildung als Turnerlehrling (Junge, Bube) gefordert war. Der Turnergeselle konnte dann durch eine freie Türmerstelle zum Turnermeister oder Turnerprinz werden. Dies konnte genau wie bei den anderen zünftischen Berufen durch Erbe der Stelle vom Vater, Einheirat, aber auch durch freie Verdingung an eine geeignete Person durch den Rat der Stadt geschehen.

So bleibt das Türmeramt auch in Landsberg zum Teil über Generationen in einer Familie. Im 16. Jahrhundert werden oft „Stadttürner“ und Stadtpfeifer der Familie Linder erwähnt.<sup>14</sup> Bei den Türmerfamilien Kellner, Gschwendtner und Kürzinger folgt jeweils einmal der Sohn dem Vater nach. Die „Stadttürner“-Stelle kann aber auch beim Fehlen von Nachfolgern, genau wie bei den anderen zünftischen Berufen, vom Rat neu vergeben werden.

Von dem Einkommen der Türmerstelle mit ca. 150 Gulden jährlich musste der Turnerprinz die Turnergesellen bezahlen. Dazu hatte er Getreide- und Brennholzanspruch und freie Wohnung im Schönen Turm. Der „Stadttürner“ war aber wohl immer auf weitere Verdienstmöglichkeit durch das Aufspielen bei Hochzeiten, Taufen, anderen Gesellschaften und in den Wirtshäusern, später auch auf das Erteilen von Musikstunden angewiesen.

5 StALL, Camerbuch 1537 p. 37: "Item 1ß 2dn vererung den thurnern vom Marckt einzeblasen"; od: Kammerrechnung 1750, fol. 111: Ausgaben für den "statt thurner, so den marceckt ein- und ausblaset, 9 kr., item pro anno 1748 9 kr.")

6 von Schober, a.a.O., S. 17f. ediert; auch ausgewertet in der Facharbeit von U. Delles, a.a.O.,

7 Abschriften mehrerer Anstellungsverträge in StALL, Akt "Stadttürners-Stelle dahier, 1838-1884"; Fasz. 9, (ÄA LL Misch Fach 274)

8 StALL, KR, 1725,

9 StALL Akt, Bestand ÄA LL Stickhl, K 2 S 01 "Halbe Stattpfeiffer besoldung" 1674, bezieht sich wohl auf einen extra Stadtpfeifer namens Jörg Plaich; Stadttürner war damals wohl Lorenz Keller

10 Schober, a.a.O., S. 17

11 StALL, RP 1725

12 StALL, RP 1749

13 AA LL Stickl, K3 S 07; Nr. 168)

14 Schober, a.a.O., S. 17, Kammerrechnung 1537, S. 37, erwähnt "Hanns, Clarus, Veit [...] die Linder, pfeiffer"

Oft scheint der Verdienst nicht gereicht zu haben. Lorenz Keller, „als ein armer mit 11 Kindern beladener Mann“ erhält immer wieder Beihilfe aus der Almosenpflege.<sup>15</sup>

Die Stadt versuchte ihrem Türmer die Nebenverdienste zu erhalten, lästige Konkurrenz auszuschalten oder Ersatz für Verdienstauffälle zu verschaffen. So melden die Ratsprotokolle 1697: „Auf anlangen: und respective beschwerdten Franzen Gschwendtner Prinzen und Statthurner wegen so heuffig in die Statt hereinbringendt frembdtter Spilleithen, wardurch Ihme Thurner sein Stuckh Brodt abgespant wuertet, hat ein ersamer Rhat resolviert, daß die frembdtte Spilleith ausser denen Zeiten als Fasnacht, Jahrmärckht, und an der Kürchweyche fürdershin nit sollen dahie passirt werden.“<sup>16</sup>

1693 bekommt derselbe „weillen wegen Absterben unser G[nä]digsten Churfürstin [...] alle Saitenspihl verboten“ als Ausgleich 2 Metzen Mahlkorn bewilligt<sup>17</sup> und 1726 erhielt der Turnerprinz vom Rat für seinen Verdienstauffall aufgrund des Aufspielverbots wegen dem Tod des Kurfürsten 30 kr. (= Kreuzer) wöchentlich zugesprochen.<sup>18</sup>

In der stillen Zeit im Advent waren alle Tanzveranstaltungen und Festlichkeiten mit Musikaufführungen untersagt. Um einen Ausgleich für den Verdienstauffall in dieser Zeit zu haben, waren Türmergruppen oft in der Adventszeit unterwegs, um in anderen Städten Adventsweisen oder das Neue Jahr anzublasen. In den Stadtkammerrechnungen werden jedes Jahr bis zu 10 verschiedene Türmergruppen von „frembte trompethern, Thurner und Stattpfeiffer [...] so das Neue Jahr alhie eingeblasen“<sup>19</sup>; aus anderen bayerischen und schwäbischen Städten mit Verehrungen bedacht.<sup>20</sup> Die Landsberger Türmer besuchten wohl im Gegenzug andere Städte unterwegs. Für ein „Neujahrblasen“ der Landsberger in ihrer Heimatstadt konnten keine Belege gefunden werden. Schon lange wollten landesherrliche Mandate dieses Herumziehen der Türmer abschaffen. Im Zug der Aufklärung scheint das dann in Landsberg durchgesetzt worden zu sein, denn 1800 heißt es in den Rechnungen: „Den fremden Thurnern im Advent wird nichts mehr gereicht, statt dessen aber erhielt der hießige Statthurner Xaver Kerzinger, damit selber im Advent mit seinen Leuten bey den Pfarrgottesdiensten erscheinen... 6 fl.“<sup>21</sup>

Ursprünglich war wohl naturgemäß die Wohnung des Türmers der Stadtturm. Allerdings hatte der „Statthurner“ Leonhard Keller (Türmer um 1639-1650) eine Behausung am Seelberg; sein Sohn Lorenz wohnt 1662 zinsfrei im Haus des Bildhauers Gemele und 1668 ist diesem gegen Zins „ein Gemach auf dem Roßmarckht... zubeziehen bewilligt worden“.<sup>22</sup> Wahrscheinlich war der Schmalzturm infolge des Dreißigjährigen Kriegs noch unbewohnbar. In den Instruktionen für die beiden nachfolgenden Türmer Franz und Benedikt Gschwendtner 1692 bzw. 1731 ist ausdrücklich der schöne Turm als Wohnsitz erwähnt. Irgendwann wurde für die Dienstwohnung, wohl wegen der Bequemlichkeit, auch ein Stockwerk des danebenliegenden sog. „Offiziershaus am Hauptplatz“ adaptiert.<sup>23</sup> Dieses „Offiziershaus“ oder die

sogenannte „Unfriedsche Behausung“ grenzte direkt an den Schmalzturm, sodass von der Türmerwohnung ein direkter Zugang in den Turm möglich war. So vermeldet das Grundbuch der Stadt 1817 „... in dem unfriedischen oder sogenannten Offiziershaus am Platz... Der 3. Stock aber dient dem Stadttürmer zu Wohnung.“<sup>24</sup> Und der Stadttürmer Albrecht Kürzinger bittet, ihm die Wohnung im Offiziershaus wieder einzuräumen, die seit der Renovierung desselben anderweitig genutzt worden war, weil dort „seit undenklichen Zeiten“ sich die Türmerwohnung befunden habe.<sup>25</sup>

Der letzte Landsberger Türmer war Albrecht Kürzinger, der das Amt um 1847 von seinem Vater Xaver Kürzinger übernommen hatte und 1881/82 von der Stadt gegen seinen Willen in den Ruhestand versetzt wurde. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatten sich aber die Aufgaben des Türmers gewandelt. Kürzinger wohnte nicht mehr im Schmalzturm (oder in der Türmerwohnung direkt anschließend), das Turmblasen zu festen Zeiten war gegenüber den vielen anderen Musikaufgaben (weiterhin sehr wichtig die Kirchenmusik) in den Hintergrund getreten. Albrecht Kürzinger war auch Militärmusikmeister und scheint Musikstunden gegeben zu haben. 1881 annoncierte die Stadt Landsberg statt für eine Stadttürmerstelle für einen städtischen Musikmeister.

Damit endete um 1882 die jahrhundertealte Tradition des Stadttürmers in Landsberg.

Anhang:

#### Nachweisbare Stadttürmer in Landsberg (seit 1632)<sup>26</sup>:

Andreas Echinger, 1632  
Georg Poch (Pock), 1634  
Leonhard Keller (um 1639 – 1650)<sup>27</sup>  
Lorenz Keller (1662-1691)<sup>28</sup>  
Jacob Keller (1668, 1670 und 1671 neben seinem Bruder als Thurner genannt)<sup>29</sup>  
(Jörg Plaich[er], Stadtpfeifer (ca. 1674-1691)<sup>30</sup>  
Franz Gschwendtner (1691-1731)<sup>31</sup>  
Benedikt Gschwendtner (1732-1769)<sup>32</sup>  
Andreas Hummel (um 1770 bis 1800)  
Xaver Kürzinger (um 1800 – 1847)  
Albrecht Kürzinger (um 1847 – 1881)

15 z.B. RP, 1689, fol. 41', 1690, fol. 61',

16 RP 1697, fol. 44'

17 RP 1693, fol. 22

18 RP 1726, fol. 36'

19 KR 1670, fol. 105

20 z.B.; KR 1725, fol. 170', "frembdtte Trompeter und Thurner [...] von Weilhaimb, Mindlhaimb, Schongau, Friedtberg, Aicha, Rhain, Pfaffenhoven, Neuburg, Weissenhorn, Kösching" und KR 1775, fol. 181, hat man 7 Thurnergruppen "im Advent bezallt".

21 Kammerechnung 1800, fol. 108

22 KR 1662 fol. 7 u. 8, u. RP 1668, fol. 16;

23 Benedikt Gschwendtner wird 1766 unter der Adresse Offiziershaus geführt. Nachdem das Offiziershaus im dritten Stock mit dem Turm verbunden war, wurde wohl nicht eindeutig zwischen den beiden Gebäuden unterschieden.

24 P. Winkelmayr, Das Offiziershaus am Hauptplatz, in: LG, 1925, S. 36.

25 StALL, Akt: "Stadttürners-Stelle dahier, 1838-1884"; (ÄA LL Misch Fach 274)

26 Quelle: StALL, Stadtkammerrechnungen 1632ff. und Ratsprotokolle (ausgewertet Klaus Münzer). Die Liste erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit und die unbedingte Richtigkeit der angegebenen Daten, da es nicht möglich war, alle Stadtkammerrechnungen durchzusehen; die angegebenen Jahre sind die ungefähren Tätigkeitsjahre, nicht die Lebensdaten. Für die Mitteilung der Geburts- und Sterbedaten (soweit bekannt) aus den Matrikeln des Pfarrarchivs Mariä Himmelfahrt danke ich Klaus Münzer herzlich.

27 gest. 6. 9. 1650 in LL

28 geb. 10. 8. 1642, LL; gest. 28. 1. 1691, LL

29 geb. 1.7.1644, LL; gest. 3.4.1704 als Bruderhausmeister (war er seit 1692), LL

30 Schober, a.a.O., S. 17, nennt ihn als Vorgänger von Franz Gschwendtner; Statthurner war aber wohl Lorenz Keller; Jörg Plaich war als Stadtpfeifer wohl hauptsächlich für die Kirchenmusik zuständig, StALL Akt, Bestand ÄA LL Stickhl, K 2 S 01 „Halbe Stattpfeiffer besoldung“ 1674

31 [geb. 1662/63 in Mühlendorf]; gest. 12.9.1731, LL, im Alter von 68 Jahren

32 gest. 24.8.1769 LL

# Wasser – Lebenselixier und Wirtschaftsfaktor

## Das Kloster Dießen am Ammersee und seine Wasserversorgung

von Friederike Dhein M. A.

VORTRAG ANLÄSSLICH DES TAGS DES OFFENEN DENKMALS AM 12.09.2004\*



1 Ansicht von Süden auf das Kloster Dießen. Pergamentbild, 1596. Zustand von 1545 (Ordinariatsarchiv Augsburg: Ms. K. 124, fol. 1r)

### Das Wasser als Standort bestimmendes Element – Die Lage des Klosters

Die Geschichte des Augustiner Chorherren Stifts in Dießen geht weit zurück.<sup>1</sup> Seit dem 12. Jahrhundert ist ein Kloster am heutigen Ort urkundlich belegt. Bei der Wahl des Bauplatzes für Kirche und Konventsgebäude achteten die Geistlichen darauf, dass sie sich dort weitgehend selbst versorgen konnten und das Gelände auch für eine spätere Expansion eine ausreichende Größe aufwies. Ein gewichtiges Auswahlkriterium für den Standort war die Verfügbarkeit von Wasser. Man benötigte es zum Trinken, zur Weiterverarbeitung in Meierei und Brauerei, für die Tiere in den Ställen sowie als Antriebskraft für Mühlen und Schmieden, teilweise auch zur Fischzucht in angelegten Bassins. In Dießen waren alle Voraussetzungen für derartige Nutzungen bestens erfüllt. Hier gibt es in der Nähe Quellen, von denen Trinkwasser in Holzrohren, sogenannten Deicheln, herbeigeführt wurde. Der Mühlbach, der in St. Georgen vom Tiefenbach abgeleitet wird, war wohl schon damals der Energielieferant für klostereigene Werksbetriebe. Dadurch, dass das Areal außerhalb der Klostermauern sowohl nach Süden als nach Osten deutlich abfällt, liegt die Anlage repräsentativ, weithin sichtbar oberhalb des Sees, auch das ein Aspekt bei der Ortswahl.

### Die spätmittelalterliche Klosteranlage – Eine gewachsene Struktur

Zunächst sind nur wenige Informationen zu den Wirtschaftsgebäuden und damit auch zur Wassernutzung über-

\* Die Autorin ist Kunsthistorikerin in München. Während eines Aufenthalts am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege im Jahr 2000 untersuchte sie die Ökonomiegebäude beim Augustiner-Chorherrenstift in Dießen am Ammersee. Ihre Ergebnisse hat sie in einem Aufsatz zusammengefasst, der in: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege (Hrsg.), Jahrbuch der Bayerischen Denkmalpflege 2000/2001, Bd. 54/55, München/Berlin 2006 erscheint. Basierend auf dieser Forschungsarbeit hielt sie anlässlich des Tags des offenen Denkmals am 12. September 2004 einen Vortrag zum Thema "Wasser-Weg durch den Klosterhof", der hier in einer überarbeiteten Fassung vorgelegt wird.



2 Ansicht von Süden auf das Kloster Dießen. Pergamentbild, 1654. Zustand von 1545 (Bayer. Nationalmuseum München: Ms. 3687, fol. 7r)

liefert. Die ältesten bekannten Ansichten haben sich ab dem 16. Jahrhundert erhalten. Zwei nahezu identische Miniaturen von 1596 (Abb. 1) und 1654 (Abb. 2) geben laut Bildunterschrift den Zustand der Anlage von 1545 wieder.<sup>2</sup> Mit dem Manuskript von 1596 hat sich ein loses Blatt erhalten, das die Funktion einzelner Gebäude benennt (Abb. 3).<sup>3</sup> Es trägt die Aufschrift: „Closster Diessen in Bayern am Ammersee wie es A°. 1606. zue sehen gewesen. Entzwischen aber vil verendert worden“.

1 Im folgenden Artikel werden die Begriffe Kloster und Stift synonym verwendet. Zur Gründungsgeschichte siehe unter anderem Dörner, Peter: Die Diessener Chronik des P. Joseph Dall'Abaco. Eine Quelle zur Kulturgeschichte des Augustinerchorherrenstiftes im Barock (= Publikationen der Akademie der Augustiner-Chorherren von Windesheim 1), Paring 1998, S. 134; Hugo, Josef Anton: Chronik des Marktes und der Pfarrei Diessen. Nebst: Kurzgefaßter Geschichte des ehemaligen regulierten Chorherrenstiftes Diessen, Diessen 1901, S. 62; Schlögl, Waldemar (Bearb.): Die Traditionen und Urkunden des Stiftes Diessen 1114-1362 (= Quellen und Erörterungen der Bayerischen Geschichte NF 22.1), München 1967, S. 63\*-66\*; Fried, Pankraz und Heinz Haushofer: Die Ökonomie des Klosters Diessen. Das Compendium Oeconomium von 1642 (= Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte 27), Stuttgart 1974, S. XIV.

2 Ordinariatsarchiv Augsburg: Ms. K. 124, fol. 1r; Bayerisches Nationalmuseum München: Ms. 3687, fol. 7r. Ob sich beide Bilder auf die gleiche – heute verschollene – Vorlage beziehen, oder die Fassung von 1654 eine Replik der Miniatur von 1596 ist, lässt sich nicht mehr sicher feststellen.



3 Bezeichnete Ansicht von Süden auf das Kloster Dießen. Bleistiftskizze, 1606 (Ordinariatsarchiv Augsburg; Ms. K. 124, lose Beilage)

Zusätzlich zu diesen Bilddokumenten liefert ein Klosterinventar, das zwischen 1558 und 1574 entstanden ist, wichtige Informationen.<sup>4</sup> Die spätmittelalterliche Anlage besaß eine im Laufe der Jahre gewachsene Struktur, bestehend aus Kirche, Konventsgebäuden und vier unregelmäßig verteilten Häusern. Es handelt sich dabei um den alten Getreidespeicher, bezeichnet als „Alter Traidt Casten“ (Nr. 11), mit großer Toreinfahrt und einem belüftbaren Obergeschoss. Das stark verdeckte Gebäude dahinter ist das „Mayr Hauß“, also die Meierei (Nr. 12). Laut Inventar soll es dort eine untere Stube mit drei Tischen, einen Milchkeller, eine Küche und eine Waschküche gegeben haben.<sup>5</sup> Das Gasthaus, genannt die „Tafer“ [Taverne] (Nr. 13), liegt links davon. Für die Nr. 16 findet sich die Erläuterung: „Hier war vor Jahren der Laidshundt Zwinger“. Nicht nur der Hundezwinger, sondern auch der Küchen- und der Klostergarten auf der Südseite sind von einer hohen Mauer umgeben. Lediglich zwei Tore (Nr. 10) sind in der Skizze verzeichnet. Das eine führt durch ein kleines Haus mit Treppengiebel auf den Klostervorhof zwischen Konvents- und Wirtschaftsgebäuden, während das andere den Zutritt in den mit Weinstöcken bepflanzten Klostergarten ermöglicht. Deutlich ist auf den Bildern der Mühlbach zu erkennen. Er fließt entlang der südlichen Mauer des Hundezwingers und wird dann unter der Klostermauer in den Küchengarten geleitet, wo er ein rechtwinklig angelegtes Becken speist, in dem vermutlich – direkt bei der Küche (Nr. 9) – Fische gezogen wurden. Der Abfluss des Bachs bleibt zunächst unklar. Die Lage der im Inventar erwähnten Getreidemühle – seit 1242 urkundlich belegt –, an die sich eine Sägemühle mit einem „Gewölb“ mit Krautständen und die Bäckerei angeschlossen haben sollen, ist den Abbildungen nicht zu entnehmen.<sup>6</sup> Die Abhängigkeit dieser Einrichtungen von der Wasserkraft legt jedoch den Standort am Bach im Süden nahe. Auch für die im Inventar aufgeführte Schmiede – von der noch die Rede sein wird – hat man diese Energiequelle genutzt.<sup>7</sup>

3 Ordinariatsarchiv Augsburg; Ms. K. 124, lose Beilage. Das Blatt entstand vermutlich erst nach den aufwendigen Um- und Neubauten von 1626-1631 und ist auf das Jahr 1606 rückdatiert. Vgl. Raff, Thomas: Diessen am Ammersee in alten Darstellungen und Schilderungen, München 1985, S. 19-21.

4 Emerich, Karl: Aus Dießener Klosterinventaren. In: Landsberger Geschichtsblätter 26 (1929), S. 76-78, 87-94; Emerich, Karl: Aus Dießener Klosterinventaren. In: Landsberger Geschichtsblätter 27 (1930), S. 5f.

5 Emerich 1929: Klosterinventare (wie Anm. 4), S. 93.

6 Zur Mühltradition siehe Schlögl: Traditionen (wie Anm. 1), Urk. 22, S. 143f. Emerich 1929: Klosterinventare (wie Anm. 4), S. 93.

7 Emerich 1929: Klosterinventare (wie Anm. 4), S. 93.

## Die Sanierung des Wassersystems – Auftakt für den Um- und Neubau des Klosters im 17. Jahrhundert

Propst Simon Wörle, der dem Stift von 1611 bis 1648 vorstand, begann seine Amtszeit gleich mit tiefgreifenden Reformen. Diese betrafen nicht nur die inneren Konventsstrukturen und die Regeln des Stifts, die er straffte, sondern sie manifestierten sich auch in einem grundlegenden Um- und Neubau der gesamten Klosteranlage. Eingeleitet wurden die baulichen Veränderungen mit einer Neuorganisation der wirtschaftlichen Basis des klösterlichen Lebens – der Ökonomie. Dabei ließ der Propst die Gebäude unter Berücksichtigung der topographischen Vorgaben und möglicherweise auch unter Einbezug älterer Bausubstanz zweckmäßig als Geviert anordnen.

Zwei sich ergänzende Quellen belegen dieses weitblickende Bauvorhaben und informieren über Beschaffenheit und Anordnung der Wirtschaftsgebäude. Zum einen hat sich das Compendium Oeconomicum des 1643 verstorbenen Wilhelm Reittorner von Schöllnach erhalten.<sup>8</sup> Diese Handschrift bietet die seltene Gelegenheit, die Ökonomie des Klosters detailliert zu erschließen. Reittorner war als Prokurator des Stifts für die gesamten wirtschaftlichen Angelegenheiten verantwortlich. In seinen Aufzeichnungen findet sich eine ausführliche Beschreibung aller baulichen Veränderungen, die zwischen 1622 und 1632 ausgeführt worden sind.<sup>9</sup> Darüber hinaus veranschaulicht eine weitere Pergamentminiatur das Ergebnis der im Compendium Oeconomicum beschriebenen Arbeiten (Abb. 4).<sup>10</sup> Sie stammt aus der selben Handschrift, wie die Darstellung des Zustands von 1545 (Abb. 2) und ist eine „Ansicht des Klosters der Seligen Jungfrau Maria in Dießen, wie es im Jahre 1654, vornehmlich mit seinen äußeren Wirtschafts- und Wohngebäuden zu sehen war“.<sup>11</sup>

Beim Vergleich der beiden Pergamentbilder fallen grundlegende Unterschiede auf. Formal weichen Wahl des Bildausschnitts und Perspektive voneinander ab: Auf dem einen wird auf die Kirche mit den Konventsgebäuden fokussiert und werden nur vier Wirtschaftsgebäude von Süden abgebildet. Das andere zeigt den gesamten inneren Klosterbereich von Osten aus der Vogelperspektive. Dargestellt ist dort ein nach völlig neuem Konzept entwickelter Klosterkomplex, der in dieser Form bis zur Säkularisation beibehalten worden ist. Die unregelmäßig angeordnete, spätmittelalterliche Anlage ist verschwunden bzw. soweit möglich in ein klares, rechtwinkliges Geviert integriert. Dabei liegt der östliche Riegel der Ökonomiegebäude in einer Flucht mit dem Westtrakt der Konventsgebäude. Zwischen der Kirche und dem nördlich angrenzenden Wirtschaftsgebäude hat man eine Baulücke gelassen, und auch der Südflügel der Wirtschaftsgebäude stößt nicht unmittelbar an die Konventsgebäude an. Auf zwei Seiten umgibt eine hohe Mauer den großen Garten, durch den im Süden der Mühlbach geleitet wird.

Mit Hilfe der Erläuterungen Reittorners im Compendium Oeconomicum kann die Entstehung der neuen Anlage fast lückenlos beschrieben werden.<sup>12</sup> Nachdem im Jahr 1622 die Baufälligkeit mehrerer Gebäude festgestellt worden war, ließ Propst Wörle zunächst den Bauplatz vorbereiten und die für ein solches Neubauprojekt benötigten Werkstätten ein-

8 Fried/Haushofer: Ökonomie (wie Anm. 1).

9 Fried/Haushofer: Ökonomie (wie Anm. 1), S. 70-83.

10 Bayerisches Nationalmuseum München; Ms. 3687.

11 Raff: Diessen (wie Anm. 3), S. 10f. und 24f.

12 Siehe zum Folgenden Fried/Haushofer: Ökonomie (wie Anm. 1), S. 70-83.

13 Diese Ortsangabe findet sich in: o. A.: Chronik von Diessen, o. O. 1790. [Privatbesitz]

14 Emerich 1929: Klosterinventare (wie Anm. 4), S. 93.

richten. 1623 wurde mit der Sanierung des Wassersystems auf dem Klostergelände begonnen. Eine Brunnenstube fasste fortan die Zuflüsse des vermutlich von Bischofsried in Holzrohren zum Kloster geleiteten Quellwassers zusammen.<sup>13</sup> Der Bach auf der Südseite wurde neu kanalisiert, was insbesondere der Mühlenanlage, die ebenfalls von Grund auf eine Revision erfuhr, zugute kam. Außer einer Mahlmühle trieb die nun gesteigerte Wasserkraft die für den Baubetrieb wichtige Sägemühle an, in der neben Brettern auch Möbelfurniere zugeschnitten werden konnten. Zugleich wurde die Eisen- und Brennschmiede – auf der Pergamentminiatur (Abb. 4) in der linken oberen Ecke gelegen und 1462 erstmals erwähnt – wieder in Gebrauch genommen.<sup>14</sup> Reste dieser Schmiede sind 1956 südlich der Brücke „Am Kirchsteig“ im Zuge von Baggararbeiten entdeckt worden. Bei genauerem Hinsehen hat man damals nicht nur Fundamentfragmente eines Gebäudes, Eisenrost und Rußrückstände gefunden, sondern etwa einen Meter unter der Erdoberfläche auch ein Eisensinterlager beobachtet. Das bedeutet, dass in Dießen nicht nur die Weiterverarbeitung des Metalls stattfand, sondern auch der Rohstoff gewonnen wurde.

Da die alte Meierei und die dazugehörigen Stallungen offensichtlich so baufällig geworden waren, dass eine Reparatur sich nicht mehr lohnte, begann man im Jahr 1626 – wie bereits vier Jahre zuvor beschlossen – nordwestlich der Mühlgebäude mit dem Neubau. Das Meierhaus wurde zweigeschossig aufgeführt. Dort befanden sich Zimmer und Kammern für das Gesinde, eine Koch- und eine Heizküche, eine Waschgelegenheit, ein Hühnerstall und große Keller für Kraut und Milch. Auf beiden Seiten der Meierei grenzten etwas niedrigere Stallungen an. Für die Versorgung der Tiere gab es eine eigene Heizküche mit Heiß- und Kaltwasser.

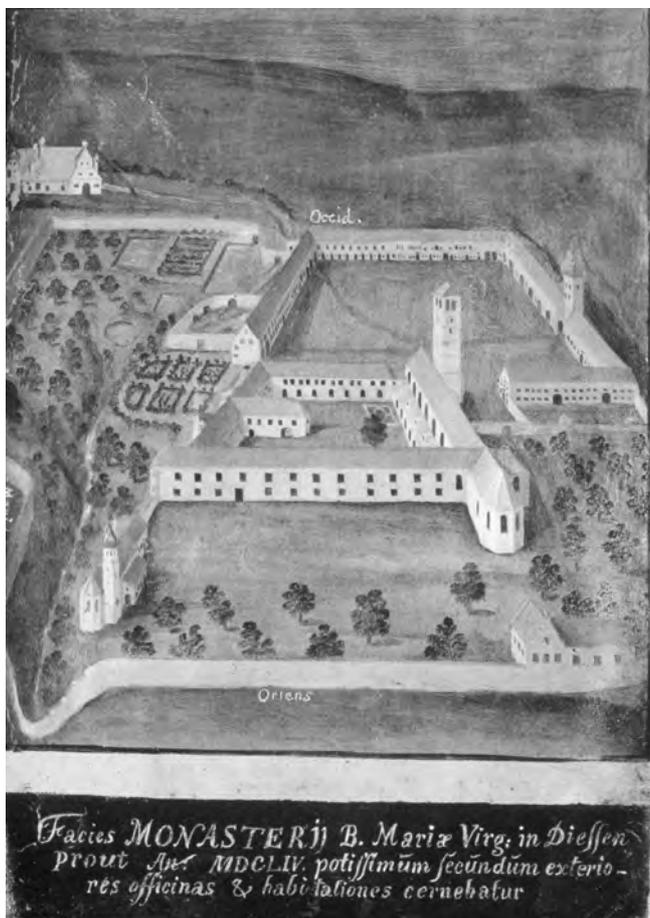
Im Zuge der Neukonzeption des Wirtschaftshofs wurden 1627 auch der zu klein gewordene Marstall und der Traid-

kasten durch ein für die Zeit sehr fortschrittliches Gebäude nördlich der Kirche ersetzt. Dieses war zweigeschossig und besaß einen ebenfalls in zwei Geschosse unterteilten Dachraum. Da der Bau ursprünglich frei stand, befanden sich auf allen Seiten Fenster, die eine optimale Lüftung ermöglichten; vor den Öffnungen hatte man feinmaschige Eisengitter angebracht, um Ungeziefer abzuwehren. Zu ebener Erde lag der Marstall, in dem mindestens 50 Pferde Platz fanden. Direkt bei den Stallungen gab es eine Sattelkammer, in der die Marstaller und Kutscher schlafen konnten, eine große Kammer stand mitgereisten Dienern zur Verfügung. Im ersten Obergeschoss und den beiden Dachgeschossen wurde das Getreide gelagert. Zwei mit Rädern versehene Aufzüge, die alle drei Böden verbanden, vereinfachten das Heraufziehen und Herablassen der Getreidesäcke. Als besonders vorteilhaft an dem Neubau preist Reittorner den Umstand, dass der Marstall mit schönen hohen, auf steinernen Pfeilern gesetzten Kreuzgewölben versehen worden sei. So blieb die Raumtemperatur konstant, die Brandgefahr wurde gesenkt, und das darüber lagernde Getreide war vor Ungeziefer und Geschmacksbeeinträchtigungen durch den Pferdedunst geschützt.

Mit dem Bau des nördlichen Ökonomieflügels begann man 1628. Er wurde zwischen dem neuen Marstall im Osten und dem in den Westflügel integrierten alten Getreidestadel aufgeführt und hatte in der Mitte einen Torturm, den heute sogenannten „Taubenturm“.<sup>15</sup> Östlich des Torturms war eine Stube für den Wächter, die Stallknechte, Kutscher sowie für ankommende fremde Diener und Boten eingerichtet. Über einen Flur gelangte man in die gewölbte Heizküche und in die Stube der Schreinerei, an die eine geräumige Sommerwerkstatt mit einer Holzlege angrenzte. Westlich des Torturms folgte ein Stadel, in dem die Zimmerleute Baumaterial und Gerätschaften lagerten. Daran schlossen sich ein Wagenschuppen sowie die Ställe für Schafe, Schweine und Hunde an, zu denen wiederum eine eigene gewölbte Heizküche gehörte. Die unterschiedliche Nutzung der einzelnen Gebäudeabschnitte des Nordflügels ist auch auf dem Pergamentbild (Abb. 4) gut ablesbar.

Da die Liegenschaften der Meierei sich vergrößert hatten, war für die vermehrten Ernteerträge auch ein größerer Getreidestadel nötig geworden. Aus diesem Grund verlängerte man 1629 den bereits vorhandenen Stadel im Nordwesten der Anlage und verknüpfte ihn mit dem im Vorjahr errichteten nördlichen Querriegel. Auf der anderen Seite des Getreidestadels stand ein älterer Pferdestall, der nun abgerissen und durch ein bis an die Meierei heranreichendes Gebäude ersetzt wurde.

Neben den Baumaßnahmen auf der Westseite wurde 1629 der gesamte Südflügel neu erbaut und in den Maßen den bereits entstandenen Wirtschaftsgebäuden angepasst. Mit dem Meiereistall verbunden gab es in der westlichen Ecke eine Heizküche, in der das Futter für das Vieh bereitet wurde. Daran schloss sich im Osten das St. Georgener Tor an, das neben dem Haupttor einen zweiten Zugang auf der Nordseite des Klosterhofs ermöglichte. Es folgte weiterhin nach Osten die Hufschmiede, zu der eine Beschlagstätte sowie die Eisen- und Kohlenkammer gehörten. Daneben hatte wohl der Wagner eine geräumige Stube und seine Sommerwerkstatt mit einer Holzlege. Im Anschluss an die Wagnerei waren in einer großen Stube die nur vorüberge-



4 Ansicht von Osten auf das Kloster Dießen. Pergamentbild, 1654 (Bayerisches Nationalmuseum München: Ms. 3687)

15 Die Bezeichnung Taubenturm erscheint erstmals in: Staatsarchiv München: Häuser und Rustikalsteuerkataster des Districtes Dießen, 1809, Fassionsnr. 228, Nr. 1641. Es ist immer wieder diskutiert worden, ob der Turm möglicherweise ältere Bausubstanz enthält oder einen älteren Turm an gleicher Stelle ersetzt. Zum aktuellen Forschungsstand siehe Raff, Thomas: Der Taubenturm zu Dießen am Ammersee. Ein Bau- und Denkmal aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. In: Lech-Isar-Land (2000), S. 35-54.4 Stadtarchiv Landsberg IV F, 148/42; Landsberger Wochenblatt (=LWB), 25.1.1868

hend im Stift lebenden Handwerker, wie beispielsweise Sattler, Glaser oder Weber, untergebracht. Die Einbindung der Mühlgebäude in diesen Ökonomieflügel beschreibt Reittorner nicht. Da für sie jedoch die Lage am Bach zwingend war, kann angenommen werden, dass sich die bereits 1623 erneuerte Mahl- und Sägemühle neben der Handwerkerstube befand.

Die Um- und Neubaumaßnahmen der Klosterökonomie Dießen konnten im Jahre 1631 abgeschlossen werden. Wie dem Compendium Oeconomicum zu entnehmen ist, kamen dabei hauptsächlich folgende Materialien zur Anwendung: Für die Mauern nahm man Steine – vermutlich Quelltuff – die im Winter in der Nähe gebrochen wurden. Dabei machte man sich die Sprengkraft von gefrierendem Wasser zu nutze. Ergiebige Lehmvorkommen im Raum Dießen ermöglichten, dass man in einem Ofen abseits des Klosters ab 1622 Ziegel brennen konnte. Diese wurden sowohl als Ziegelsteine für die Gewölbe und Mauern benötigt als auch als Dachziegel zur einheitlichen Deckung aller Gebäude. In der Sägemühle fand der Zuschnitt von Balken und Brettern für Dachwerke sowie Ein- und Anbauten statt. Auch alle Eisennägel und Beschläge konnten im Kloster geschmiedet werden.

Besondere Beachtung verdient die Wasserversorgung der Anlage. Nachdem bereits 1623 mit der verbesserten Kanalisation des Mühlbachs die Erneuerung des Wassersystems begonnen worden war, geht Reittorner 1626 detailliert auf die Meierei und ihre Stallungen ein. Offensichtlich gab es dort die Möglichkeit, das Wasser direkt in die Koch- oder die beiden Heizküchen rinnen zu lassen.<sup>16</sup> Es ist damit zu rechnen, dass man einen Teil des Mühlbachs offen oder durch Holzrohre entlang aller Wirtschaftsgebäude geführt hat. In diesem Zusammenhang ist vermutlich auch der kanalisierte Bachlauf im Norden der Anlage zu verstehen, der bereits auf der Miniatur von 1654 (Abb. 4) schwach zu erkennen ist, und den man auf späteren Abbildungen (bis 1917) noch deutlicher erkennen kann. Heute ist er trocken gelegt bzw. verrohrt. Die Befestigung des Erdbodens mit Hilfe von Pfählen trat bei Ausschachtungsarbeiten für das neue Schulgebäude nordwestlich des Taubenturms zu Tage (Abb. 5).<sup>17</sup> Vermutlich wurde das Wasser entlang der Hofmark unterhalb des Klostersgeländes wieder dem Mühlbach zugeleitet, der auf der Südseite die Frischwasserzufuhr zu den Fischzuchtbassins und die Bewässerung des Kloster- und des Baumgartens gewährleistete. Ebenfalls von fließendem Wasser gespeist wurden zudem zwei große Rohrbrunnen bei den Stallungen der Meierei sowie ein weiterer beim Marstall.

Da in der Vergangenheit sowohl kriegerische Auseinandersetzungen, Blitzeinschläge als auch der leichtfertige Umgang mit offenem Feuer immer wieder Brände zur Folge hatten, räumte man dem Feuerschutz beim Neubau oberste Priorität ein. An erster Stelle sind in diesem Zusammenhang die bereits beschriebene optimierte Wasserzufuhr sowie ein Löschteich in der nordwestlichen Ecke des Klosterhofs zu nennen. Darüber hinaus hat man zwischen den Gebäuden Brandschutzmauern aufgeführt und alle Heizküchen, Flure und Stuben sowie den Marstall, die Schmiede, die Beschlagstatt, die Eisen- und die Kohlenkammer mit Gewölben versehen. Weitere Sicherheitsmaßnahmen umfassten das Einhängen von eisernen Türen in gefährdeten Bereichen und die Anbringung von wandfesten Laternen im Marstall.

Im Vordergrund von Prokurator Reittorners Ausführungen stehen die wirtschaftlichen Kriterien. Offensichtlich erforderten die wachsenden Getreide- und Viehbestände sowie



5 Ausgrabung der Bachpfähle nordwestlich des Taubenturmstadels. Photographie (Privatarchiv Lösche)

die beim Stift angesiedelten Gewerke größere Räumlichkeiten. Dabei lässt sich die Anwesenheit der Handwerker und ihrer Werkstätten nicht nur mit dem Bau der Wirtschaftsgebäude begründen. Vielmehr ist ihre Präsenz im Zusammenhang mit der Erneuerung der Konventsgebäude – als regelmäßiges, zweigeschossiges Geviert – und als Vorbereitung für ein ehrgeizigeres Projekt zu verstehen, den Bau eines neuen Gotteshauses, für das man bereits eine Lücke zwischen Marstall und alter Kirche ließ.

Ein Jahr nach Fertigstellung der Gebäude kam der Dreißigjährige Krieg auch nach Dießen. Als 1632 die Schweden plündernd einmarschierten, spitzte sich die Situation derart zu, dass bis auf drei Kanoniker alle Chorherren das in voller Blüte stehende Stift verlassen mussten. Nach Abzug der Feinde 1634 wütete im selben Jahr noch grausamer die Pest, und Ende 1646 überfielen erneut die Schweden Dießen. Offensichtlich zahlten sich die baulichen Neuerungen unter Propst Simon Wörle aber aus, denn die Anlage wurde nicht niedergebrannt. Lediglich die Innenräume waren von den dort stationierten Truppen total verwüstet worden. Im Jahr des Friedensschlusses 1648 starb Propst Simon Wörle. Ihm folgte Anton Igmair nach, der seine ganze Amtszeit (bis 1673) auf die Konsolidierung des Stifts verwandte.

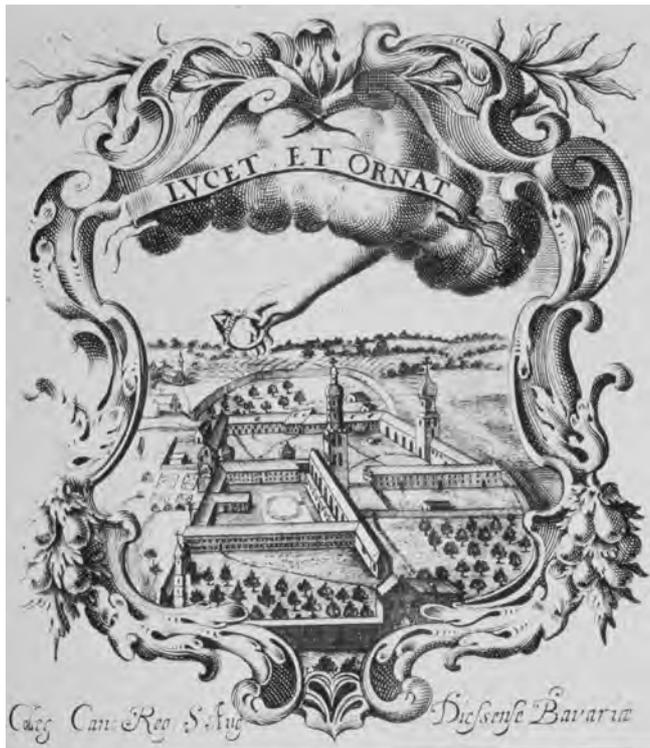
## Die Entwicklung der Klosteranlage bis zur Säkularisation – Veränderungen entlang des Mühlbachs

Im „Mundus Symbolicus“ hat sich ein Stich von vor 1681 erhalten (Abb. 6), auf dem aus der gleichen Perspektive und mit fast dem gleichen Ausschnitt wie auf dem Pergamentbild von 1654 die Klosteranlage dargestellt ist.<sup>18</sup> Die Hauptunterschiede der beiden Ansichten lassen sich im Bereich des Wirtschaftshofs auf der Mühlseite und am Turm des Haupttors beobachten. Anstelle der Teiche sind im Süden

16 Das zeigt auch der Stich Jungwirths von 1767 (Abb. 9), auf dem der Mühlbach in die südwestliche Gebäudeecke hineingeleitet wird. Bayerische Staatsbibliothek: Cgm 1769, beigegeben.

17 Von wann die Pfähle datieren, konnte nicht geklärt werden. Herr Lösche hat mir freundlicherweise ein Photo der Situation zur Verfügung gestellt, für das ich mich bedanken möchte.

jetzt zwei Häuser, vermutlich Mühlgebäude, sowie ein freistehender Bau am Platz der bis heute bestehenden Orangerie hinzugekommen, und der Klostergarten wurde neu angelegt. Die Aufstockung des Torturms kann im Zusammenhang mit der Arbeit des Vorarlbergers Michael Thumb gesehen werden, der vor 1678 auch den Turm der Stiftskirche neu konzipiert haben soll.<sup>19</sup> Derselbe Baumeister leitete die komplette Revision der Konventsgebäude, bei der in den Jahren 1681-1688 ältere Anbauten abgerissen, der Nord- und Südflügel etwas weiter nach Süden verschoben, neu errichtet und alle Flügel um ein Geschoss erhöht wurden.<sup>20</sup> Wie die Wasserversorgung innerhalb der Konventsgebäude erfolgte ist nicht näher bekannt.



6 Blick auf das Kloster Dießen von Osten.  
Kupferstich von Johann Heinrich Löffler, bis 1681  
(Picinellus, Philippus und Augustinus Erath: *Mundus symbolicus*,  
Tom. I., Köln 1687, Cap. XIX, liber XII vorangestellt)

Das Ergebnis dieser Umbauphase spiegelt der Stich von Michael Wening aus dem Jahr 1697 wider (Abb. 7).<sup>21</sup> Von Südosten sieht der Betrachter aus der Vogelperspektive sehr detailliert die gesamte Anlage. Hier sind nochmal deutlicher die Gewerke am Mühlbach zu erkennen: eine Sägemühle, eine Getreidemühle, der Mühlteich und ein weiteres Gebäude. Auch ist jetzt die Anbindung des südlichen Ökonomiege-



7 Blick auf das „Closter Dießen“ von Südosten. Kupferstich von Michael Wening, 1697 (Wening, Michael: *Historico-Topographica Descriptio*. Das ist: Beschreibung deß Churfürsten- und Herzogthums Ober- und Nidern Bayrn ... Erster Theil [!]. Das Renntambt München, München 1701, o. S.)

bäudeflügels an die Konventsgebäude erfolgt. Über einem Tor, das vom Klosterhof in den südlich gelegenen Garten führte, konnte man nun entlang eines durchfensterten Gangs von den Konventsgebäuden ins Obergeschoss der Mühle gelangen. Dort hat vermutlich bereits Propst Renatus Sonntag (1673-1690) – ebenfalls nach Plänen Michael Thumbs – Gästezimmer einrichten lassen.<sup>22</sup>

Während die Ökonomie- und die Konventsgebäude sukzessive erneuert worden waren, verschlechterte sich der bauliche Zustand der Stiftskirche derart, dass sie zunehmend als einsturzgefährdet galt. Aus diesem Grunde wurde 1720 nördlich des alten Gotteshauses mit einem Neubau begonnen. Obwohl man bei der Anlage der Ökonomie dort bereits einen Freiraum gelassen hatte, reichte dieser nun offensichtlich nicht aus. Untersuchungen am Dachwerk des Traidtkastens und das genaue Studium der bildlichen Darstellungen belegen, dass das Gebäude ursprünglich nach Süden eine größere Ausdehnung hatte, dann aber beschnitten worden ist.<sup>23</sup>

Nachdem unter Propst Ivo Baader (1719-1728) noch nicht einmal der Rohbau der Kirche fertiggestellt werden konnte, rief dessen Nachfolger Propst Herkulan Karg (1728-1755) gleich nach Übernahme der Geschäfte 1728 den Baumeister Johann Michael Fischer nach Dießen, der fortan nicht nur den Kirchenneubau, sondern auch die Veränderungen an den Wirtschaftsgebäuden betreute.<sup>24</sup> So leitete er die Erweiterung der Gastzimmer im südlichen Ökonomieflügel. Ob das bereits die Aufstockung um ein zusätzliches Geschoss

18 Picinellus, Philippus und Augustinus Erath: *Mundus symbolicus*, Tom. I., Köln 1687, Cap. XIX, liber XII vorangestellt. Obwohl das Buch erst 1687 erschienen ist, muss der Stich bereits bis 1681 entstanden sein, da in diesem Jahr der unterzeichnende Stecher Johann Heinrich Löffler gestorben ist. Folglich sind dort auch die umfassenden Veränderungen der Konventsgebäude nach 1681 noch nicht dargestellt.

19 Aus dem Jahr 1678 liegt die früheste Abbildung des neuen Kirchturms vor. Raff: Diessen (wie Anm. 3), S. 28.

20 Bayerische Staatsbibliothek: Cgm 1769: Abaco, R. P. Joseph dall': *Vollständige Chronick des uralten U. S. Frauen Stifts und Klosters der regulierten Chorherrn unter der Regel des Augustins zu Diessen in Ober-Bayrn am Ammer-See* gelegen mit ächten Urkunden u. beglaubten Schriftstellen beleuchtet, mit critischen Abhandlungen befestigt, in IV. Theile abgesondert, Diessen o. J., p. 377; Hartig, Michael: *Der Baumeister der Wallfahrtskirche in Grafrath: Michael Thumb*. In: *Das Münster I* (1947), S. 46. Als Palier arbeitete Michael Natter, der auch Stadtmaurermeister in Landsberg war. Neu, Wilhelm: *Michael Natter. Ein Vorarlberger Baumeister im Dienste des Klosters Diessen und der Stadt Landsberg*. In: *Lech-Isar-Land* (1964), S. 64-86.

21 Wening, Michael: *Historico-Topographica Descriptio*. Das ist: Beschreibung deß Churfürsten- und Herzogthums Ober- und Nidern Bayrn ... Erster Theil [!]. Das Renntambt München, München 1701, o. S. Raff führt den Nachweis, dass der Stich bereits 1697 entstanden ist. Raff: Diessen (wie Anm. 3), S. 38.

22 Zumindest ist der Chronik Dall' Abacos zu entnehmen, dass es bereits vor der Zeit von Propst Herkulan Karg (1728-1755) äußere Gastgemächer dort gegeben haben muss. Dörner: *Chronik* (wie Anm. 1), S. 105 und 112.

23 Die Nummerierung der Gebinde im Dachwerk beginnt nach drei Leerbinden erst mit der eingeschnittenen Ziffer "XVII". Da das nächste nach Norden folgende Gebinde die Nummer "XXI" trägt, sind im Süden offensichtlich drei Joche bzw. zwölf Gebinde abgegangen. Sowohl die Miniatur von 1654 wie auch der Stich von 1687 zeigen fünf Fensterachsen von Süden bis zur ersten Durchfahrt, also drei mehr als heute. Einen weiteren Hinweis, dass das Gebäude hier ursprünglich nicht endete, liefern die im südlichen Erdgeschossraum in die Mauer eingetieften Gewölbeauflagen.

24 Dischinger, Gabriele und Dagmar Dietrich: *Diessen am Ammersee*. In: *Johann Michael Fischer 1692-1766*, Band II, Herausgeber Gabriele Dischinger, Tübingen-Berlin 1997, S. 170-175.

bedeutete, oder ob diese Anhebung erst unter dem nächsten Propst Berthold II. Wolf ab 1755 stattfand, der ebenfalls Fischer beschäftigte, muss offen bleiben.



8 Blick auf das Kloster von Südwesten. Kupferstich von Johann Gottfried Böck, 1739 (Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Sammlung Nicolai, Bd. 155, fol. 41)

Der Stich von Böck aus dem Jahre 1739 (Abb. 8) zeigt die Situation während des Umbaus.<sup>25</sup> Der südliche Ökonomieflügel scheint noch unverändert und die alte Kirche befindet sich nach wie vor an ihrem Platz. Daneben ist aber bereits der Kirchenneubau entstanden. Mit der Umgestaltung der Konventsgebäude hat man offensichtlich auch begonnen, den Garten neu anzulegen. Anstelle des streng organisierten Klostergartens ist nun eine Grünfläche mit Springbrunnen abgebildet. Das freistehende Haus südlich der Mühle hat man durch ein um neunzig Grad gedrehtes Gebäude ersetzt. Erstmals wird auf dem Stich von Böck deutlich, dass das Terrain des Klosters und seines Gartens deutlich höher liegt als der südlich sich anschließende Baumgarten. Der Mühlbach überwindet diesen Niveauunterschied innerhalb des freistehenden Gebäudes. Vermutlich wurde der Druck des herabfallenden Wassers für den Betrieb des neuen Springbrunnens eingesetzt.



9 Blick auf das Kloster Dießen von Westen. Kupferstich von Franz Xaver Jungwirth, 1769 (Bayerische Staatsbibliothek: Cgm 1769, beigegeben)

Propst Berthold II. Wolf (1755-1797) veranlasste sofort zu Beginn seiner Amtszeit den Bau einer neuen Prälatur, die „nicht so sehr, wie die alte, der Sonnenhitze ausgesetzt war“. Sie befand sich – nach Norden ausgerichtet – über den Gästezimmern im Mühlflügel. Auf dem Stich von Jungwirth von 1767 (Abb. 9) sieht man, dass nun der südliche Ökonomieflügel über 13 Fensterachsen sowohl in der Höhe als auch der Fassadengestaltung den Konventsgebäuden

angehängen und dadurch deutlich aufgewertet worden ist.<sup>26</sup> Stilistisch hat sich Fischer beim Ausbau jedoch dem von Thumb vorgegebenen System untergeordnet, so dass seine Handschrift nicht hervortritt. Mit dem Prälaturausbau dürfte – vermutlich aus ästhetischen Gründen – auch der Torturm erneut überarbeitet worden sein.<sup>27</sup> Der Stich von Jungwirth (Abb. 9) lässt auch die Mühlensituation klarer werden. Man sieht, dass der Bach von Süden kommt und von einer kleinen Brücke überspannt wird, die als Vorgängerbau der heutigen „Am Kirchsteig“ genannten anzusprechen ist. In diesem Bereich lässt sich nach wie vor die Mulde erkennen, in der sich früher ein Teich für die Lagerung von Deicheln befand.<sup>28</sup> Wie in einer Chronik von 1790 beschrieben steht, konnte der Mühlbach beim Kloster geteilt werden.<sup>29</sup> So floss einerseits Wasser durch den gesamten Westflügel nach Norden und weiter entlang der Nordmauer Richtung See. Auf der Wiese vor dem Taubenturmstadel ist bis heute eine Senke im Gelände ablesbar. Rohrleitungen versorgten die inzwischen drei Springbrunnen. Im Süden sind deutlich das Sägewerk, der Mühlteich, die Pumpstation, das Gartenhaus, Fischbassins, der Gemüsegarten und der sternförmig neu organisierte Klosterpark zu sehen.



10 Aufriss des Südflügels. Tuschezeichnung, 1803 (Bayerisches Hauptstaatsarchiv: PLS 19443)

## Technische Neuerungen am Klosterhof

Mit der Aufhebung des Klosters Ende März 1803 und der Veräußerung des Besitzes an Privatpersonen kam es zu einschneidenden Veränderungen bei der Umbauung des Klosterhofs und damit auch der Wassernutzung.<sup>30</sup> Bis 1804 waren vermutlich alle Gebäude entweder versteigert oder verkauft. Ein Aufriss von 1803 (Abb. 10), der einem Schreiben des Klosteraufhebungskommissärs von Ockel vom 8. Mai 1803 beilag, informiert über die letzte Nutzung des Südflügels durch die Chorherren, und auf einer Zeichnung (Abb. 11) sind die bis zum 15. Mai 1804 veräußerten Wirtschaftsgebäude im nördlichen und nordwestlichen Teil der Anlage zusammen mit den Namen der neuen Eigentümer belegt.<sup>31</sup> Nimmt man noch die Angaben aus dem Häuser- und Rustikalsteuerkataster von 1809, den Grundsteuerkatastern von 1851 und 1896, den Grundsteuer-Kataster-Umschreibheften von 1851-1896 und 1896-1952 sowie den verschiede-

25 Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Sammlung Nicolai, Bd. 155, fol. 41. Dörner: Chronik (wie Anm. 1), S. 105 und 112.

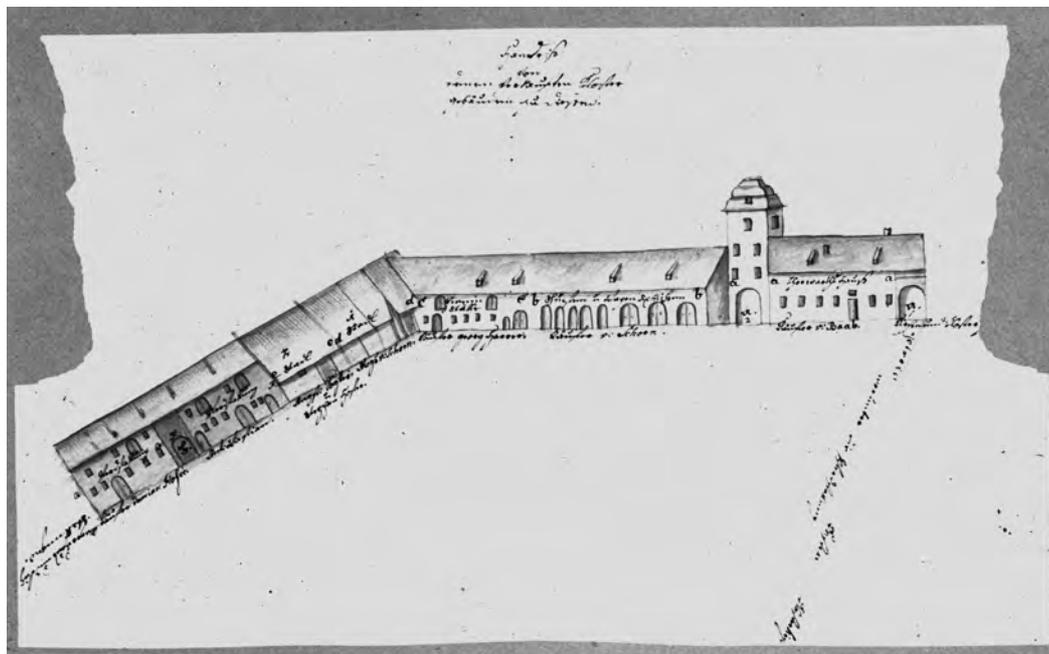
26 Bayerische Staatsbibliothek: Cgm 1769, beigegeben.

27 Dischinger/Dietrich: Diessen (wie Anm. 25), S. 172f. Die dendrochronologische Datierung des Dachwerks auf die Jahre 1761-1763 bestätigt diese Vermutung. Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege: Ortsakten: Tisje, Hans und Franz Hölzl: Dendrochronologisches Gutachten zum Taubenturm, Neu-Isenburg 1998.

28 Die Methode des Wässerns von Holzrohren half gegen Fäulnis und Rissbildung.

29 o. A.: Chronik (wie Anm. 13)

30 Hugo: Chronik (wie Anm. 1), S. 76.



11 „Handriss von denen verkauften Klostergebäuden zu Diessen“. Tuschzeichnung, 1804 (Bayerisches Hauptstaatsarchiv: PLS 19444)

nen Katasterplänen dazu, dann lässt sich die Entwicklung seit der Säkularisation fast vollständig nachzeichnen.<sup>32</sup>

Während für die Gebäude des Nordflügels und des nördlichen Abschnitts des Westflügels bereits 1803 verschiedene Käufer gefunden werden konnten, erwarb der königliche Medizinalrat Franz Xaver Häberl aus München erst ein Jahr später die Konvents- und die verbliebenen Ökonomiegebäude. Dazu zählten der Traidtkasten, der gesamte Südflügel, in dem damals Bäckerei, Mühle, Brauhaus, Schäfllerei, Wagnerei und Schmiede untergebracht waren, und der südlichen Teil des Westflügels.<sup>33</sup> Im Gegensatz zu den beiden Dießener Kaufmannsfamilien von Baab und von Schorn, die die Gelegenheit genutzt hatten, durch den Erwerb von Stadeln und Remisen im Nordflügel bzw. im nördlichen Abschnitt des Westflügels ihre Warenlager auszudehnen, oder zu anderen Käufern, wie den Familien Wastian und Harrer, die sich ehemalige Stallungen zu Wohnhäusern umbauten, ging es Häberl um die Gewinnung von Baumaterial. Dieses benötigte er für die von ihm geleitete Sanierung und Erweiterung des Krankenhauses links der Isar in München.<sup>34</sup>

Durch die Umnutzung oder gar den Abriss der Gebäude wurde das über Jahrhunderte optimierte Wassersystem weitgehend zerstört. Vom Südflügel hatte einzig die Mühlenanlage über die Säkularisation hinaus Bestand. Vermutlich ließ noch Häberl bis 1810 den Südflügel zu dem Torso beschneiden, der bis heute den alten Kern des Gebäudes Klosterhof 22 ausmacht.<sup>35</sup> Entfernt wurden der westliche Abschnitt mit Georgener Tor und den Handwerkerstuben, der Verbindungsbau zum Stift und das zweite Obergeschoss im östlichen Teil. Auch das südlich gelegene, freistehende Gebäude

verschwand. Übrig blieben ein nach Norden zweigeschossiges Haus mit insgesamt zwölf Fensterachsen und einem Rückgebäude sowie die separat gelegene Sägemühle.

Nachdem das Mühlengebäude in dieser reduzierten Gestalt relativ unverändert mehrfach den Besitzer gewechselt hatte, bewies gegen Ende des 19. Jahrhunderts der damalige Eigentümer Georg Gröbl Pioniergeist. 1895/96 begann er die Wasserkraft des Mühlbachs für die Elektrizitätserzeugung einzusetzen.<sup>36</sup> Dabei nutzte er das bereits vorhandene

neberschlächlige Wasserrad, das über ein eisernes Kammrad mit Holzzähnen und eine Transmission drei Generatoren antrieb. Als schon nach sechs Wochen ein irreparabler Schaden am Kammrad auftrat, installierte Gröbl einen Notgenerator am kleineren Wasserrad des Sägewerks, bis er ein Ersatzteil montiert hatte. Abnehmer des Stroms waren, neben den Bewohnern des ehemaligen Klostergeländes, einige Gasthäuser sowie eine Buchdruckerei in Dießen. Um zukünftig eine störungsfreie Stromerzeugung gewährleisten zu können, erwarb Gröbl als Reserveantrieb zunächst eine Dampfmaschine der Firma Wolf aus Magdeburg. 1899 schaffte er dann eine Turbine der Firma Escher Wyss an, die ebenso wie das Wasserrad die Dynamomaschinen antreiben konnte.<sup>37</sup> Auch im 20. Jahrhundert beobachteten Gröbl und sein Nachfolger Josef Stadler die technischen Entwicklungen intensiv. Sie modernisierten nicht nur mehrfach das Elektrizitätswerk, sondern schenkten auch der Mahlmühle und dem Sägewerk weiterhin viel Aufmerksamkeit. So wurde beispielsweise 1904 eine neue Säge der Maschinenfabrik Esterer aufgestellt.<sup>38</sup> Dem Bauplan dazu liegt eine Situationsskizze bei, die außer der Lage des Sägewerks auch die Nutzung des Haupthauses benennt: Von Ost nach West reichten sich damals das Wohnhaus, der Stall, das Waschhaus und der Fremdenstall aneinander.<sup>39</sup>

Die Konvents- und Ökonomiegebäude und auch die ursprüngliche, aufwändige Wasserführung haben sich nur teilweise erhalten. Anhand der reichen Bild- und Schriftquellen, der verbliebenen Baulichkeiten und der Geländeformation lassen sich die „Wasser-Wege“ beim ehemaligen Kloster Dießen am Ammersee aber bis heute ablesen.

31 Bayerisches Hauptstaatsarchiv: PLS 19443. Vgl. dazu Dischinger, Gabriele: Zeichnungen zu kirchlichen Bauten bis 1803 im Bayerischen Hauptstaatsarchiv, Textband, Wiesbaden 1988, S. 55, Nr. 100; Bayerisches Hauptstaatsarchiv: PLS 19444.

32 Staatsarchiv München: Häuser und Rustikalsteuerkataster des Districtes Diessen, 1809; Grundsteuerkataster der Steuergemeinde St. Georgen, 1851; Grundsteuer-Kataster-Umschreibheft Steuergemeinde Sanct Georgen, [1851-1896]; Renovirtes Grundsteuerkataster der Steuergemeinde St. Georgen, 1896; Grundsteuer-Kataster-Umschreibheft, [1896-1952].

33 Staatsarchiv München: Häuser und Rustikalsteuerkataster des Districtes Diessen, 1809, Fassionsnr. 224.

34 Biller, Josef H. und Hans-Peter Rasp: München. Kunst & Kultur. Stadtführer und Handbuch, München 41997, S. 75 und 307f.

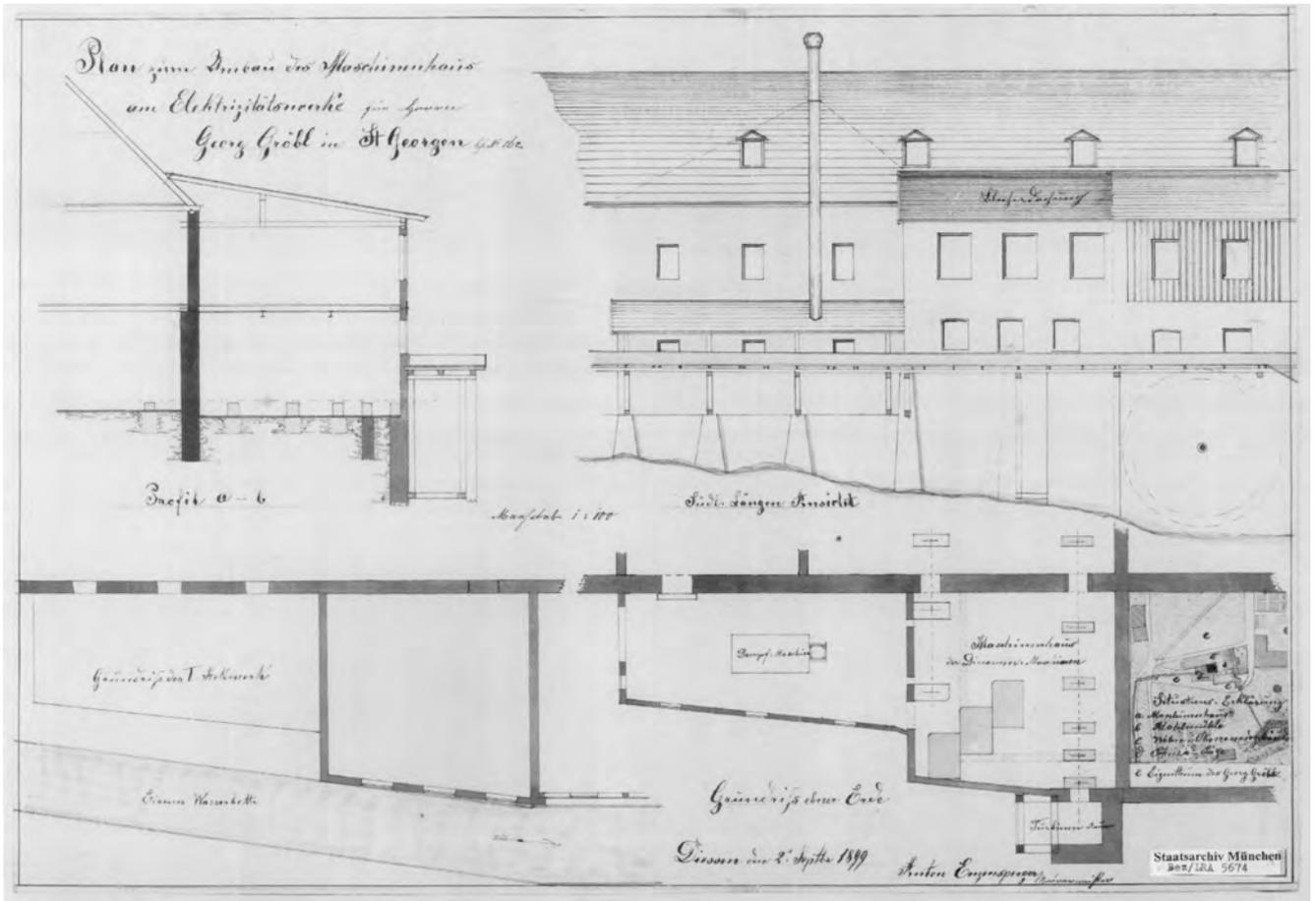
35 Staatsarchiv München: Grundsteuerkataster der Steuergemeinde St. Georgen, 1851, S. 310; Hugo: Chronik (wie Anm. 1), S. 78.

36 Siehe Festschrift zur Erinnerung an die Gründung des Elektrizitätswerkes Dießen Georg Gröbl – Josef Stadler & Co. Herausgegeben zum 110. Geburtstag des Gründers Georg Gröbl, Dießen 1975.

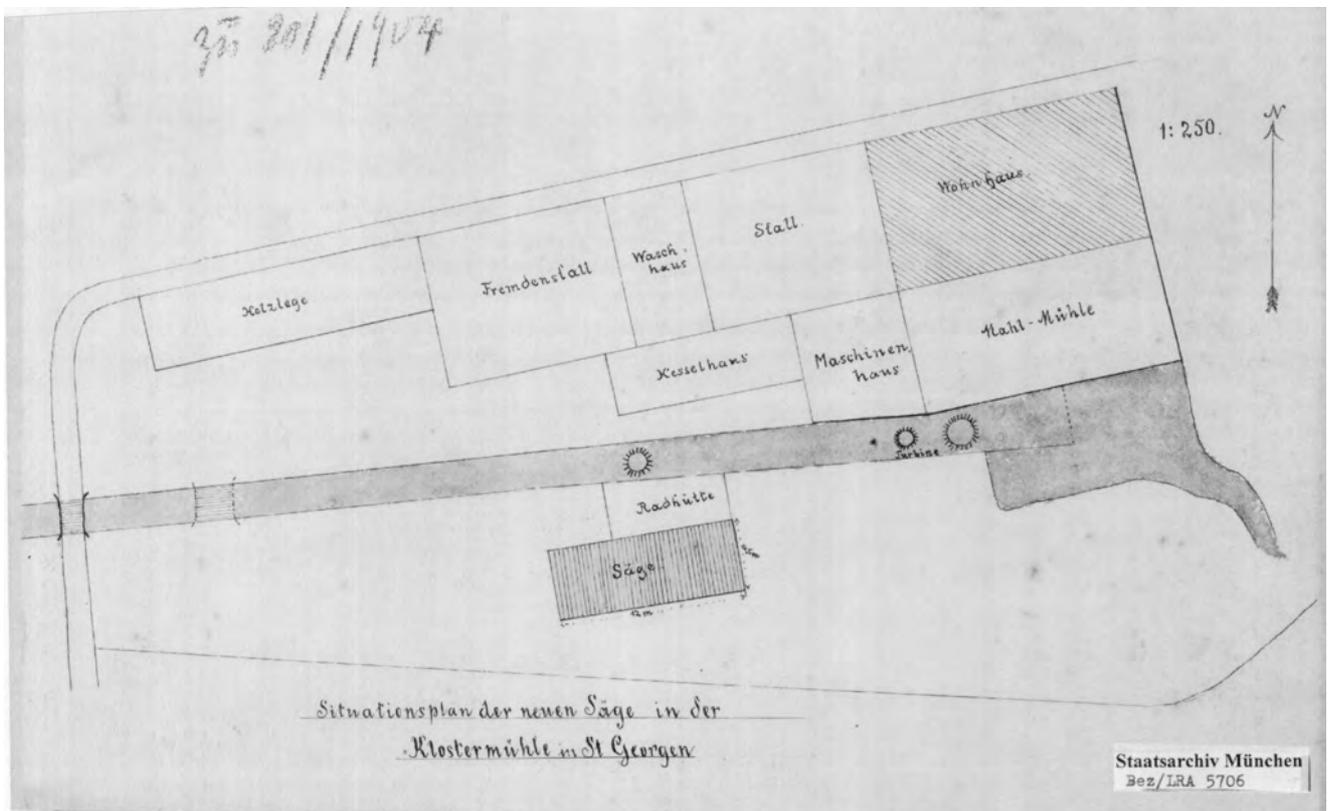
37 Staatsarchiv München: Bauplan. Bezirksamt Landsberg, St. Georgen, 1899, Nr. 5674 (s. Abb. 12).

38 Staatsarchiv München: Bauplan. Bezirksamt Landsberg, St. Georgen, 1904, Nr. 5706 (s. Abb. 13 u. 14).

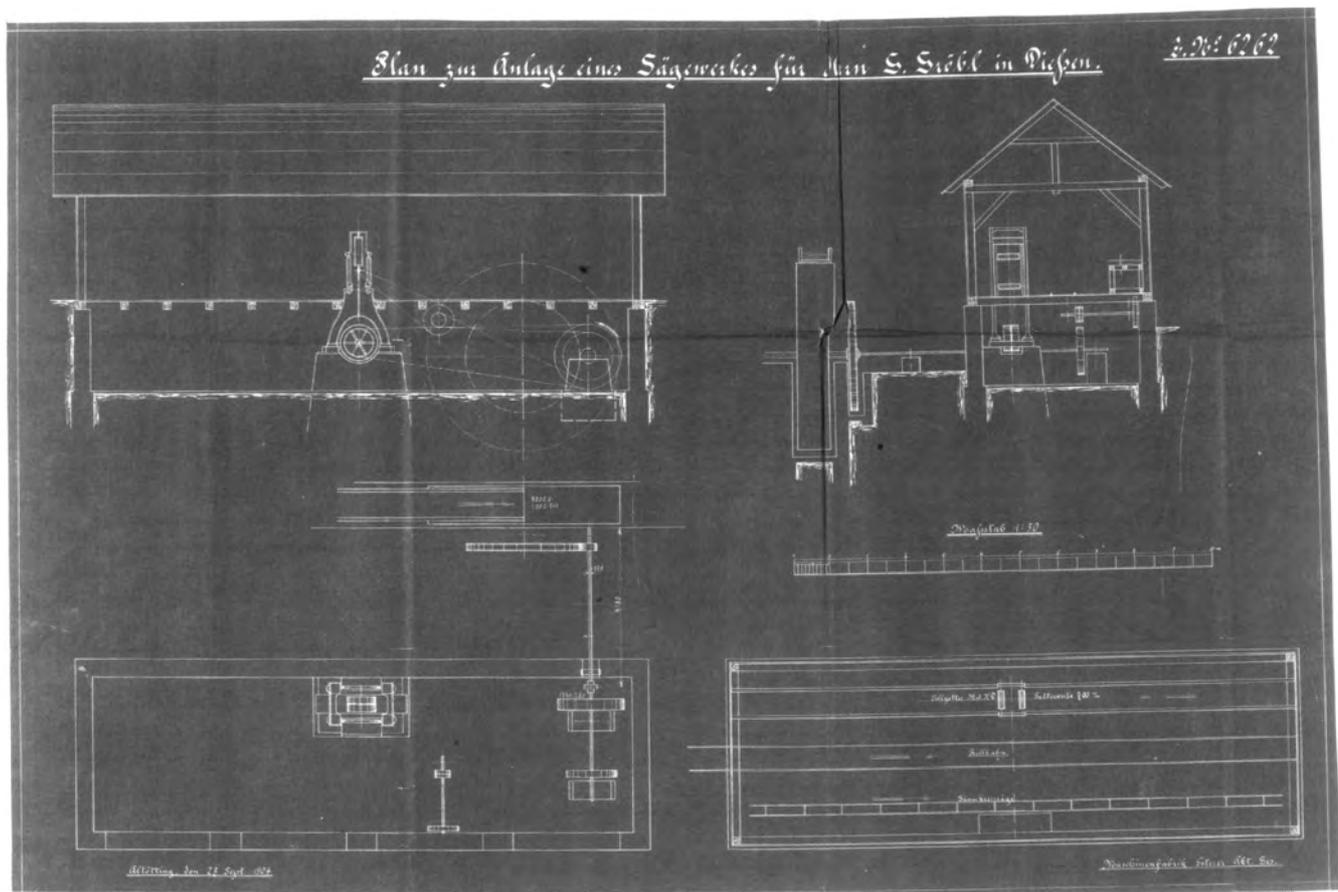
39 Die Brauerei, die sich 1803 noch in diesem Bereich befunden hatte, war bis 1851 in den südlichen Flügel der ehemaligen Konventsgebäude verlegt worden. Dort lag sie weiterhin in der Nähe der Mühle und des Wassers. Siehe Staatsarchiv München: Grundsteuerkataster der Steuergemeinde St. Georgen, 1851, S. 310.



12 „Plan zum Umbau des Maschinenhauses am Elektrizitätswerke für Herrn Gröbl“



13 „Situationsplan der neuen Säge in der Klostermühle in St. Georgen“



14 „Plan zur Anlage eines Sägewerkes für Herrn G. Gröbl in Dießen“

Staatsarchiv München Bez./LRA 5706

## 250 Jahre Brunnenkircherl

von Anton Lichtenstern

Das Brunnenkircherl, die kleine ehemalige Wallfahrtskapelle am Hofgraben, wurde im Jahre 1756, also vor 250 Jahren, errichtet.<sup>1</sup> Damals bestand schon eine hölzerne Kapelle, die aber für die vielen Besucher zu klein geworden war. Der Name der Kapelle verweist auf einen heute nicht mehr sichtbaren Brunnen im Bereich des unteren Hofgrabens. Noch bis um 1900 nannte man das heutige Hexenviertel die „Heilige Brunnengasse“, weil sie zu diesem Brunnen bei der Kapelle führte.

### Die versteckte Madonna

Der Ursprung des kleinen Gnadenortes war die Auffindung eines geschnitzten Marienbildes. Der damalige Stadtpfarrer Johann Karl Baron von Lippert berichtet darüber 1756: Im 16. Jahrhundert habe der Bierbräu Michael Distl beim Bau eines neuen Kellers unter einem Felsen am Ostabhang des Schlossberges ein wohl während der Reformationszeit verstecktes geschnitztes Marienbild gefunden, dem bald zahlreiche Wundertaten zugeschrieben wurden.

<sup>1</sup> Zum Brunnenkircherl und seiner Geschichte siehe: Dietrich, Dagmar: Landsberg am Lech, Band 2, Sakralbauten der Altstadt. München Berlin 1997, S. 669 ff. Dort auch die ältere Literatur und die Quellen, darunter: Schober, Josef: Die Brunnenkapelle in Landsberg. LG 10 (1911), S. 20 f

Distl und seine Nachbarn, die Rotgerber Joseph Hohenrainer und Michael Wiedemann, taten sich zusammen, so Lippert, und bauten mit Erlaubnis des Herzogs eine kleine hölzerne Kapelle mit einem Dachreiter, 16 Schuh lang, 6 Schuh breit [ca. 5m x 1,8m], in den zwei Glocken gehängt wurden. Ein Rotgerber arbeitete übrigens noch in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg am Hofgraben gegenüber dem Brunnenkircherl.

Die Überprüfung dieser Überlieferung ergibt, dass sich Lippert bei der Datierung der Auffindung der Marienstatue geirrt hat. Der Bräuer hieß nicht Distl, sondern Gistl. Im Ratsprotokoll der Stadt Landsberg findet sich die Nachricht, dass Michael Gistl, Bräuknecht aus Luttenwang [bei Adelshofen, Landkreis FFB], 1701 das Bürgerrecht kaufte und das Seitzische Bräuhaus, das frühere Pfettnersche Brauhaus, erwarb. Dieses stand in dem heutigen Garten schräg gegenüber der Kapelle. Das Bräuhaus brannte 1758 ab und wurde nicht mehr aufgebaut.<sup>2</sup>

Die Auffindung der Madonna in einer Nagelfluhhöhleung des Schlossberges, wohl dort, wo heute die Kapelle steht, kann also frühestens 1701 geschehen sein. Diese Datierung wird auch durch die Lebensdaten der beiden Rotgerber

<sup>2</sup> Gistls Einbürgerung und die Geschichte des Brauhauses: freundliche Mitteilung von Herrn Klaus Münzer



Das Gnadenbild als Silbervotiv

bestätigt: Joseph Hohenrainer starb 1749, Michael Wiedemann 1739.<sup>3</sup>

Die hölzerne Kapelle war, so berichtet der damalige Stadtpfarrer, voll mit Votivgaben und mit „unbeschreiblich viel verehrtem Wax“, gestiftet von den vielen Menschen, die hier Hilfe gesucht hatten.

### Wallfahrtsorte im Bereich Landsberg

Im 17. und frühen 18. Jahrhundert entstanden zusätzlich zu den großen Wallfahrten wie Andechs oder Altötting in großer Zahl lokale Wallfahrten, meistens Marienwallfahrten.<sup>4</sup> Einige Beispiele aus dem Landsberger Bereich:

1638 Bau der ersten hölzernen Eichkapelle bei Erpfting mit einer Schmerzhaften Muttergottes als Gnadenbild, 1696 Neubau;<sup>5</sup>

1660 nach der Legende Aufstellung einer St. Leonhardfigur aus dem Lech bei Kaufering, 1704 Bau der ersten, 1715 Errichtung der heutigen Leonhardskapelle;<sup>6</sup>

1674 Wunderheilung und Verehrung der Schmerzhaften Muttergottes in der alten Kirche in Vilgertshofen, 1692 Weihe der neuen Wallfahrtskirche;<sup>7</sup>

1686 Verehrung der Madonna in einer Eiche im Westerholz bei Beuerbach, woraus die kleine Wallfahrt zur Holzkapelle entstand;<sup>8</sup>

nach 1701 Bau des ersten Brunnenkircherls;

1704 Verehrung der Altöttinger Madonna auf einem Bildstock am Weg von Landsberg nach Kaufering, später wurde dort die Altöttinger Kapelle errichtet;<sup>9</sup>

3 Sterbematrikel Pfarrarchiv Mariae Himmelfahrt

4 Höllhuber, Dietrich: Wallfahrt und Volksfrömmigkeit in Bayern. Nürnberg 1987, S. 228 ff

5 Dietrich, Dagmar: Landsberg am Lech, Band 4, Vorstadtbereiche und eingemeindete Dörfer. München Berlin 1999, S. 438 ff

6 HILTI-Aktion St. Leonhard (Hg.): renovatum est. 1715 St. Leonhard / Kaufering 1975. Landsberg 1975, S. 16 ff

7 Schnell, Hugo, und Hartig, Michael: Wallfahrtskirche Vilgertshofen (Kleiner Führer), 1965, S. 2 f

8 Schober, Josef: Die Kapelle am Westerholz. LG 1913, S. 83 ff

1731 Wunderheilung in der Schlosskapelle in Pöding, zugeschrieben der alten Marienstatue aus Pössing, 1740 Baubeginn und 1755 Weihe der Wallfahrtskirche;<sup>10</sup>

1756 Neubau des Brunnenkircherls.

Die Entstehungsgeschichte dieser außer Vilgertshofen kleinen Wallfahrtsziele weist eine Reihe von Übereinstimmungen auf: Alle genannten außer Vilgertshofen wurden wie die Brunnenkapelle durch Laien begründet, nicht selten gegen Widerstände der Ortsgeistlichen oder des Bistums. Eine Statue wurde aufgefunden, so im Westerholz, am Schlossberg in Landsberg und in Pöding, oder, wie bei St. Leonhard in Kaufering, durch den Lech angetrieben. Das verehrte Bild wurde für die Gläubigen durch Wunder zum Gnadenbild. Eine Wallfahrt entstand und man baute für die vielen Besucher aus den Spenden eine Kapelle, die nicht selten später vergrößert oder erneuert wurde, oder man errichtete, wie in Vilgertshofen, eine neue Kirche.

### Der Neubau 1756 und das Gnadenbild

Die alte Brunnenkapelle war für die vielen Besucher zu klein geworden, deshalb schrieb 1755 der Kistler Joseph Max Mayer, der sich damals um die Kapelle kümmerte, im Auftrag einer Gruppe von Gläubigen an den Kurfürsten mit der Bitte um die Erlaubnis zum Bau eines massiven Baus an der Stelle der Holzkapelle. Diese sollte 30 Schuh Länge und 16 Schuh Breite aufweisen, also deutlich größer werden. Ausgeführt wurde sie etwas kürzer als geplant, als die Erlaubnis zum Bau gegeben worden war. Allerdings war die Diözese zunächst gegen den Neubau. Erst als sich der Stadtpfarrer Baron von Lippert und der Landrichter Joseph Ignaz Freiherr von Mändl dafür einsetzten und die Befürworter versprachen, der Pfarrkirche keine gottesdienstliche Konkurrenz zu machen, konnte der aus Spenden der Gläubigen finanzierte Bau begonnen werden. Der Baumeister war wohl Nikolaus Schütz, der Mitarbeiter und Schüler Dominikus Zimmermanns, wie man aus der Form der Fenster der Kapelle geschlossen hat.

Der reich geschmückte Altar und das Gestühl des Brunnenkircherls stammen aus der Erbauungszeit. Im Zentrum des Altares steht das Wallfahrtsbild Maria mit dem Jesuskind, ein Schnitzwerk des 15. Jahrhunderts. Das Gnadenbild wurde – ähnlich wie in Pöding – überarbeitet, mit einer Perücke und einem Sternenkranz versehen, bekleidet und mit Kronen und Szeptern ausgestattet. Die wertvollen Gewänder, heute im Museum, wurden im Ablauf des Kirchenjahres gewechselt. Die Säulen am Altar tragen Rocaille-Kartuschen mit dem Text des „Ave Maria“. Auch die Heilig-Geist-Taube über dem Gnadenbild bezieht sich auf das Geheimnis der Geburt Jesu: „Et incarnatus est de Spiritu Sancto ex Maria Virgine“ – „Er hat Fleisch angenommen durch den Hl. Geist aus Maria der Jungfrau“ heißt es im Credo.

Die Putten am Altar sind Werke von Johann Chrysostomus Leuthner aus Türkheim. Er hatte 1761 die Werkstatt von Johann Luidl übernommen. Die Bauernheiligen Leonhard und Wendelin auf dem Altar sind wohl ein Hinweis auf die damals zahlreichen Bauern am Berg in der Nähe der Kapelle.

Auf dem Altar findet man in den Reliquienvitrinen schöne Klosterarbeiten, wohl Werke der Landsberger Ursulinen, darunter interessante Objekte der Volksfrömmigkeit, zum Beispiel eine Nepomukzunge und eine Hand der Mutter Anna, beide aus Wachs.<sup>11</sup>

9 Dietrich, Dagmar: Landsberg am Lech, Band 4, Vorstadtbereiche und eingemeindete Dörfer. München Berlin 1999, S. 144 ff. Lichtenstern, Anton: 300 Jahre "Altötting" in Landsberg. LG 2004, S. 59 f

10 Dietrich, Dagmar: Landsberg am Lech, Band 4, Vorstadtbereiche und eingemeindete Dörfer. München Berlin 1999, S. 530 ff



Abbildungen auf dieser Seite: silberne Votivgaben

Der heilige Johann Nepomuk, Generalvikar des Erzbischofs von Prag, wurde 1393 bei Auseinandersetzungen mit König Wenzel gefoltert und in der Moldau ertränkt. 1729 wurde er heilig gesprochen und war dann im 18. Jahrhundert einer der beliebtesten Heiligen. Seine Zunge hatte sich unverwest erhalten, woran sich die Legende knüpft, dies sei ein Zeichen für sein Festhalten am Beichtgeheimnis gegenüber dem König. Deshalb wurde die Zunge als Reliquie hoch

verehrt und in Wachs nachgebildet. Solche Nachbildungen von Reliquien wurden am Original „berührt“. Nepomuk ist der Patron der Brücken, der Schiffer und der Flößer. Er wurde auch um Hilfe gegen Verleumdungen angerufen.

Anna ist die Mutter Mariens. Sie wurde vor allem von Müttern in all ihren Anliegen als Helferin betrachtet. Die Hand ist eine Nachbildung einer Reliquie, die in Wien aufbewahrt und verehrt wird. Heilige Hände finden sich als Amulette schon in den antiken Hochkulturen und im Islam.<sup>12</sup> Sie sind ein anschauliches Zeichen für die menschliche Grunderfahrung helfender und heilender Hände.

Ein verglastes Kästchen, heute im Museum, enthält ein „Agnus Dei“, eine Darstellung des Gotteslammes aus Wachs.<sup>13</sup> Es wurde als Amulett gegen Krankheiten, plötzlichen Tod, Unwetter und auch gegen Hexen sehr geschätzt. Der Grund dafür war, dass nur der Papst selbst, und dies nur alle sieben Jahre, solche Amulette weihte.

## Votivgaben

Bis in die Nachkriegszeit war die Kapelle überfüllt mit den Votivgaben der dankbaren Besucher. Votivgaben sind Bitt- oder Dankopfer. Sie legen Zeugnis ab für die vielerlei Nöte, in denen Gläubige mit der Hoffnung auf Hilfe zum Brunnenkircherl gekommen waren.

11 Kriss-Rettenbeck, Lenz: Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens. München 1971, S. 45

12 Hansmann, Liselotte, und Kriss-Rettenbeck, Lenz: Amulett und Talisman. Erscheinungsformen und Geschichte. München 1966, S. 192 ff; "Hand der Mutter Anna" S. 197, Abb. 624

13 Bächtold-Stäubli, Hans (Hg.): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Berlin New York 1987. Bd.1, Sp. 215 ff





Das Brunnenkircherl 1956



... und heute

Die Votivbilder mit Darstellungen von Krankheiten und Unfällen sind leider nicht mehr vorhanden. In der Kapelle findet man nur noch einige Krücken, die wohl Geheilte hier abgelegt haben. Die übrigen Votivgaben werden im Stadtmuseum gezeigt. Sie stammen aus dem Zeitraum zwischen der zweiten Hälfte des 18. und dem frühen 20. Jahrhundert, die meisten aus dem späten 18. und frühen 19. Jahrhundert, der Blütezeit der kleinen Wallfahrt. Der wichtigste Bestand sind die 61 Silbervotive, darunter Darstellungen des Gnadenbildes, Votanten – kniende Frauen und Männer – und Herzen. Diese Opfergaben symbolisieren wohl meist, dass sich der Gläubige vertrauensvoll dem Gnadenbild weihte.<sup>14</sup> Auf Krankheiten beziehen sich die Darstellungen von Körperteilen. Augen, Zungen, Lunge, Magen, Beine, Kröte für die Gebärmutter, Beine und Arme wurden dargebracht mit der Bitte um Hilfe in einem Leiden oder auch aus Dank für die Heilung. Eindeutig Dankvotive sind ein Knochenstück, ein Zahn und Granatensplitter, jeweils in Silber gefasst. Einige der Silbervotive tragen die Zeichen von Landsberger Goldschmieden.<sup>15</sup>

Die Gläubigen opferten auch Medaillen; Münzen, Schmuckstücke und Rosenkränze als Weihegaben, insgesamt 32 Objekte. Auch sie bestätigen den Höhepunkt der Wallfahrt im angegebenen Zeitraum.

### Das Brunnenkircherl im 19. und 20. Jahrhundert

Die Kapelle wurde immer wieder renoviert, auch die Ausstattung wurde bereichert. Über der Eingangstür befand sich bis 1957 (seit 1917 als Rekonstruktion) ein von Sebastian Jaud aus Wessobrunn 1814 gemaltes Fresko, die Darstellung des von Engeln mit Schriftbändern umgebenen Wallfahrtsbildes. Pankraz Kober aus Kirchheim malte 1828 das

Deckenbild mit der Darstellung der Himmelfahrt Mariens nach dem Vorbild eines Rubensbildes im Schloss von Kirchheim. Ein ähnliches Ölgemälde von Kober befindet sich im Pfarrsaal des Pfarrzentrums an der Ludwigstraße. Die beiden Fresken aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sind wie die Votivgaben ein Hinweis darauf, dass die Wallfahrt in dieser Zeit trotz der kirchlichen Wallfahrtsverbote des späten 18. Jahrhunderts und der Regierung des neuen bayerischen Königreiches weiter bestand.<sup>16</sup>

Das Brunnenkircherl war von Anfang an vor allem ein Ort der Laienfrömmigkeit. Die erste und die heutige Kapelle wurden durch die Bemühungen der in der Nähe wohnenden Bürger und durch Spenden der Besucher errichtet. Wohltäter ließen auch spätere Renovierungen vornehmen. Als die Stadt Landsberg im Jahr 1800 den Schlossberg erwarb, fiel die Kapelle an die Stadt, die 1957, zum 200jährigen Bestehen, eine Gesamtrenovierung durchführen ließ und die Treppe erneuerte. Danach blieb die Kapelle aber lange Zeit verschlossen und wurde sogar aus Sicherheitsgründen weitgehend ausgeräumt. Wieder durch eine private Initiative, maßgeblich war der aus der Bergstraße stammende heutige Pater Walter Huber, wurde das Kircherl 1990/91 mit Hilfe der Stadt wieder instand gesetzt und ist seitdem regelmäßig geöffnet. Wie schon vor 250 Jahren wird die Kapelle bis heute von den Nachbarn liebevoll betreut.

14 Kriss-Rettenbeck, Lenz: Bilder und Zeichen religiösen Volksglaubens. München 1971, S. 112

15 Neunzert, Hartfried (Hg.): Landsberger Gold- und Silberschmiede. Katalog Neues Stadtmuseum, Landsberg 1994. Klein, Matthias: Die Goldschmiedewerkstätten von Landsberg am Lech. Ars Bavarica Band 71/72, München 1994

16 Höllhuber, Dietrich: Wallfahrt und Volksfrömmigkeit in Bayern. Nürnberg 1987, Aufklärung und Säkularisation, S. 73 ff

# Carl Prantl - ein Landsbergerer in der Weltliteratur

von Emilio Romanó

Man könnte den Fall als eine weitere Bestätigung der Wahrheit des Spruches: „Niemand gilt als Prophet in seiner Heimat“ betrachten. Es gibt nämlich ein großes Werk, das man nicht nur in den deutschen, sondern auch in den wichtigsten Bibliotheken anderer europäischer Länder - von Spanien bis Schweden, von England durch Frankreich bis Italien - finden kann; ja sogar in der Library of Congress in Washington D.C. kann man es lesen: Es ist die vierbändige „Geschichte der Logik im Abendlande“. Aber der Autor, ein Landsbergerer Kind, scheint in seiner Stadt in Vergessenheit geraten zu sein.



Karl von Prantl

## Das Leben

Carl Prantl wurde am 28. Januar 1820 geboren. Seine Eltern waren Anton Prantl, „civis ac mercator“, und Theresia, geb. Wunsch aus „Chanm“. Die Familie lebte (von 1818 bis 1824<sup>1</sup>) im Haus Nr. 82, heute Hubert-von-Herkomer-Str. 82. Aus Geschäftsgründen zog der Vater nach München um, wo Carl Prantl das Gymnasium besuchte. Dort wurden seine Fähigkeiten als vorzüglich, sein Benehmen als musterhaft bezeichnet. Im Alter von 17 Jahren ging er auf die Universität, wo er Philosophie und Klassische Altertumswissenschaft studierte, und erhielt 1841 die philosophische Doktorwürde mit einer Dissertation über die Solonische Gesetzgebung.

Zwecks seiner weiteren Ausbildung begab er sich an die Hochschule in Berlin, wo er Schüler Böckhs und Trendelenburgs war, bei denen er römische Rechtsgeschichte und Institutionen des römischen Rechts, wie auch Philologie bei Wilhelm Grimm hörte.

1843 habilitierte er sich in München: Die Abhandlung über die naturwissenschaftlichen Schriften Aristoteles' wurde bei Cotta – dem Verleger Goethes und Schillers – gedruckt. Seit 1849 war er außerordentlicher, seit 1850 ordentlicher Professor für Philologie. 1864 erfolgte dann die Ernennung zum ordentlichen Professor der Philosophie. Außerordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften war er schon seit 1848, zum ordentlichen wurde er im Jahre 1857 ernannt. Während des akademischen Jahres 1879/80 war er auch Rector Magnificus der Münchener Universität.

Michael Doeberl<sup>2</sup> berichtet über einen Konflikt an der Universität München im Jahre 1855. Damals forderte der neu gewählte Rektor Johann Nepomuk Ringseis, ein von der katholischen Erneuerung geprägter Professor der Medizin, in seiner Antrittsrede, dass die Offenbarung auch als für die Wissenschaft bindend anzuerkennen sei. Daraus entstand eine in der Öffentlichkeit ausgetragene heftige Kontroverse, weil man die Rede als Angriff auf die liberale Kulturpolitik König Maximilians II. auslegte. In studentischen Protestversammlungen und sogar durch den König selbst wurde Ringseis widersprochen. Dieser versuchte sich damit zu rechtfertigen, dass er lediglich den unchristlichen, antimonarchistischen, autoritätswidrigen Zeitgeist habe treffen wollen, zumal die Vorlesungen des Philosophieprofessors Prantl. – Prantl, das zeigt diese Episode, war also ein entschiedener Vertreter der Freiheit der Wissenschaft und wurde als solcher von den Konservativen mit Misstrauen betrachtet.

Der Wert seiner wissenschaftlichen Arbeit wurde auch auswärts anerkannt: 1874 wurde Carl Prantl von der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zum korrespondierenden Mitglied gewählt. Er erhielt einen Ruf nach Leipzig, blieb aber seiner Heimatuniversität treu.

Auch die politische Macht schätzte seine wissenschaftlichen Leistungen; dank ihrer wurde Carl Prantl sogar geadelt: 1872 verlieh ihm der König das Ritterkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone und 1883 das Ritterkreuz des Maximiliansordens für Wissenschaft und Kunst.

Oft verbrachte er seine Ferien in den Bergen. Dort starb Carl Ritter von Prantl auch 1888 – in Oberstdorf – an den Folgen eines Schlaganfalls.

## Das Werk

Zeit lebens veröffentlichte Carl Prantl Rezensionen und Artikel in verschiedenen Zeitschriften, besonders über Aristoteles, übersetzte und gab platonische und aristoteli-

1 Ich danke an dieser Stelle dem Katholischen Stadtpfarramt Mariä Himmelfahrt für die Auskunft und Herrn Anton Lichtenstern für die Vermittlung (d. Autor). - Nachzutragen ist, dass „der Handelsmann Anton Prantl von München“ das Haus Nr. 82 in der Lechgasse (heute Hubert-von-Herkomer-Straße) 1818 auf der Gant erwarb und bereits 1824 an den Weingastgeb und Handelsmann Benedikt Hauber aus Regensburg weiter verkaufte (d. Red.)

2 Michael Doeberl: Entwicklungsgeschichte Bayerns, Bd. III, München 1931, S. 330

sche Werke heraus. Von 1858 ist die Festschrift „Die Philosophie in Sprichwörtern“, und 1872 erschien seine zweibändige „Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut, München“.

Als Philosoph war Prantl kein schöpferisches Genie: seine Anschauungen wurden von so heterogenen Denkern wie Kant und Hegel, Feuerbach und Darwin beeinflusst. Konstant und unüberwindlich blieb jedoch seine Abneigung gegen Schelling und überhaupt gegen alle Metaphysik. Er wollte Idealismus und Monismus vereinen, und es ist schwer, sein System unter einem genauen und klaren Wort zu subsumieren: er selbst bezeichnete es mit einem zu jener Zeit auch bei anderen beliebten vieldeutigen Worte als Idealrealismus.

Nur auf dem Spezialgebiet der Logik entwarf er einen eigenen Plan, den er auch selbstständig durchführte. Nach einigen Vorarbeiten, wie den Aufsätzen „Die Bedeutung der Logik für den jetzigen Standpunkt der Philosophie“ (1849) und „Über die Entwicklung der aristotelischen Logik aus der platonischen Philosophie“ (1853) erschien 1855 der erste Band seines vierbändigen Haupt- und Lebenswerkes, der „Geschichte der Logik im Abendlande“, durch welche Carl Prantl Weltruhm erlangte.

Der erste Band behandelt das gesamte Altertum. Gestellt vor die Wahl, wie sie in Raffaels berühmtem Fresko „Die Schule von Athen“ versinnbildlicht ist: ob er den Vorzug Platon oder Aristoteles geben sollte, lag es nahe für Prantl – als Logiker – sich für den letzteren, für den großen Philosophen, aber auch größten Wissenschaftler der Antike zu entscheiden; schon der materielle Umfang des dem Aristoteles gewidmeten Abschnittes zeigt, welche Bedeutung Prantl ihm zumaß. Für Prantl war es ein Gegenstand wahrer Bewunderung, mit welcher großartiger Konzeption Aristoteles seine Logik entfaltete, die den tiefsten Kern nicht bloß des griechischen, sondern des Denkens überhaupt richtig traf. Die aristotelische Logik darf seines Erachtens mit Recht beanspruchen, zu den eminentesten Leistungen der menschlichen Geistesgeschichte gezählt zu werden.

Das ist auch der Grund, weshalb diese logische Theorie für Jahrhunderte eine fast ausschließliche Herrschaft auf diesem Gebiete ausübte. Aristoteles bleibt heute noch der Denker, welcher die Grundproblematik insofern entscheidend bestimmte, als alle späteren abendländischen Philosophen, die in diesem Bereich arbeiteten, auf ihn zurückgriffen. Und das aristotelische Organon, so der Buchtitel seiner logischen Schriften, ist noch heute die schönste und reichste Einführung in die Logik überhaupt.

Es lag dann in der Natur der Sache, dass die Beurteilung Platons negativ ausfiel. Zwar werden seinen Dialogen künstlerisch-dramatische Darstellung und blumenreiche Sprache beigemessen, für Prantl aber gehören diese zum Reich der Poesie und des symbolischen Mythos. Beurteilt nicht nach ihrem stilistischen, sondern ihrem logischen Wert, stellen sie nur Träumereien, Schwärmereien dar, ja für Prantl sind sie ein „Geschwätz“.

Konnte Platon für sich sozusagen die historische Entschuldigung haben, vor Aristoteles gelebt zu haben, so gelte das nicht mehr für die nachkommenden Denker, und Prantl konnte eine wahre Indignation empfinden, dass Aristoteles für sie umsonst gedacht und umsonst seine Logik entwickelt habe.

Die Philosophie, die Prantl am meisten und regelrecht heftig angreift, ist die Stoa, weil bei ihr die bloß grammatikalischen Verhältnisse und das rhetorisch demonstrative Verfahren in den Vordergrund träten, ohne mit den eigenen Grundbegriffen im klaren zu sein: Was seines Erachtens übrig bleibe, sei nur ein schulmäßiges Schematisieren, ein Katechismus und ein hohler Formalismus.

Nicht milder fällt das Urteil Prantls über das Mittelalter aus, dem die folgenden Bände seiner „Geschichte der Logik

im Abendlande“ gewidmet sind: Er streitet ganz ab, dass in jener Zeit ein Fortschritt, eine Förderung der Logik stattgefunden hat, weil kein einziger Autor einen eigenen Gedanken aus sich selbst geschöpft habe, so dass das ganze Zeitalter nur rezeptiv und nicht produktiv, ohne ein selbstständiges Schaffen gewesen sei. Im Gegenteil: Damals habe eine völlige innere Abhängigkeit von der Tradition, von dem dargebotenen Material geherrscht, und man habe in einer gedankenlosen Autoritätssucht gelebt. Für Prantl kann für die Zeit nicht von einer Weiterführung der antiken Philosophie, sondern nur von einer kommentierenden Tätigkeit die Rede sein. Deshalb galten für ihn alle Schriftsteller des Mittelalters in spekulativer Beziehung als wertlos.

## Kritik

Für den heutigen Stand der Forschung zeigt die Darstellung Prantls zwei gewichtige Fehlertheile, denn erstens hat man durch J. Lucasiewicz – aus der Warschauer Schule – die Eigenständigkeit der megarisch-stoischen Logik gegenüber der aristotelischen Stillogistik erkannt, und zweitens – obwohl es richtig ist, dass das Denken des Mittelalters durch vorwiegende Rezeptivität charakterisiert ist – haben doch die Scholastiker seit dem Ende des 12. Jahrhunderts eigene Lehren entwickelt, d. h. also etwas ganz Neues geschaffen.

Ein weiterer Mangel des Werkes betrifft nicht einzelne Stellungnahmen Prantls, sondern überhaupt seine Art und Weise, negative Urteile abzugeben. Prantls Kritik gleicht nicht der seines Vorbilds Aristoteles, der bekanntlich sich damit begnügt, seine Divergenz – hauptsächlich Platon gegenüber – mit Redewendungen wie „Andere meinen...“ oder „Wie andere denken...“ kundzutun. Prantls Tadel, ja sein Hass wird oft mit schroffen Ausdrücken von den Lehren auf die Person übertragen, als ob man sich am Jüngsten Gericht befände, wo er als letzte Instanz die Guten von den Bösen trennen muss.

Dieses Charakteristikum hat aber auch seine – positive – Kehrseite: Das ganze Werk ist nämlich durch einen Rigorismus gekennzeichnet, der einerseits in Prants Wesen lag – das war die selbe Strenge, durch die sich Wolfgang Pauli den Beinamen „das Gewissen der Physik“ verdiente – andererseits in seiner korrekten und scharfen methodologischen Abgrenzung des zu behandelnden Forschungsgebietes.

Prantls Maßstab war das logische Motiv, und nur nach diesem – nicht nach heterogenen Werten, wie z.B. den stilistischen – beurteilt er Platon, Plotin, die Stoa; für ihn kann Cicero „wohl schwätzen, aber auf dem Gebiet, welches uns hier beschäftigt, zeigt sich seine ganze Impotenz“. Aus dem selben Argument werden die theologischen Verdienste der mittelalterlichen Philosophen völlig bei Seite gelassen bzw. der Theologie überlassen.

Wissenschaftlich korrekt ist es, dass die Selbstständigkeit des Lesers gewahrt bleibt, weil dieser den Autor bei jedem Schritt kontrollieren kann: Nach Prantls Urteil kann er den entsprechenden Quellentext selber lesen und beurteilen. Bei diesem wichtigen Punkt ist es angebracht, Prantl selber ausführlich zu Wort kommen zu lassen: „Ich bin nämlich nicht berechtigt, irgend einen Gegenstand etwa durch den Machtanspruch, dass derselbe lediglich dummes Zeug sei oder dgl., gleichsam zu escamotieren, sondern habe die leidige Pflicht, auch den Unsinn, welcher im Laufe der Geschichte auftauchte, darzustellen; und die Erfüllung dieser Pflicht zu erwarten, hat der Leser ein Recht“. Und nirgends fehlt der Quellennachweis: Der Umfang der Zitate, die in der Originalsprache wiedergegeben werden, nimmt die Hälfte des gesamten Werkes in Anspruch.

Prantls „Geschichte der Logik“ ist nirgendwo ein Werk aus zweiter Hand, es ist kein bequemes Kompendium, sondern gründliche Forscherarbeit für den Forscher. Der Autor selber wusste, dass bei der Schwindel erregenden Masse des

zu bewältigenden Materials das Eine oder das Andere ihm trotz seinem Bestreben nach Vollständigkeit entgehen konnte. Ist inzwischen die Quellensammlung tatsächlich breiter geworden, so bleibt deren Kenntnis und Handhabung durch Prantl musterhaft und beeindruckend. Denn: hatte der erste Band über das Altertum eine schon vielfach bearbeitete Periode zum Gegenstand, so war, je mehr die Arbeit vorrückte, desto mehr nötig, wissenschaftliches Neuland zu erobern. Und Prantl hat diese Entdeckungsreise in fast unbekannte Gegenden mit bewunderswertem Fleiß geleistet: Er ist der Erste, der alle ihm zugänglichen antiken und scholastischen Logiker aufführt.

Er hatte die Absicht, auch die folgenden Jahrhunderte der frühen Neuzeit abzuhandeln. Leider kam er nicht mehr dazu. Was bleibt, sind wichtige Vorarbeiten, wie z.B. die Artikel über „Galilei und Kepler als Logiker“ (1875) und über „Leonardo da Vinci in philosophischer Beziehung“ (1886). Der Aufsatz „Die mathematische Logik“ (1887) – abgesehen von einigen Nekrologen Prantls letzte Arbeit – stellt seine kritische Auseinandersetzung mit einer sich damals von Amerika und England her auf die kontinentale Kultur verbreitenden logischen Richtung dar.

## Ausblick

Rechnet man den Verdienst der ersten Versuche der Humanisten ab, eine Geschichte der Logik zu schreiben, und sieht man von den Phantasien des im 16. Jahrhundert lebenden Petrus Ramus (Pierre de la Ramée) ab, bei dem Noe und Prometheus als erste Logiker erscheinen, so hat Prantl die erste umfassende Geschichte der Logik im Abendland von der Zeit vor Aristoteles bis zum Ende des 15. Jahrhunderts geschrieben. Auch die Logiker, welche eine andere Meinung als Prantl über die Bedeutung der Philosophen und den Wert derer Theorien vertreten, bewundern sein vorbildliches Standard- und Quellenwerk.

Ja, man kann sogar bei denjenigen, die in zwangsläufiger Zusammenarbeit mit anderen Gelehrten das Forschungsgebiet bis auf die indische Logik erweitert haben, die Behauptung lesen, Prantl habe die Geschichte der Logik geschaffen.

Und auch in den heutigen philosophischen Zeitschriften bleibt er noch ein Bezugspunkt und gilt als Autorität, an der man nicht vorbeikommt; nicht, weil er vor so vielen Jahren war, sondern weil er nach so vielen Jahren immer noch ist. Denn Carl Prantl, das Landsberger Kind, ist ein Klassiker geworden.

# Kulturkampf in Landsberg?

Politische Bewegungen zwischen 1871 und 1881

von *Manfred Dilger*

Die politischen Kämpfe in Bayern vor und nach 1870 waren von zwei miteinander verbundenen Themen beherrscht. Die nationale Frage, ob eine großdeutsche oder eine kleindeutsche Lösung, ob die deutsche Einheit mit oder ohne Österreich herbeigeführt werden sollte, war durch den preußisch-österreichischen Krieg 1866 schon weitgehend entschieden. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann und wie sich die süddeutschen Länder dem von Preußen beherrschten Norddeutschen Bund anschließen würden. In Bayern waren es vor allem die Liberalen, die für ein Deutsches Reich unter preußischer Führung eintraten. Dagegen entwickelte sich eine Bewegung, deren Anhänger sich „Bayerische Patrioten“ nannten, da sie die Selbstständigkeit Bayerns erhalten wollten. Zudem sahen sie in einem mehrheitlich protestantischen und von Liberalen beherrschten Deutschland die Rechte der katholischen Kirche bedroht und solidarisierten sich mit Rom, weshalb ihre Gegner sie „Ultramontane“ nannten. Manche akzeptierten diese abfällig gemeinte Bezeichnung, denn „jeder Katholik soll Ultramontaner sein“, sei „doch sein geliebtes Oberhaupt jenseits der Berge“<sup>1</sup>. Papst Pius IX. hatte 1861 in Italien den Kirchenstaat verloren und 1864 im „Syllabus errorum“ 80 Irrtümer des Zeitgeistes verdammt, die vor allem von den Liberalen vertreten wurden. Er verurteilte unter anderem die Zurückweisung der weltlichen Macht des Papstes, die Gleichwertigkeit aller Religionen, die absolute Glaubensfreiheit, das Staatskirchentum, aber auch die Trennung von

Kirche und Staat, das Schulmonopol des Staates, den Vorrang der Zivilehe, Rationalismus, Freimaurerei, Pressefreiheit, Nationalismus, Sozialismus und Demokratie. 1869 berief er das erste Vatikanische Konzil ein, in dem bald die Unfehlbarkeit des Papstes in Fragen des Glaubens und der Sittenlehre in den Vordergrund trat und 1870 gegen den Widerstand einer Minderheit zum Dogma erklärt wurde.<sup>2</sup>

Um diese Fragen ging es in den Auseinandersetzungen vor der Wahl – allgemein, direkt und geheim – zum Zollparlament 1868 und vor den beiden Wahlen – indirekt und öffentlich – zur Abgeordnetenversammlung des bayerischen Landtags im Mai und November 1869. Obwohl die liberale Fortschrittspartei schon eine bessere Parteiorganisation hatte und von der Staatsregierung unterstützt wurde, gewann die ultramontan-konservativ-patriotische Opposition jeweils die Mehrheit der Stimmen, vor allem in den katholischen und ländlichen Gebieten unter dem Einfluss des Klerus. In Landsberg hatten die Liberalen ihre Anhänger hauptsächlich unter den Honoratioren mit Bürgermeister Georg Arnold an der Spitze. Die konservativ-klerikalen „Patrioten“ konnten auf Bezirksamtmann Franz Xaver Maier und Stadtpfarrer Joseph Martin als Wortführer zählen. In der Stadt waren die beiden Formationen ungefähr gleich stark, die Stimmen vom Land und den anderen Bezirksämtern verhalfen aber jeweils den ultramontanen Kandidaten zum Sieg.<sup>3</sup>

1 So der Abgeordnete Dr. Schüttinger am 6.2.1872 in Greifenberg. Staatsarchiv München (=StAM), 57286.

2 Hubert Jedin (Hg.), Handbuch der Kirchengeschichte, Bd. VI/1, Freiburg, S. 752 f.

3 Zahlenangaben bei M. Dilger, „Bettelpreußen“ und „Ultramontane“, Landsberger Geschichtsblätter 2004, S. 66 ff.

## Triumph der Liberalen

Während des deutsch-französischen Krieges 1870/71 konnte Bismarck das neue Deutsche Reich gründen. Unter dem Eindruck der deutschen Siege, an denen auch die bayerische Armee beteiligt war, war die nationale Begeisterung derart gewachsen, dass die süddeutschen Staaten – Bayern, Württemberg, Baden und Hessen – sich im November 1870 dem Norddeutschen Bund anschlossen. Trotz der Bayern eingeräumten Reservatrechte sah die orthodoxe Mehrheit der Patriotenpartei unter Joseph Edmund Jörg in den Versailler Anschlussverträgen eine Kapitulation und forderte ihre Ablehnung. Die heftigen Diskussionen im Landtag führten zu einer Spaltung der Patriotenpartei. Bei der Abstimmung am 21. Januar 1871 stimmten 32 Abgeordnete der Patrioten mit den Liberalen, so dass die Verträge mit der nötigen Zweidrittelmehrheit – 102 gegen 48 – gebilligt wurden.<sup>4</sup> Allerdings war schon drei Tage vorher der preußische König Wilhelm zum Deutschen Kaiser proklamiert worden!

Zu den liberalkonservativen Gemäßigten, die sich jetzt „Centrum“ nannten, gehörte auch der Landsberger Bezirksamtmann Franz Xaver Maier, seit 1869 Abgeordneter der Patriotenpartei im Landtag. Dort hatte der konservative Abgeordnete Dr. Schleich am 14. Januar erklärt, „der Kollege aus Landsberg hat, soviel ich weiß, schon Schreiben von bäuerlichen Wählleuten erhalten“, für die Verträge zu stimmen.<sup>5</sup> Derselben Meinung war auch die Mehrheit der Katholiken im Allgäu, und die norddeutschen Zentrumsführer verlangten, „daß man sich ohne Säumen und mit voller Entschlossenheit auf den neuen Boden stellt“, um „die heiligsten Interessen in Kirche und Staat“ zu verteidigen<sup>6</sup>. Doch in den nun beginnenden Auseinandersetzungen um die Wahl zum ersten deutschen Reichstag am 3. März 1871 – nach direktem und geheimem Wahlrecht für alle Männer über 25 – betonte die klerikal-konservative Fraktion um Jörg – jetzt „Bamberger Hof“ genannt – die religiösen Themen. „Viele Katholiken Süddeutschlands können sich der Furcht nicht entledigen, es möchte im neuen deutschen Reich Bismarck an der Spitze der Liberalen dem 'Ultramontanismus' (sprich Katholizismus) und dem orthodoxen Pietismus, d.h. dem positiven Christentum den Krieg erklären“ und „Bald werden sich kirchlich gesinnte und kirchenfeindliche Parteien gegenüber stehen“ oder „Die Einführung der Civilehe wird von der Fortschrittspartei in Bayern längst angestrebt... Dagegen sind die Träger der Kirchengewalt und alle glaubenstreuen Katholiken“.<sup>7</sup>

In manchen Wahlkreisen konnten sich die Patrioten nicht auf einen Kandidaten einigen. So traten im Wahlkreis Weilheim, zu dem auch das Bezirksamt Landsberg gehörte, für das „Centrum“ der Erzgießerei-Inspektor Ferdinand von Miller aus München, für den „Bamberger Hof“ zunächst ein Pfarrer Aufhauser, dann der Bürgermeister Hilgenrainer aus Wangau an. Die Liberalen stellten den Brauereibesitzer Emmeran Kottmüller aus Murnau auf, „der durch unmittelbare Berührung mit der bürgerlichen und bäuerlichen Bevölkerung die Interessen und Bedürfnisse derselben genau kennt und durch Charakterfestigkeit und Entschiedenheit sich auszeichnet“. Unter diesem Wahlauf Ruf, am 26. Februar 1871 im Landsberger Wochenblatt veröffentlicht, steht an erster Stelle der Name des Landsberger Bürgermeisters Arnold, aber auch der des Barons von Eichthal, der drei Jahre vorher von den Konservativen ins Zollparlament gewählt worden war. Der Kandidat der Liberalen Kottmüller



Johann Georg Arnold, 1869 - 1890 Bürgermeister

wurde mit 59% der abgegebenen Stimmen gewählt, die konservativen Kandidaten v. Miller und Hilgenrainer bekamen 30 bzw. 11%. Der früher in Landsberg tätige liberale Rechtsanwalt Dr. Joseph Völk siegte im Allgäu mit 76% der Stimmen.<sup>8</sup> Auch im übrigen Bayern erreichten die ultramontanen Patrioten nicht die gewohnten Mehrheiten. In den Reichstag konnten sie nur 19 der 48 bayerischen Abgeordneten entsenden.

## Nationale Begeisterung

Diese Niederlage war vor allem auf die Spaltung der „Bayerisch-patriotischen Partei“ zurückzuführen. Das Beharren der Mehrheit auf den religiösen Themen musste in der durch den Sieg über Frankreich angeheizten nationalen Begeisterung auch in Bayern als nicht zeitgemäß erscheinen. Die täglichen Siegesmeldungen in dem von Frankreich erklärten Krieg, ebenso die Publizierung der Verlustlisten hatten die nationale Solidarisierung verstärkt. So wurden seit dem 2. September 1870 in Landsberg Beiträge für den „Verein zur Pflege und Unterstützung im Felde verwundeter und erkrankter Krieger“ gesammelt und die Namen der Spender in der Zeitung veröffentlicht. Der Verein veranstaltete in den zwei Wochen vor der Reichstagswahl im Erdgeschoß des Rathauses eine Ausstellung von „Sieges-Trophäen... bestehend in einer französischen Mitrailleuse und einige Gewehre und Säbeln“, Eintrittspreis 6 Kreuzer, für Kinder unter 12 Jahren die Hälfte. Der gleiche Verein veröffentlichte am 15. März einen Aufruf zur Beteiligung an der „Deutschen Nationallotterie zum Besten der Verwundeten, der Invaliden und der Hinterbliebenen der Gefallenen“, für die selbst aus Amerika Sachspenden eingetroffen waren.<sup>9</sup>

Zwei Tage nach der Reichstagswahl gab es in der Stadt zur Feier des Sieges und des bevorstehenden Friedens ein Fest

4 Peter Claus Hartmann, Bayerns Weg in die Gegenwart, Regensburg 2004 (2.A.), S.426 f.

5 Augsburgs Postzeitung (=APZ), 17.1.1871.

6 Joseph Edmund Jörg, Briefwechsel 1846-1901, Mainz 1988, S.361 ff.

7 APZ, 26.1., II.2.u.13.2.1871.

8 Landsberger Wochenblatt (=LWB; ab 1874 Landsberger Amtsblatt, ab 1878 Landsberger Anzeigblatt =LAB), 11.3.; APZ, 8.3.1871.

9 LWB, bis 18.2.1871 jede Woche, 4.3.1871.

# BEKANNTMACHUNG & FESTPROGRAMM.

Nachdem nunmehr die freundige Kunde dahier eingetroffen ist, daß auch die französische Nationalversammlung die deutschen Seits gestellten Friedensbedingungen angenommen habe, wird mit Rücksicht auf die allgemein sich kundgebende Stimmung der Einwohnerschaft dahier als Tag der Festfeier

## Sonntag der 5. März 1. J.

mit nachfolgendem Programme bestimmt:

- I. Allgemeine Beflaggung und Dekoration der Häuser.
- II. Morgens 6 Uhr Tagreveille mit Freundschießen.
- III. Mittags von 12 bis 1 Uhr Läuten mit allen Glocken der sämtlichen Kirchen der Stadt.
- IV. Abends mit dem Eintritte der Dunkelheit Stadtbeleuchtung und Festzug durch die Stadt vom Bayerthore aus.
- V. Schluß: Beleuchtung des Rathhauses und des Hauptplatzes mit bengalischer Flamme und Feuerwerk. —

Zur recht zahlreichen Betheiligung an der Festfeier wird auch die Landbevölkerung ergebens eingeladen.

Landsberg am 2. März 1871.

**Stadtmagistrat Landsberg.**

Der rechtskundige Bürgermeister  
**Arnold.**

Friedensfeier am 5. März 1871 (Landsberger Wochenblatt, 1871, S.58)

mit allgemeiner Beflaggung, Freundschießen, Glockengeläut, Stadtbeleuchtung, bengalischer Flamme und Feuerwerk. Der Durchmarsch und die Einquartierung zurückkehrender Truppenteile wie auch die Wiedersehensfeiern heimgekehrter Krieger boten wieder Gelegenheit zu Festen mit Musik, Dekoration und Beflaggung der Häuser. In Georg Verzas Buchhandlung war „Bayern's Helden- und Ehrenbuch“ vorrätig, und in Apfeldorf wurde eines der ersten Denkmäler für die Gefallenen errichtet, zu dessen Enthüllung am 17. September 1871 „die Soldaten der Umgegend sowie alle deutschgesinnten Patrioten freundlichst eingeladen“ wurden. Nicht nur die Bayerischgesinnten wurden jetzt „Patrioten“ genannt!<sup>10</sup>

### „Abtrünnige und Verräter“

Aber sehr bald trat das problematische Verhältnis von Kirche und Staat wieder in den Vordergrund. Die Liberalen und die mit ihnen zusammenarbeitenden Regierungen witterten im Unfehlbarkeitsdogma einen Herrschaftsanspruch des Papstes auch im weltlichen Bereich.<sup>11</sup> Das Dogma wurde von den bayerischen Bischöfen verkündet, ohne dass sie das Placet, die nach dem Staatskirchenrecht erforderliche Genehmigung der Regierung, eingeholt hatten. Verschiedene Theologen und Geistliche hatten das neue Dogma nicht akzeptiert, nannten sich „Altkatholiken“ und wurden nun

von den Bischöfen zur Unterwerfung aufgefordert, im Weigerungsfalle mit Amtsenthebung und Exkommunikation bedroht. In Bayern waren aber die kirchlichen Würdenträger laut dem Religionsedikt von 1818 in den meisten Fällen vom König eingesetzt worden, und die liberale Regierung war nicht bereit, Papst und Bischöfen nachzugeben und die Konzilsgegner ihrer Ämter zu entheben.<sup>12</sup>

So verlangte der Augsburger Bischof Pankratius von Dinkel die Absetzung des altkatholischen Pfarrers Joseph Renftle in Mering. Als die Staatsregierung sich weigerte, wandte sich der Bischof an die Abgeordnetenversammlung des Landtags. Nach tagelangen Redeschlachten wurde in der entscheidenden Abstimmung am 27. Januar 1872 die Verfassungsklage des Bischofs mit 76:76 Stimmen abgelehnt. Von den Konservativen hatten drei mit den Liberalen gestimmt: neben den schwäbischen Abgeordneten Joseph Kastner aus Burgau und Ignaz Prestele aus Thannhausen der Landsberger Bezirksamtmann Franz Xaver Maier, der schon am 11. Oktober 1871 einen Protest gegen die Altkatholiken nicht unterschrieben hatte.<sup>13</sup> Die Liberalen sahen in der gescheiterten Beschwerde des Bischofs eine „herbe Lektion für die Römlinge“ und hofften, dass Maier und seinen Freunden noch mehrere folgen, „welche keine Lust daran haben, Bayern zu einer Provinz der Jesuiten zu erniedrigen“. Die Konservativen dagegen empörten sich über das „wüste Jubelgeschrei“ von den Galerien und den „jubelnden Dank

<sup>10</sup> LWB, 1.7., 12.8., 9.9.1871.

<sup>11</sup> Franz Herre, Ludwig II., Stuttgart 1986, S.254.

<sup>12</sup> Jedin (Anm.2.), S.793.

<sup>13</sup> Friedrich Hartmannsgruber, Die Bayerische Patriotenpartei, München 1986, S.350 f.

dem königlichen Herrn Bezirksamtman Maier von Landsberg“. Maier habe im Widerspruch zu fast allen Wahlen seit 1869 gehandelt, denn „die Mehrzahl der Wähler im Wahlkreis Landsberg-Bruck sind katholisch und nicht neu-protestantisch“. Die „Abtrünnigen der Rechten“ hätten „nicht nur für die Selbstständigkeit Bayerns, sondern auch gegen die antikirchlichen Bestrebungen der Liberalen“ eintreten sollen.<sup>14</sup> Der ultramontane Graf Fugger-Blumenthal wusste zu berichten, „daß der Abgeordnete Bezirksamtman Maier von Landsberg durch einen Ministerialboten mit einem ministeriellen Schreiben aufgesucht worden sei. Wenn auch der Inhalt des Schreibens unbekannt geblieben sei, so sei doch gewiß, daß der Inhalt des Schreibens besagten Abgeordneten dahin gebracht habe, daß er sein Ehrenwort, mit der patriotischen Partei zu stimmen, gebrochen habe.“<sup>15</sup> Drei Jahre später sollte der Tag der Abrechnung kommen.



Kladderadatsch-Karikatur aus dem Jahr 1875 mit Anspielung auf die Maigesetze und den „Gegenzug“ des Papstes, die Enzyklika

## Preußischer und bayerischer Kulturkampf

Inzwischen war der „Kulturkampf“ voll entbrannt. In Preußen wollten Bismarck und sein liberaler Kultusminister Falk die in der preußischen Verfassung garantierte Freiheit der katholischen Kirche beseitigen, Kirche und Schule staatlicher Kontrolle unterstellen und damit auch den polnisch-katholischen Einfluss in den preußischen Ostprovinzen bekämpfen. So wurden die Katholische Abteilung im Kultusministerium aufgehoben, der Kanzelparagraph gegen politische Agitation in der Kirche eingeführt, der Jesuitenorden und andere Orden verboten, die geistliche Schulaufsicht abgeschafft, die obligatorische Zivilehe eingeführt, die Vor- und Ausbildung der Geistlichen reglementiert, widerspenstige Geistliche verbannt oder ausgewiesen, die kirchliche Disziplinargewalt kontrolliert und staatliche Zuschüsse von der Anerkennung dieser und anderer Gesetze abhängig gemacht. Der passive Widerstand der Katholiken führte dazu, dass schließlich acht Bistümer und ein Viertel der 4000 Pfarreien unbesetzt waren, die Zentrumspartei aber als politische Vertretung der katholischen Bevölkerung laufend Stimmen gewann.

In Bayern lagen die Verhältnisse grundlegend anders. Die Bevölkerung war überwiegend katholisch, im Landtag hatte die katholisch-klerikale Patriotenpartei die Mehrheit. Sie lehnte den „liberalen Cäsaropapismus“ (Jörg) ab, verlangte die „Freiheit der Kirche vom Staat“, während König und Staatsregierung das traditionelle Staatskirchentum gegen die ultramontanen Angriffe verteidigten.<sup>16</sup> Der liberale Kultusminister Johann von Lutz regte den Kanzelparagraphen an, der dann durch Reichsgesetzgebung in das Strafgesetzbuch eingefügt wurde. An Reichsgesetzen wurden nur die gegen die Jesuiten und andere Orden, über die Ausweisung und die obligatorische Zivilehe übernommen. Dass jetzt erst in der Kirche geheiratet werden durfte, wenn man vorher auf dem Standesamt war, wurde wohl als die einschneidendste Veränderung empfunden, auch bei den Protestanten. Im September 1875 war in Landsberg „Veranlassung gegeben“,

14 Augsburgischer Abendzeitung(=AAZ), 31.1.1872; APZ, 29.u.30.1.1872.

15 Bayerisches Hauptstaatsarchiv München(=BHStAM), MInn 30981.

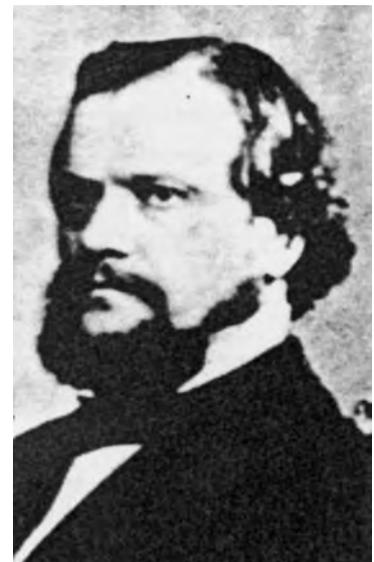
16 Hartmannsgruber (Anm.13), S.118; Dieter Albrecht in: Max Spindler, Handbuch der Bayerischen Geschichte, Bd.IV/1, München 1974, S.325 f.



Der bayerische Kultusminister Lutz



Bismarcks „direkter Draht“ zum Papst gegen Ende des Kulturkampfes: der preußische Gesandte von Schlözer

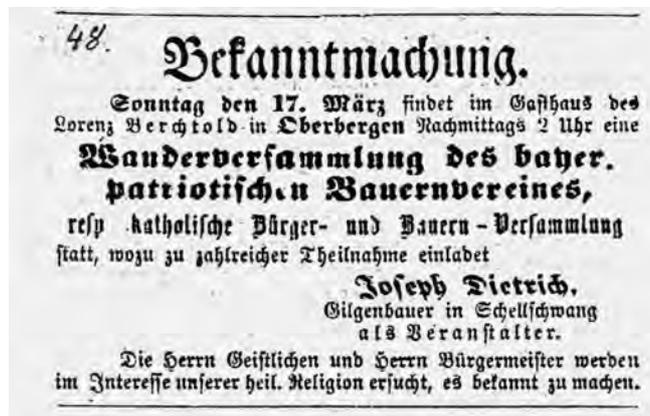


Der preußische Kultusminister (bis 1878) Dr. Adalbert Falk.

darauf hinzuweisen, dass bei absichtlicher oder fahrlässiger Zuwiderhandlung Strafen bis 100 Taler oder Gefängnis bis drei Monate verhängt würden.<sup>17</sup> Die bayerische Regierung erließ, anders als die preußische, sonst keine Gesetze, nur eine Reihe von Verordnungen. So blieb trotz der Schulsprengelverordnung die Konfessionsschule die Regelschule. Nur wenn Eltern beider Konfessionen zustimmten, konnten Simultanschulen eingerichtet werden, was lediglich in einigen größeren Städten geschah. Die geistliche Schulaufsicht wurde nur in München abgeschafft, sonst ernannte man immer noch Geistliche zu Schulinspektoren.

## Versammlungen unter Polizeiaufsicht

Trotz der relativen Mäßigung in Bayern herrschte politische Unruhe, vor allem weil die ultramontane Partei die Niederlagen bei der Reichstagswahl und bei der Abstimmung am 27. Januar 1872 nicht ruhen ließen. Hatte doch ein Abgeordneter damals nach Hause geschrieben: „Aus ist's, mit der Religion ist's gefehlt, wir sind unterlegen“, worauf seine Wähler im Bayerischen Wald meinten, „daß die katholische Religion beseitigt und der Protestantismus eingeführt werde“.<sup>18</sup>



Landsberger Wochenblatt, 9. 3. 1872

Im Amtsbezirk Landsberg kündigte im Frühjahr 1872 der „Bayer. patriotische Bauernverein“ eine Reihe von „Wanderversammlungen“ an – so in Greifenberg am 4. Februar, am 21. April (fand nicht statt) und am 12. Mai, in Oberbergen am 17. März und am 24. April und in Ludenhausen am 28. April (mit sehr geringer Beteiligung). Bei jeder Versammlung war ein Beamter des Bezirksamts als „Polizei-Commissär“ anwesend, der genau Protokoll führte und seine Beobachtungen an die Regierung von Oberbayern meldete. Diese berichtete an das Innenministerium, das schließlich dem König eine Zusammenfassung vorlegte, die dieser mit „gelesen“ abzeichnete. Die Redner, die vor allem aus München angereist waren, ließen es an Begeisterung für die eigene Partei und an Angriffen auf die Gegner, hauptsächlich die liberale Presse und die Fortschrittspartei, nicht fehlen. Zwar wurde von „Abfall einiger Mitglieder der Fraktion“ und „Verrat an der Partei“ gesprochen, aber der Name des gemeinten Landsberger Abgeordneten Bezirksamtmann Maier wurde nicht genannt; er gehöre nun der anderen Partei an. Persönliche Angriffe unterblieben, so dass der Berichterstatter „Keine Gesetzesverletzung“ feststellen konnte. Er hielt fest, dass zwar ein Hoch auf den Papst, aber keines auf den König ausgebracht wurde; am 12. Mai dagegen ließ man „den heiligen Vater, den König und alle treuen Katholiken“ hochleben.

<sup>17</sup> LAB, 4.9.1875.

<sup>18</sup> BHStAM, MInn, 30981.

Die Zahl der Teilnehmer, am 4. Februar ungefähr 300, darunter 15 Geistliche und 4 oder 5 Lehrer, wurde von Mal zu Mal geringer, was der Protokollant mit Befriedigung registrierte. Minderjährige und „einige im Hintergrund befindliche Weibspersonen“ mussten den Saal verlassen. Konnten bei der ersten Versammlung ungefähr 100 neue Mitglieder gewonnen werden, so waren es in Oberbergen weniger als 20, bei der letzten nur noch zwei. Vor allem scheint der Pfarrer Klein aus Schöffelding – „der eigentliche Dirigent des Ganzen“ – sich große Mühe geben zu haben, neue Mitglieder anzuwerben. Der Veranstalter, Gilgenbauer Joseph Dietrich aus Schellschwang bei Weilheim, beklagte sich wiederholt über Gleichgültigkeit und Lauheit und tadelte, dass 15 Wirte sich geweigert hätten, die Versammlung bei sich abhalten zu lassen.<sup>19</sup>

## Die Wende

Die Ultramontanen setzten trotzdem ihre rege Versammlungstätigkeit fort. Die meisten Pfarrer beachteten den Kanzelparagraphen und beherzigten die Mahnung des Pfarrers Dr. Zinsler in Greifenberg: „Auf die Kanzel gehört Gottes Wort, nicht die Politik“, die Pfarrer sollten in den Vereinen sprechen. Das geschah offensichtlich sehr wirkungsvoll, wie die Ergebnisse der Reichstagswahl im Januar 1874 zeigten. Die katholisch-konservativen Patrioten konnten mit 59,5% der Wählerstimmen – statt 38% im März 1871 – die Zahl ihrer Reichstagsabgeordneten von 19 auf 32 erhöhen. Im Wahlkreis Weilheim, zu dem auch Landsberg gehörte, erhielt der konservative Erzgießer Ferdinand von Miller jetzt 14116 von 17173 Stimmen, also 82% statt der 30% drei Jahre vorher. In der Stadt Landsberg stimmten 396 für v. Miller – ungefähr 63%, im ländlichen Amtsbezirk 2824 – 84%. Für den liberalen Kandidaten Kottmüller blieben diesmal in der Stadt nur noch 222 Stimmen (ca. 35%), auf dem Lande 488 (etwa 15%).<sup>20</sup>

Noch deutlicher wurde dieser Trend in den Landtagswahlen des Jahres 1875. Im Landtag konnten konservative Mehrheiten Entscheidungen herbeiführen oder verhindern, während im Reichstag sowohl die Bayern wie auch die gesamtdeutsche Zentrumsfraktion immer eine Minderheit waren. Auch das indirekte Wahlsystem, bei dem zunächst einmal am Ort jedem bekannte Wahlmänner bestimmt wurden, hatte einen deutlicheren lokalen Bezug. Man hat den Eindruck, dass deshalb die Landtagswahlen damals für wichtiger als die Reichstagswahlen gehalten wurden. Das zeigte sich schon bei den Vorbereitungen der beiden Seiten auf diese „Kulturkampfwahl“.

Wie aus den Stimmungsberichten der meist liberalen Regierungspräsidenten hervorgeht, erhöhten die Ultramontanen noch einmal die Zahl ihrer Versammlungen, auf denen der Klerus die entscheidende Rolle spielte. Immer noch wurde die Alternative „Bayerisch oder preußisch?“ beschworen. „Wollt Ihr die preußischen Zustände?“ fragte eine Flugschrift im Hinblick auf die scharfen Auseinandersetzungen dort. Aus Landsberg wurde gemeldet: „Die Leute glauben allgemein, daß es sich um den Glauben handle und daß sie lutherisch werden müßten, wenn die Wahlen nicht gut ausfielen“. Aus Schongau wurde eine „maßlose Agitation durch die Geistlichkeit“ berichtet, und in Tölz stand mit der Stimmabgabe zur Rettung der katholischen Kirche „die Seligkeit für jeden auf dem Spiele“. Um „christlich oder unchristlich“ schien es zu gehen.<sup>21</sup>

<sup>19</sup> LWB, 9.3., 20.4. u. 4.5.1872; BHStAM, MInn 30981. Der hier genannte Pfarrer Klein wurde am 24.2.1876 vom Landgericht Landsberg „wegen Berufsbeleidigung des Reichskanzlers Fürsten Bismarck“ zu acht Tagen Gefängnis verurteilt (LAB, 15.4.1876).

<sup>20</sup> BHStAM, MInn 30981.

<sup>21</sup> APZ, 18. u. 24.6.1875; BHStAM, MInn 47315 u. 47321.

Der Bürgerverein der Stadt Landsberg veranstaltet in Verbindung mit der Landsberger Liedertafel am Samstag den 1. September Abends 7 Uhr in den Räumen des Dopfer-Kellers eine

# Sedan-Feier

und ladet alle Deutschgesinnten hiezu freundlichst ein.

**Der Bürgerverein.**

## Stadt-Theater.

Sonntag den 2. September

### Abschieds-Vorstellung.

Bei festlich decorirtem Hause zur Sedan-Feier

PROLOG,

gesprochen von Fr. Schreiner.

Darauf:

Tableaux mit Brillantfeuer:

**Sieg der Germania.**

Darauf:

**Unruhige Zeiten.**

Lebensbild in 3 Abtheilungen von Fentsch.

Anfang Abends 8 Uhr.

*Sedanfeier des liberalen Bürgervereins  
(Landsberger Amtsblatt vom 1. 9. 1877)*

Tat“. Im Juni wollte die Regierung von Oberbayern wissen, ob der Verein politisch oder nicht politisch sei. Das Bezirksamt meldete, dass im Verein wiederholt über die Landtagswahlen gesprochen worden sei und er deswegen als politischer Verein betrachtet werden müsste. Der Vorstand bestätigte, dass der Verein sich mit den Landtagswahlen beschäftigt und die Aufstellung von Wahlmännern besprochen habe. Das werde auch künftig der Fall sein, und Vereinsversammlungen sollten regelmäßig alle zwei Wochen in der Malteserbrauerei stattfinden. Vom Bezirksamt wurde der Bürger-Verein nun zum politischen Verein erklärt.<sup>24</sup> Die neue Satzung (vgl. Abb. S. 41) enthielt an zwei Stellen ein Bekenntnis zum Liberalismus. Das mag der Grund gewesen sein, dass zwei Ausschussmitglieder zurücktraten. Man kann annehmen, dass Bürgermeister Arnold, obwohl sein Name nicht genannt wurde, die treibende Kraft hinter dem Verein war.

In der einzigen Landsberger Zeitung, dem wöchentlich erscheinenden „Landsberger Anzeigebblatt“, wurde damals Parteipolitik nicht behandelt. Umso auffälliger war eine Erklärung gegen die Politik der „ehemals bayerisch patriotischen Partei“, veröffentlicht am 15. April 1875 von sechs Landtagsabgeordneten, die 1869 für diese Partei – „als sie noch eine politische und keine kirchliche Partei war“ – gewählt worden waren. Sie warnten vor einer Partei, von der „das Landvolk durch fortgesetzte falsche Darstellung aller Verhältnisse irregeleitet und endlich vollkommen urteilsunfähig gemacht werden“ soll und die „ein Ziel verfolgt, das mit den Volks- und Landesinteressen Nichts gemein hat“.<sup>25</sup> Für die Unterzeichner, die sich seit 1870 immer mehr von den ultramontanen Patrioten distanziert hatten und zu denen auch der Landsberger Bezirksamtman Maier gehörte, war in dieser Partei kein Platz mehr, und so wurde Maier jetzt von den Landsberger Liberalen als Wahlmann nominiert.

Für den 11. Juli berief das Comité der Bayerisch-patriotischen Partei in Landsberg eine Urwähler-Versammlung in den Nonnenbräu-Keller ein. Gesinnungsgenossen wurden freundlichst eingeladen. Am unteren Ende der gleichen Seite des Anzeigebblatts vom 10. Juli war zu lesen: „Wie verlaudet, findet nächster Tage auch eine Urwählerversammlung der liberalen Partei statt und werden geehrte Gesinnungsgenossen freundlichst eingeladen, hiebei recht zahlreich zu erscheinen“. Ort, Zeit und Veranstalter waren nicht angegeben, waren den Anhängern wohl ohnehin

Propaganda und Aktivitäten der Gegenseite standen dem nicht nach. Die Liberalen stellten die Wähler vor die Alternativen „national gegen antinational, deutsch gegen ultramontan“. Sie wollten „frevelhafte hierarchische Herrschaftsgelüste“ bekämpfen und behaupteten, „ein Bischof droht mit dem Umsturz der Throne“ und „klerikale Presse äußert Sympathien mit der französischen Kriegspartei“.<sup>22</sup> Die Staatsregierung griff mit praktischen Maßnahmen in den Wahlkampf ein. Basierend auf den Ergebnissen der vorausgegangenen Wahlen leistete sie sich wieder eine „kaum faßbare Willkür in der Einteilung der Wahlkreise. Hier wurde ganz kräftig manipuliert“<sup>23</sup>, um möglichst viele liberale Kandidaten durchzubringen. Am Ende brauchte ein klerikaler Kandidat im Durchschnitt über 35000 Stimmen, um einen Sitz in der Abgeordnetenkammer zu erlangen, ein liberaler Kandidat nur 25000. Der Amtsbezirk Landsberg wurde diesmal mit München rechts der Isar, Wolfratshausen, Starnberg, Bruck, Dachau und Friedberg dem Wahlkreis München II zugeteilt, der sechs Abgeordnete stellen sollte.

## Ein liberaler Verein in Landsberg

Am 1. März 1875 hatte sich ein „Bürger-Verein der Stadt Landsberg“ gebildet. 1. und 2. Vorstand waren der Apotheker Anton Böhm und der Stadtschreiber Georg Feldigl, dem Ausschuss gehörten vor allem Mitglieder des Stadtrats an. Zweck des Vereins sollte sein: „Stärkung und Hebung des Bürger- und Gemeinsinnes mittels Besprechung und Erörterung bürgerlicher, gemeindlicher und geschäftlicher Verhältnisse im Wege der Unterhaltung und freien Meinungs-austauschung im geselligen Kreise durch Wort, Schrift und

<sup>22</sup> AAZ, 12.7.1875.

<sup>23</sup> Andreas Kraus, Geschichte Bayerns, München 2004(3.A.), S.556.

<sup>24</sup> Stadtarchiv Landsberg(= StA LL), VI/A,12/21.

<sup>25</sup> LAB, 24.4.1875.

bekannt. In beiden Versammlungen wollte man unter sich bleiben, und mit Unentschiedenen rechnete man am Ende eines derart heißen Wahlkampfes anscheinend nicht mehr.

### „Kulturkampfwahl“

Die Urwahl am 15. Juli 1875 zeigte wieder die Überlegenheit der Ultramontanen. In den beiden Landsberger Wahlbezirken wurden von 292 Urwählern nur die vom Comité der klerikalen Partei vorgeschlagenen Kandidaten zu Wahlmännern mit jeweils absoluter Mehrheit der abgegebenen Stimmen gewählt, an der Spitze Stadtpfarrer Joseph Martin. Kein Kandidat der Liberalen, weder Bezirksamtman Maier im Wahlbezirk Landsberg I noch Bürgermeister Arnold in Landsberg II noch die übrigen Kandidaten des Bürgervereins wurden von den 225 für sie stimmenden Urwählern durchgebracht. In den ländlichen Gemeinden des Amtsbezirks standen 2363 klerikal-patriotischen Stimmen 132 liberale aus Dießen, Stoffen und Issing gegenüber.<sup>26</sup> Bei der Hauptwahl am 24. Juli bestimmten die Wahlmänner des Wahlkreises München II sechs Abgeordnete der Patriotenpartei; Stadtpfarrer Martin erhielt die höchste Stimmzahl als Ersatzmann. Im Landtag bekamen die Liberalen bei 1,6 Millionen Stimmen 76 Abgeordnete, die klerikalen Patrioten bei 2,8 Millionen Stimmen dank der vorausgegangenen Wahlkreismanipulationen nur drei Sitze mehr, also 79 Abgeordnete. So endete die „Kulturkampfwahl“ 1875 nach erbittertem Wahlkampf mit einer Bestätigung der schon 1869 erreichten Sitzverteilung im Landtag, in Landsberg aber mit einem Fiasko der Liberalen. Besonders schmerzlich dürfte die Niederlage für den ehemaligen Landtagsabgeordneten Franz Xaver Maier gewesen sein, der es diesmal nicht einmal zum Wahlmann gebracht hatte. Doch damit sollten seine Prüfungen noch nicht beendet sein.

### Zweifelhafte Urteile

Schon im Sommer 1873 war seine politische Haltung von der konservativ eingestellten Regierung von Oberbayern sehr negativ beurteilt worden. Er habe als Landtagsabgeordneter der Ultramontanen Karriere machen wollen, sei der Partei untreu geworden und habe „dadurch die Achtung und das Vertrauen bei der großen Mehrheit der Amtsuntergebenen eingebüßt“.<sup>27</sup> Bei der dienstlichen Beurteilung im Frühjahr 1875 gab die Regierung von Oberbayern ein vernichtendes Urteil über Maiers Tätigkeit als Bezirksamtman ab. Er habe keine Gemeindevisitationen vorgenommen, Feuerwehrwesen, Landwirtschaft, Distriktsstraßen und Schulen seien vernachlässigt, er habe falsch berichtet, die Reisekosten überzogen und werde zu einer Nachzahlung von 103 Gulden – etwa ein Monatsgehalt – verurteilt. Tätigkeit und Verlässlichkeit seien höchst mangelhaft, „die dienstlichen Interessen erheischen gebieterisch seine Entfernung, und wir glauben deshalb, den ehrerbietigsten Antrag vollberech-

26 AAZ, 16.7.1875; APZ, 19.7.1875 (Dort alle 18 Namen); BHStAM, MIInn 47321.

27 BHStAM, MIInn 40553.

#### § 1.

### Zweck des Vereines

Ist **Stärkung und Hebung des Bürger- und Gemeinfinnes auf liberaler Grundlage** mittels Besprechung und Erörterung bürgerlicher, gemeindlicher und geschäftlicher Verhältnisse im Wege der Unterhaltung und freien Meinungsäustauschung im geselligen Kreise durch Wort, Schrift und That.

#### § 2.

### Mitglied des Vereines

kann jeder unbefohlene Mann sein, **den Staatsbürgereid geleistet, zur liberalen Sache sich bekennt** und Aufnahme in den Verein durch einfache Stimmenmehrheit von Seite des Vereinsaussschusses mittels Kugelabstimmung erhalten hat.

#### § 3.

### Pflicht der Vereins-Mitglieder

ist, bei den Vereinsversammlungen fleißig sich einzufinden, nach persönlichen Kräften in und außer dem Vereine im Sinne und zum Nutzen desselben in Wort, Schrift und That durch Theilnahme an den Besprech-

*Beginn der „Statuten des Bürger-Vereins der Stadt Landsberg“*

tigt machen zu dürfen, den k. Bezirksamtman F.X. Maier in Landsberg für immer in den Ruhestand treten zu lassen“. Da das Innenministerium nicht reagierte, erneuerte die Regierung von Oberbayern im Februar 1876 ihren Antrag. Maier habe im vergangenen Jahr in keiner Weise Proben von Besserung in Eifer, Verlässlichkeit und sozialem Verhalten gegeben. Deswegen werde er mit der Note IV beurteilt – 1869 und 1872 hatte er die Noten I-II und II erhalten. Veräterisch ist in der Beurteilung von März 1875 der Satz: „Die Verlässlichkeit auf dienstlichem Gebiet scheint seiner auf politischem Gebiet die Wage zu halten.“ Hier zeigt sich wieder, dass Maiers Distanzierung von der klerikal-konservativen Partei von der vorgesetzten Behörde sehr negativ bewertet wurde, und das hat offensichtlich zu dem überaus harten Urteil beigetragen. Im Juli 1876 äußerte sich das Innenministerium dahingehend, dass Maier selber seine Versetzung in den Ruhestand beantragen könne, andernfalls könne ihn das Ministerium auf Grund der Bedenken in den Ruhestand versetzen.

Nun hatte Maier Gelegenheit, sich zu rechtfertigen. Er schrieb, er sei sich eines Verschuldens nicht bewußt, und wies mit überzeugenden Argumenten die Anklagen zurück. Wegen Krankheit durch Überanstrengung und längerer Abwesenheit durch die Landtagssitzungen habe er nicht alles selbst erledigen können, aber seine Beamten hätten gute Arbeit geleistet. „Die Zustände des Amtes sind geordnet und stehen nicht hinter anderen Ämtern zurück“. Die Beweise für die guten Ergebnisse seiner Verwaltung seien in den Amtsblättern für den Kreis Oberbayern nachzulesen.<sup>28</sup> Zum Abschluß wies er darauf hin, dass er als Abgeordneter seine Pflicht wohl auch im Interesse der Staatsregierung getan habe. Er erinnerte an seine Zustimmung zur Bewilligung der Mittel zum Krieg gegen Frankreich, zur Annahme der Versailler Verträge, zur Ablehnung der Beschwerde des Bischofs von Augsburg im Fall Renftle, „die ohne mich als begründet angenommen worden wäre und an deren Annahme sich ernste Folgen geknüpft haben würden... Starker Hass der Patrioten“ habe ihn verfolgt, und die Ruhestandsversetzung würde bei dieser Partei „Freude und Jubel“ hervorrufen und als „Strafe für meinen Abfall“ erklärt werden.

„Würde meine Ruhestandsversetzung zur Anbahnung von Frieden und Versöhnung unter den Parteien beitragen, so wollte ich gerne das Opfer sein.“ Die Regierung sah wohl keine Notwendigkeit, der Opposition dieses Bauernopfer zu bringen, und beschloss – sicher auch in Würdigung seiner politischen Dienste – „von einer Ruhestandsversetzung soll vorläufig gnädigst abgesehen werden“. Der Beurteiler im Jahre 1881 hielt die Note III für zu streng und bestätigte Maier „gute Anlagen, viele Kenntnisse und reiche Erfahrung“, aber altersbedingte Schwierigkeiten im Auftreten. Vor allem hob er den guten Zustand der Straßen, das geord-

28 Im Kreisamtsblatt Oberbayern Nr.61/1875 sind für das Bezirksamt Landsberg Feuerwehren in 63 Gemeinden mit 3130 Mitgliedern aufgeführt - Zahlen, die in Oberbayern nur vom Bezirksamt Rosenheim bei doppelt so hoher Bevölkerungszahl um 10% überboten werden. Auch die Jahrgänge der Landsberger Amts- und Anzeigeblätter zeigen eine rege Tätigkeit Maiers im Amt und als Vorstand verschiedener Vereine.

nete Feuerwehrwesen und die Förderung der landwirtschaftlichen Interessen hervor. Zum 1. Januar 1883 wurde ihm das Ritterkreuz I. Klasse des Verdienstordens vom heiligen Michael verliehen, im Juli des gleichen Jahres wurde aber festgestellt, dass man wegen seiner geschwächten Gesundheit an einen baldigen Ruhestand denken müsse. Dazu kam es aber nicht mehr, denn am 2. Februar 1884 setzte ein Herzschlag seinem Leben im 66. Jahr ein Ende.<sup>29</sup>

## Nachspiele zur Wahl

Im Landtag begnügte sich die klerikal-patriotische Opposition nicht mit ihrem Erfolg. Wegen zweifelhafter Ergebnisse in einigen Wahlkreisen verlangte sie Nachzählung der Stimmzettel und Nachwahlen, wegen der manipulierten ungerechten Wahlkreiseinteilung forderte sie schließlich den Rücktritt der Regierung. Das lehnte der König nach kurzem Zögern ab. Noch einmal war die Gefahr eines Sturzes an der Staatsregierung vorübergegangen. Das von den Patrioten vertretene parlamentarische Prinzip – die Regierung wird von der Mehrheit der Volksvertretung bestimmt – hatte sich noch nicht durchgesetzt.

Die Regierung ließ die Erklärung des Monarchen in den Zeitungen veröffentlichen. Sicher nicht ohne ihre Mitwirkung setzte nun im Oktober 1875 ein Adressensturm aus dem ganzen Land ein, an dem sich auch Landsberg beteiligte. Hier „wurde die allerhöchste Entschliebung in öffentlicher Sitzung der beiden Collegien vor einer großen Anzahl von Beamten und Bürgern verlesen. Nach einer Ansprache des Bürgermeisters wurde auf seine Majestät den König ein begeistertes Hoch ausgebracht. Ferner wurde der Antrag des Vorstandes der Gemeindebevollmächtigten seiner Majestät dem König auf telegraphischem Wege den ehrfurchtvollsten Dank darzubringen, mit Jubel zum Beschlusse erhoben. Ebenso wurde die Absendung eines Glückwunschtelegrammes an das k.Staatsministerium beschlossen.“<sup>30</sup> Dieser für die Regierung positive Bericht, der mit vielen anderen auf dem Dienstweg bis zum König gelangte, steht in offensichtlichem Widerspruch zum Wahlergebnis drei Monate vorher. Aus anderen Bezirken wurde dagegen „große Verbissenheit bei den Ultramontanen“ (Weilheim), Bevölkerung „politisch zu stumpf und unselbständig“ (Werdenfels, Altötting), „vollständige Stille“ (Dillingen) und „tiefste Ruhe“ (Füssen) gemeldet.

Wie aus dem Bericht des Bezirksamtmanns Maier hervorgeht, hatten in der Stadt Landsberg politisch noch der liberale Bürgermeister Arnold und die Mehrheit der ihm gleichgesinnten Honoratioren in den beiden Collegien des Stadtrats das Sagen. Man kann verstehen, dass die klerikal-patriotische Opposition ihr Augenmerk nun auch auf die Gemeindevahlen richtete. So lässt sich nach den Wahlen des Jahres 1876 in den beiden Collegien des Stadtrats eine deutliche Zunahme ultramontaner Mitglieder feststellen. Die Zahl der eindeutig liberalen Magistratsräte verringerte sich von sechs auf vier, die der liberalen Gemeindebevollmächtigten von vier auf zwei. Umgekehrt erhöht sich die Zahl der eindeutig ultramontanen Gemeindebevollmächtigten von fünf auf acht.<sup>31</sup>

## Wahlen auf Wahlen

Gegen Ende des Jahrzehnts zeichnete sich im Reich und in Bayern eine Wende in der Politik ab. Seit Mitte der siebziger Jahre hatte sich das Wirtschaftsklima geändert. Die

Industrie litt unter mangelndem Absatz, die Landwirtschaft sah sich von billigen Getreideimporten aus Amerika und Russland bedroht. Auf liberale Wirtschaftspolitik folgte eine Politik mit Zöllen zum „Schutz der nationalen Arbeit“ und anderen Eingriffen des Staates. Das führte in der Politik zum Bruch mit den Liberalen und einer Hinwendung Bismarcks zu konservativen Parteien. Dabei lockerte sich auch der innere Zusammenhalt der Parteien. Bei den Liberalen formierte sich die linksorientierte Fortschrittspartei in deutlichem Gegensatz zu den Nationalliberalen und zur Bismarckschen Politik. Bei der Patriotenpartei bildete sich gegen die „gemäßigte Mehrheit“ ein extrem-klerikaler Flügel und gründete die „Katholische Volkspartei“. Diese Entwicklungen wie auch der neue Papst Leo XIII. erleichterten den Abbau des Kulturkampfes, der sich je länger desto mehr als Belastung erwiesen hatte.

Die Reichstagswahl am 10. Januar 1877 lief noch einmal mit den gewohnten Ergebnissen ab. Im Wahlkreis Weilheim erreichte der gemäßigte Kandidat der Patrioten Ferdinand von Miller wieder eine überwältigende Mehrheit von 79%, in der Stadt Landsberg schrumpfte sie allerdings von 63 auf 52%. Der liberale Wahlkreiskandidat, der Gutsbesitzer Ludwig Brey, holte sich hier immerhin 46% der Stimmen.

Im folgenden Jahr trat ein neues Problem in den Vordergrund des Interesses, auch in der Landsberger Zeitung. Im Mai und Juni 1878 wurden innerhalb von drei Wochen zweimal Schüsse auf den einundachtzigjährigen Kaiser Wilhelm abgegeben, der beim zweiten Mal schmerzhaft verwundet wurde. Sofort ging man von einer sozialistischen Verschwörung aus, und Bismarck sah die Gelegenheit, sein schon längere Zeit geplantes Ausnahmegesetz gegen die Sozialdemokratie durchzubringen. Da bis jetzt die Liberalen dagegen waren, beschloß Bismarck den Reichstag aufzulösen und mit anderen Parteien seine Politik durchzusetzen. Die Neuwahlen sollten am 30. Juli stattfinden, gleichzeitig wurde zu einer „Wilhelm-Spende“ aufgerufen. „Die Einwohnerschaft der Stadt Landsberg wird nicht ermangeln, durch zahlreiches Einzeichnen in den Sammellisten ihren patriotischen Gefühlen für unsern greisen Kaiser, den Einiger des Reiches, allgemeinen Ausdruck zu geben.“ Niemand durfte mehr als eine Mark geben, auch Pfennigbeträge wurden angenommen, „damit jeder, auch der ärmste im ganzen Reiche, seinen Gefühlen offenen Ausdruck geben kann.“<sup>32</sup>

Sechs Wochen vorher hatte der Landsberger Bürgerverein sämtliche Einwohner aufgefordert, sich an einer Adresse an den Kaiser zu beteiligen, um „sowohl ihren Abscheu über den entsetzlichen Mordversuch als auch ihrer Freude über das Mißlingen. Ausdruck zu geben“. In diesem Wahlkampf sollte „die Nation die Sozialdemokratie als ihren Feind“ betrachten, gleichzeitig „äußerten sich in der Agitation gegen Sozialdemokraten und Liberale massiv antisemitische Vorurteile.“<sup>33</sup> Dabei traten die religiösen Themen so in den Hintergrund, daß „ein großer Teil des katholischen Klerus sich in die Sakristei zurückschrecken ließ“, wie die ultramontane Presse bedauerte. Es konnte daher nicht überraschen, dass die Wahlbeteiligung stark abfiel – von 59% 1877 auf 45% 1878 –, und dass die Liberalen die großen Verlierer waren: im Wahlkreis Weilheim erreichten sie nur noch 5% der Stimmen, in der Stadt Landsberg nahmen sie an der Wahl überhaupt nicht mehr teil. Das erklärt auch den hohen Stimmenanteil des konservativen Ferdinand von Miller: im Wahlkreis Weilheim fast 94%, in der Stadt Landsberg 99% – bei einer Wahlbeteiligung von 28%!<sup>34</sup>

Diese Tendenz setzt sich bei der Reichstagswahl am 27. Oktober 1881 fort: Wahlbeteiligung im Wahlkreis Weilheim nur noch 38%. Der neue Kandidat der Patriotenpartei,

29 StAM, PA 11456; BHStAM, MInn 40533.

30 LAB, 30.10.1875; BHStAM, MInn 38969.

31 Johann Georg Arnold, Verwaltungsbericht der Stadt Landsberg, München 1889, S.293 ff. Eine „Parteizugehörigkeit“ lässt sich nur aus der Ausschusstätigkeit beim liberalen Bürgerverein (Anm.24) und bei Kandidaten für das Wahlmannamt (Anm.26) erschließen.

32 LAB, 19.u.30.7.1878.

33 LAB, 15.6.1878; APZ, 9.,13.,15. u.22.7.1878. (s. Abb. S.43!)

34 LAB, 30.7.1878.

# Landsberger Anzeigebblatt.

Bugleich Amtsblatt für den Stadtmagistrat Landsberg.

N<sup>o</sup> 47

Mittwoch den 12. Juni

1878.

## Aufruf!

Die furchtbare Aufregung, welche die Schrecken erregenden Mordanschläge auf das theuere Leben unseres Helden-Kaisers im ganzen deutschen Reiche, ja wohl in der ganzen Welt hervorgerufen haben, veranlassen den Bürgerverein der hiesigen Stadt dem Beispiele so vieler anderer Städte und Corporationen zu folgen und ebenfalls eine Adresse an Allerhöchst Seine Majestät den deutschen Kaiser aufzulegen, in welcher die sämtlichen Einwohner unserer Stadt in den Stand gesetzt werden, sowohl ihren Abscheu über den entsetzlichen Mordversuch als auch ihre Freude über das Mißlingen der Zerstörung des Lebens des erhabenen Monarchen durch Unterschrift ihres Namens Ausdruck zu geben.

Landsberg, am 7. Juni 1878.

## Der Ausschuss des Bürgervereins.

Böhm, I. Vorstand. F. Herz, II. Vorstand.

Schmid Alois. Ehelehner Xav. Haggenmüller L. Feldigl G. Kammel E.  
Petzendorfer A. Hieber L.

Die Einzeichnungslisten nebst der Adresse liegen beim I. Vorstände Anton Böhm, bei Herz & Schmid, bei G. Berza und bei Kaufmann Hans Will nur noch bis heute Abend zur Unterschrift bereit.

Landgerichtsrat Joseph Geiger, gewann 72,7%, der liberale Gutsbesitzer Hugo Ritter von Maffei immerhin 26,5 % der Wähler. In Landsberg konnten die vorgedruckten Wahlzettel für Geiger beim Zederbräu Franz Weber, die für Maffei beim Eisenwarenhändler Haggenmüller und beim Kaufmann Rieder am Berg abgeholt werden. In der Presse findet sich kein Hinweis auf das örtliche Wahlergebnis.

Auch die Landtagswahlen im Juni des gleichen Jahres hatten die Wähler wenig mobilisiert. Von den wahlberechtigten Urwählern – zwei Drittel der volljährigen männlichen Bevölkerung Bayerns – hatten nur 32,9% am ersten Wahlgang – diesmal mit geheimer Stimmabgabe – teilgenommen. In Landsberg waren von den 4966 Einwohnern 834 (16,8%) wahlberechtigt, 218 (26,1%) von ihnen hatten gewählt. Im Wahlbezirk Landsberg I (Innenstadt Hs. Nr. 1-297, Katharinenvorstadt und Spötting) waren von den sechs gewählten Wahlmännern drei Liberale und drei Patrioten mit Stadtpfarrer Martin an der Spitze. Der „Sieg der extremen Klerikalen“ im II. Wahlbezirk (Hs. Nr. 298-496, Bayer- und Sandauervorstadt, Pössing und Sandau) war für Bürgermeister Arnold keine Überraschung, denn „dort wohnen vorwiegend Tagelöhner... die ultramontane Partei war organisiert... der Sieg den Ultramontanen nicht zu nehmen“. Auch im ländlichen Bezirksamt war die Beteiligung an der Wahl „sehr flau“: von 4427 Wahlberechtigten gaben 1230 (27,8%) ihre Stimme ab und wählten 44 Wahlmänner der klerikalen Patriotenpartei, die dann auch im Landtag ihre Mehrheit (89 von 159 Sitzen) ausbauen konnte.<sup>35</sup>

Diese Ergebnisse können nicht überraschen, da in Landsberg im Jahre 1880 von 5243 Einwohnern 4950 – 94,4% katholisch waren – im ländlichen Amtsbezirk 99% – und „seit 1868/69...die Konfession der ausschlaggebende Fak-

tor“ bei den Wahlen war<sup>36</sup>. Wenn trotzdem im bürgerlichen Milieu der Innenstadt die Liberalen immer wieder Erfolge erzielen konnten, so lag das daran, dass ihre Vertreter – Bürgermeister Arnold und die Mehrheit des Magistrats – „gemäßigt“, jedem kulturkämpferischen Radikalismus abgeneigt waren. „Gemäßigt“ waren auch die führenden Vertreter der katholisch-patriotischen Richtung, in Landsberg etwa der Stadtpfarrer und Dekan Joseph Martin. „Kulturkampf“ konnte man eigentlich nur vor den Wahlen, und da auch mehr in der überörtlichen Presse und bei einzelnen Versammlungen feststellen. Der liberale Bürgermeister mit Magistrat und der ultramontane Stadtpfarrer zeigten bei vielen Anlässen – zum Beispiel bei der Einweihung des neuen Spitals 1877, bei verschiedenen Priesterjubiläen und Ordensverleihungen demonstrative Zusammenarbeit und herzliches Einverständnis. Bei diesen Gelegenheiten wurde von der „Notwendigkeit des gemeinsamen, vereinten Wirkens von Kirche und Staat zum Wohle der Menschheit“ gesprochen, für den Stadtpfarrer Beflaggung und festliche Dekoration sämtlicher städtischer Gebäude angeordnet und sein „tolerantes Wirken in der hiesigen Stadt“ und „die hier zu Tage getretene Eintracht zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt“ hervorgehoben<sup>37</sup>. „Extrem“ waren nur die „Tagelöhner“ in der Vorstadt und die von ihnen Gewählten, unter denen man auch junge Kapläne und Pfarrer finden konnte. Die liberalkonservative Zusammenarbeit konnte dann im 20. Jahrhundert nach verschiedenen Wahlrechtsreformen zur beinahe konstanten Regierung einer Partei – Zentrum, Bayerische Volkspartei und schließlich CSU – führen.

<sup>36</sup> Dietrich Thränhardt, Wahlen und politische Strukturen in Bayern 1848-1953, Düsseldorf 1973, S. 48; Arnold (Anm. 31), S. 117; Bernhard Müller-Hahl, Heimatbuch Stadt- und Landkreis Landsberg a. Lech, Landsberg 1966, S. 197.

<sup>37</sup> Arnold (Anm. 31), S. 238f., 249f.

<sup>35</sup> StA LL, I/5/8; LAB, 19.7.1881; Gerhard A. Ritter, Wahlgeschichtliches Arbeitsbuch, München 1980, S. 155.

# Landsberg am Lech und seine Historie der Ansichtskarten

von Wolfgang Weiß

In einer Vielfalt ohnegleichen präsentiert sich das Metier der Bildpostkarte seit jeher in unseren Landen. So ist es nicht verwunderlich, dass der Wunsch des Sammelns dieser schönen Objekte bei vielen Menschen schon immer vorherrscht und in heutiger Zeit unvermindert anhält. Diesen Sammlern ist es nicht zuletzt zu verdanken, dass wir heutigen Menschen von vielen Stadt-, Orts- und Landschaften Einsichten gewinnen, wie unsere Umwelt sich in früheren Jahren darstellte. Alle diese Sammelobjekte zeigen eindrucksvoll – inklusive der künstlerischen Qualitäten – die oft sehr guten, aber auch weniger erfreulichen Veränderungen, die sich in unseren Städten und Landschaften im Verlaufe von 1 1/2 Jahrhunderten vollzogen haben. Welche Stadt, wenn nicht unser Landsberg am Lech, wäre mehr prädestiniert, in Bildpostkarten derart umfangreich dargestellt zu werden. Zum einen die bis in unsere Zeit unversehrt erhaltene Altstadt mit ihren idyllischen Plätzen, Straßen und Gassen, den wunderbaren Kirchen, Türmen und Toren, dazu der die Stadt durchfließende Lech mit dem einmaligen Lechwehr. Beigetragen zu der erwähnten Vielfalt der Bildpostkarten hat auch die Tatsache, dass Landsberg seit jeher Garnisonsstadt war. Nicht zuletzt aber auch viele Landsberger Geschäftsleute und Fotografen, die die Liebe zu ihrer Heimatstadt mit der Pflege der Bildpostkarte und ihrer Manigfaltigkeit ganz besonders zum Ausdruck brachten.

## I. Postkartengeschichte

Bei der Frage nach der ersten Ansichtskarte ist die Antwort sehr schwierig, denn auch in allen einschlägigen Werken ist nichts Eindeutiges zu erfahren. Dabei ist diese Frage schon früh gestellt worden, denn bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts gab es bei Herstellern erbitterte Auseinandersetzungen um den Ruhm, der Erste gewesen zu sein. Briefpapiere mit Stahlstichen waren schon um 1840 üblich, gelegentlich wurden sie auch auf etwas steiferem Papier gedruckt, aber ihnen fehlte der „postalische Segen“. Der Geheime Postrat Heinrich von Stephan schlug 1865 bei der 5. Weltpostkonferenz vor, ein „Postblatt“ zuzulassen. Sein Vorschlag wurde aber abgelehnt, da die Mehrheit der Delegierten die Ansicht vertrat, ein offenes Absenden von Mitteilungen sei unmoralisch und beleidigend. Im Jahre 1869 wurde dann die erste staatliche Postkarte in Österreich als „Correspondenzkarte“ eingeführt und zum halben Briefporto befördert. Als dann am 26. Juni 1870 Heinrich von Stephan, nun als Generalpostmeister, in Deutschland die Korrespondenzkarte einführt, wurden innerhalb von weniger als zwei Monaten bereits 2 Millionen Karten verkauft, obwohl anfangs keine Portoreduzierung erfolgte.

Nach der Gründung des Deutschen Reiches wurde 1880 Dr. von Stephan zum Staatssekretär und 1895 zum Staatsmi-



Abb.1: Bildpost-Ganzsache zum 100. Geburtstag des Postministers Heinrich von Stephan

nister ernannt und leitete in dieser Funktion die größten Staatsreformen im deutschen Postwesen ein. Die bedeutendste geschichtliche Leistung des Heinrich von Stephan war die Schaffung des Weltpostvereins, dem später außer China alle wichtigen Staaten der Erde angehörten. Bis 1891 war Heinrich von Stephan selbst Präsident des Weltpostvereins. Neben seiner Erhebung in den Adelsstand durch Kaiser Wilhelm I. wurde ihm auch für seine wissenschaftlichen Veröffentlichungen 1873 die Ehrendoktorwürde verliehen. Zu seinen Reformen gehörte auch die Einführung des Briefgeheimnisses. Es ist heute für uns kaum noch nachvollziehbar, welches Problem die damaligen Bürger mit der auf Post- und den späteren Ansichtskarten dokumentierten offenen

Kommunikation hatten. Das Problem der plötzlichen Vertraulichkeit von Mitteilungen war für unsere Altvorderen absolut ungewohnt. Der Gedanke, das eigene Personal, die Hausangestellten und Diensthofen könnten persönlich adressierte Nachrichten mitlesen, war den hoch und besser gestellten Familien unerträglich. Hier konnte nur bedingt Abhilfe geschaffen werden, dass Mitteilungen in einer Kurzschrift verfasst wurden, um so dem einfacheren Volke den Text vorzuenthalten. So war es dem Münchner Franz Xaver Gabelsberger vorbehalten, seine damals als 1. Stenograf im Bayerischen Landtag entwickelte Vorstufe zur heute gebräuchlichen Einheitskurzschrift in der höher gestellten Gesellschaft zu lehren.



Abb.2: Franz Xaver Gabelsberger, Erfinder eines Kurzschriftsystems

Dies hat leider zur Folge, dass für heutige Sammler manch interessanter Kartentext nur schwer zu entziffern ist. Erst als man am 1. Juli 1872 die bisherige Korrespondenzkarte mit dem Begriff „Postkarte“ einführt, und die Portogebühr auf die Hälfte reduzierte und darüber hinaus auch privat hergestellte Postkarten zur Beförderung freigab, ließ der durchschlagende Erfolg nicht mehr lange auf sich warten. Von 8,5 Millionen beförderten Postkarten im Jahre 1872 stieg die Zahl schon 1873 auf 26,9 Millionen an. Was als kleine „Flamme“ begann, wurde zu einem Wirtschaftszweig, der vor allem auch in Deutschland an Bedeutung gewann und dank der Kunst deutscher Lithographen zur Weltgeltung emporstieg. Bereits um 1900 hatte eine Fabrik in Frankfurt/Main 1200 Angestellte, an jedem Tag wurden dort bis zu einhundert neue Motive produziert.

In der internationalen Literatur spricht man von verschiedenen Epochen der Postkarte:

- 1870 - 1897 Die frühe Ansichtskarte
- 1897 - 1918 Das Goldene Zeitalter
- 1919 - 1939 Flaute und Niedergang
- 1940 - 1970 Wiedererwachen des Interesses und Beginn des retrospektiven Sammelns.
- 1971 - heute Entstehen der Mail Art und neuer Erfindungen

## II. Ansichtskarte

So wie in den Jahren vor 1870 die „Erfindung“ der Korrespondenzkarte erfolgte, ebenso logisch und zwingend erscheint die Weiterentwicklung zur illustrierten Postkarte, die wir heute allgemein als Ansichtskarte bezeichnen. Es dauerte nicht lange, bis findige Zeichner, Drucker und Verleger wohl zunächst mit geeignetem, vorhandenem Druckmaterial die Kartenformulare mit Bildaufdrucken schmückten. Möchte man den Begriff der „Ansichtskarte“ einfach erklären, so würde es sich amtlich bei der Vorderseite um die Adressaten- und Absenderangaben mit dem Postwertzeichen handeln und auf der abgewandten die „Ansichtsseite“ und deshalb Ansichtskarte. Zum einen liegt der Begriff nahe, dass mit Ansichtskarten eben nur Ansichten gemeint seien, was wiederum – wenn man die Masse anschaut – weit gefehlt ist. Hier findet man nämlich nicht nur Stadt-, Orts- oder Landschaftsansichten, sondern unter Ansichtskarten rangiert bei dem üblichen Marktangebot auch alles, was mit Darstellungen von Personen, Tieren, Gegenständen und anderen Themen zu tun hat. Philatelisten und Kartensammler kennen natürlich weit mehr und genauere Definitionen zu amtlichen oder privaten Bildpostkarten bzw. Ansichtskarten. Wir wollen uns aber später nur der Topographie und

geschichtlichen Ansichtskartenentwicklung in Landsberg widmen. Die Lithographie und die Photographie sind die beiden für die Herstellung von Ansichtskarten wichtigsten Erfindungen. Oftmals wurden verschiedene Drucktechniken kombiniert, um besondere Ergebnisse zu bekommen. Daher kann es im Einzelfall recht schwer sein, die Herstellungstechnik bestimmter Karten zu beschreiben oder gar zu rekonstruieren. Der Hauptteil der „Gruss aus.....“-Karten stammt aus der Zeit zwischen 1897 und 1900. Karten vor 1897 sind seltener und damit auch wertvoller. Frühere Karten können, wenn sonstige Datierungshinweise fehlen, an ihrer geringen Farbigkeit und der Dominanz von Sepiatönen erkannt werden. Als früheste Ansichtspostkarte wird häufig eine von Franz Rorich im März 1872 im Stahlstich hergestellte und im Verlag von J.H.Locher, Zürich, erschienene Karte genannt. Der Kupferstecher Franz Rorich wurde deshalb als der „Erfinder der Ansichtskarte“ mit einer Jubiläumskarte im Weltverband der Ansichtskartensammler KOSMOPOLIT 1912 zum 40-jährigen Jubiläum geehrt.

Wir wissen sehr wenig über das Leben und die Berufsausübung des Stahlstechers Franz Rorich. Sein Vater Carl Rorich zählte um 1850, zur Blütezeit der Veduten-Stahlsti-

che, neben Alexander Marx, Johann Poppel und L. Rohbock zu den hervorragenden Vertretern dieser Kunst. Ab 1872 trugen die Stahlstiche rechts unten die Firmenbezeichnung: „Stahlstich von C.Rorich & Sohn, Nbg“. Vater und Sohn führten also den Familienbetrieb gemeinsam bis zum Tode des Vaters im Jahre 1883.

Mit Franz Scheiner aus Würzburg ist ein weiterer Pionier der Ansichtskarte zu nennen. Das bereits im Jahre 1825 gegründete Unternehmen wurde später der Wegbereiter für die Herstellung von Ansichtskarten als Massenprodukt. Franz Scheiner, Lithographie-Druckereibesitzer und königlicher Hoflieferant, steigt 1883 in das große Ansichtskartengeschäft ein. In dieser Zeit nahm nicht nur die Verbreitung der Ansichtskarten erheblich zu, sondern auch die Sammlertätigkeit entwickelte sich rasch. Verlage und Händler widmeten sich diesem neuen Medium, Sammlervereine wurden gegründet und Sammlerzeitschriften herausgegeben. Alle diese Institutionen beschäftigten sich sehr bald mit der Historie der Ansichtskarten und gingen, wie bereits oben erwähnt, auch der Frage nach – übrigens sehr kontrovers und ohne endgültiges Ergebnis – welche Karte wohl die erste war.



Abb.3: Franz Rorich 40-jähriges Jubiläum „Erfinder der Ansichtskarte“

### III. Ansichtskarten aus Landsberg

Bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts siedelten sich auch in Landsberg Verleger und Buchhändler an, um an dem immer lukrativer werdenden Kartengeschäft teilzuhaben. Im Jahre 1859 wurde Johann Samweber und 1863 Georg Verza erstmalig in Landsberg als Buch- und Verlagshändler gewerblich gemeldet. Diese beiden Geschäftsinhaber sind deshalb auf vielen Ansichtskarten aus Landsberg am Lech als Verleger wiederzufinden. Für Landsbergs früheste Ansichtskarten ist aber insbesondere der Buchhändler Georg Verza zu nennen.

Er gründete, von Neuburg kommend, am Hauptplatz 1 (Offiziershaus) direkt neben dem Schmalzturm einen Buchhandel und erweiterte sein Geschäft bereits drei Monate später mit einer Briefbibliothek. Als gelernter Buchhändler und Geschäftsmann erkannte er sehr früh das lukrative Geschäft mit Ansichtskarten. In einem Brief des Buchhändlers Th. Reinhard, Kaufbeuren, vom 9. September 1883, ist ein Nachweis erbracht, dass Georg Verza bereits mit dem Stahlstecher und „Ansichtskartenerfinder“ Franz Rorich Geschäftsbeziehungen unterhielt. (s. Abb. 5)



Abb.4: Buchhändler Georg Verza, Glückwunsch zum Jahreswechsel

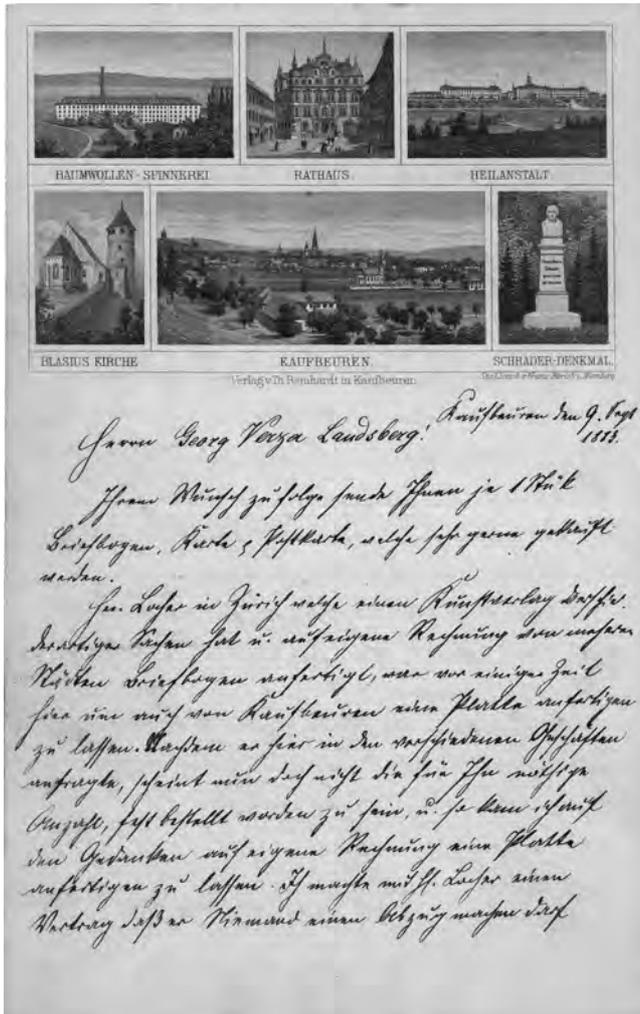


Abb.5: Geschäftsbrief des Buchhändlers Reinhardt, Kaufbeuren an Georg Verza, Landsberg

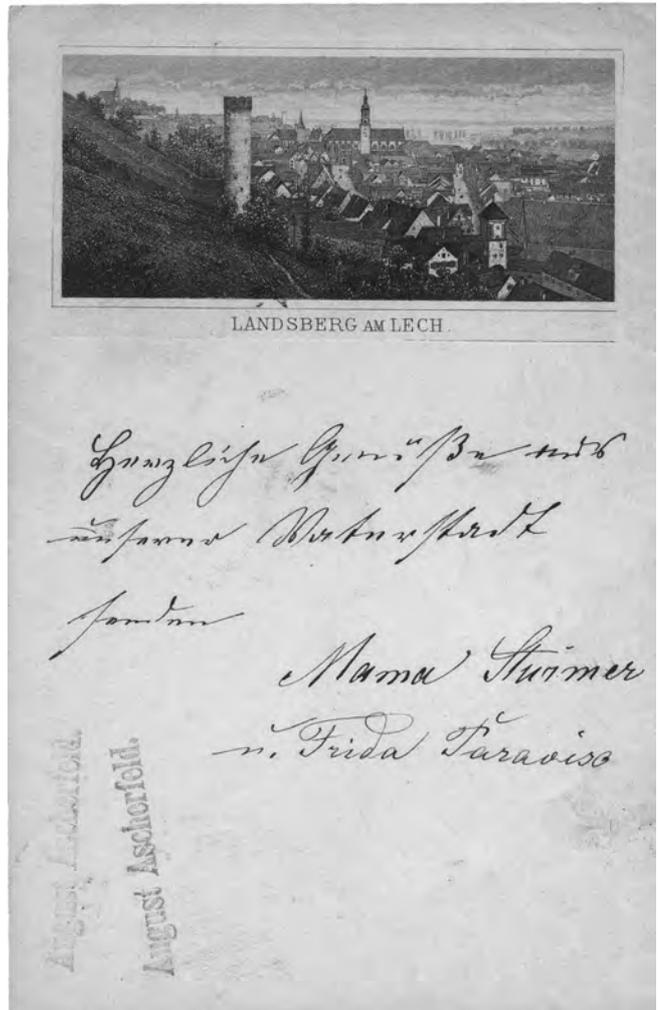


Abb.6: Franz Rorich, LANDSBERG AM LECH, Stahlstich um 1883

Die frühesten Ansichtskartenvorläufer wurden im Hochformat gefertigt und so ist es nicht verwunderlich, dass auch die erste bekannte Karte für Landsberg in gleicher Weise hergestellt wurde. (Abb. 6)

Etwas später wurde dann das Querformat bevorzugt. Dies geschah dann deshalb, um mit der angefertigten Stahlplatte auch Zierbriefe mit Landsberger Ansichten herzustellen. Sehr bald stellte Georg Verza fest, dass der Stahlstecher Franz Rorich nur sehr kleine begrenzte Auflagen fertigen konnte. So war er auf der Suche nach einer lithographischen Anstalt, welche für Massenfertigungen geeignet war. Er wurde mit Franz Scheiner aus Würzburg fündig. Bereits in einem Brief vom 20. September 1884 erging ein Auftrag zur Herstellung von 4000 Ansichtskarten zum Preis von 100 Mark. (Abb. 7)

Dieser Auftrag muss ausgeführt worden sein, was eine Karte vom 31. Dezember 1884 belegt. Die hier abgebildete Ansicht zeigt „Altdeutsches Edelfräulein mit Glas“ Nr. 51 mit Stadtansicht Landsberg. (Abb. 8)

Um solche „Humoristischen Postkarten“ in großem Umfang fertigen zu können, wurden von Franz Scheiner 30 nummerierte verschiedene Original-Zeichnungen vorgefertigt und dann je nach Wunsch die entsprechende Stadtansicht eingefügt. Von Franz Scheiner wurden nur ungerade Zahlen verwendet und dadurch ist die Nr. 51 zu erklären.

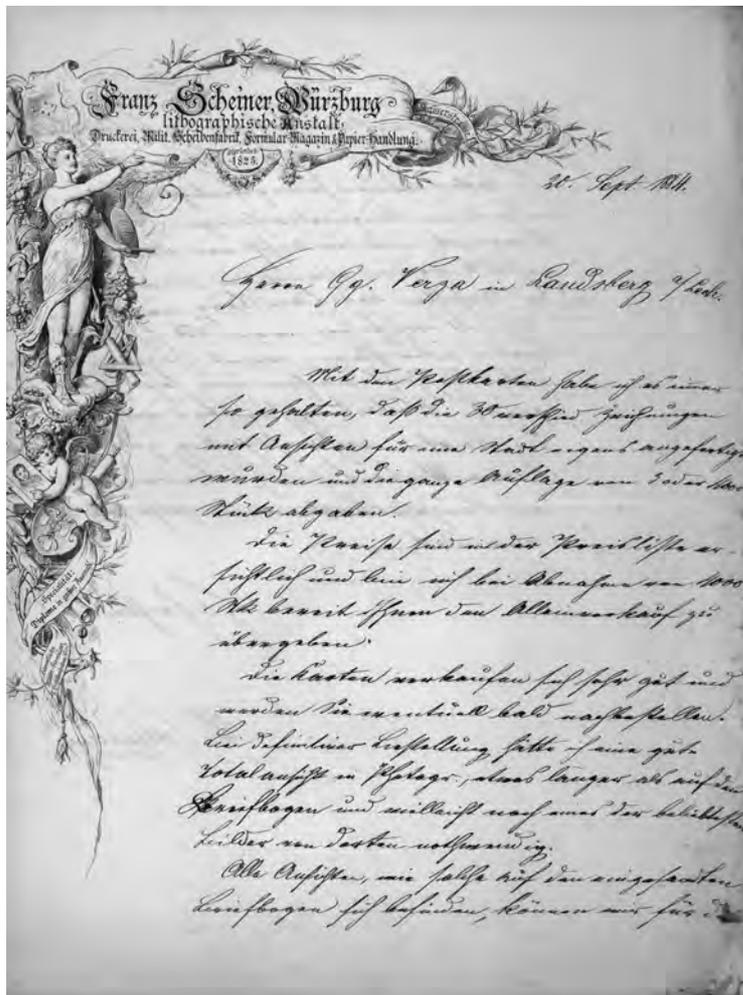


Abb. 7: Geschäftsbrief von Franz Scheiner an Buchhändler Verza



Abb. 8: Humoristische Karte Nr. 51 von Franz Scheiner, Würzburg

Inzwischen drängten natürlich immer mehr überregionale Verlage auf den Markt, und um so mehr mussten sich die heimischen Verleger neue Verkaufsstrategien einfallen lassen. Die Farblithos und die Fotografie hatten längst bei den Ansichtskarten eine beherrschende Rolle übernommen. Nachdem mit den Farblithographien als „GRUSS AUS .....“-Karten das Goldene Zeitalter der Ansichtskarte angebrochen war, wurden neue Geschäftsbeziehungen gesucht und mit dem Künstler Eugen Felle aus Isny gefunden. Eugen Felle (1869-1934) in Fachkreisen auch als „Apian der Ansichtskarten“ bezeichnet, entwickelte bereits um 1900 eine Technik der gezeichneten Vogelschaukarte. (Abb. 9)

Es gibt kaum ein Gebiet mit Flussläufen, Seen oder Bahnlinien im deutschsprachigen Raum, welches dieser Künstler nicht auf Karten darstellte. Hier waren es Georg Verza und Josef Sutor, die sich die Kartenrechte für Landsberg von Eugen Felle sicherten, was aber in jener Zeit nicht sehr genau genommen wurde. Die Titel- und Rückseite dieser Geschichtsblätter zeigen die Vielfalt des künstlerischen Schaffens von Eugen Felle. Mit den „Luna“- und „Aurora“-Karten überrascht er eindrucksvoll die typische Tageszeit mit mondnachtblauem oder morgengelbem Himmel und schwarzen Schatten. Eine absolute Sammlerrarität bildet der Entwurf einer Humorkarte vom Hauptplatz mit persönlichen Mitteilungen des Künstlers an den Verleger. (Abb. 10)



Abb.9: Eugen Felle, Landsberg am Lech aus der Vogelschau



Abb.10: Entwurf einer Humorkarte von Eugen Felle



Abb.11: Mondschein-Mehrbildkarte, Ottmar Zieher, München, im Verlag J. Samweber, Landsberg

Der Buchhändler Josef Samweber bediente sich der Kunstanstalt Ottmar Zieher aus München, um Ansichtskarten von Landsberg herstellen zu lassen. Dieser Ottmar Zieher entwickelte sich zu einem der ganz großen Ansichtskartenhersteller weit über Bayern hinaus. Wunderschöne „Gruss aus...“-Lithos stammen um die Jahrhundertwende aus dieser Kunstanstalt. Josef Samweber hat sich als Verleger die Rechte zum Verkauf gesetzlich schützen lassen. Mit dieser „Mondscheinkarte“ (Abb. 11) auf getöntem Papier wurde sehr eindrucksvoll eine nächtliche Stimmung erzeugt.

So sehr sich diese beiden Landsberger Händler auch bemühten, konnten sie jedoch nicht verhindern, dass sich weitere Verleger und Druckereien in Landsberg ansiedelten. Mit den Druckereien Oskar Ebersberger 1906, Martin Neumeyer und Franz Xaver Egger, den Photographen Josef Sutor, Xaver Schindler, Amalie Burghard, Josef Hirschbeck sowie den Verlegern Josef Kistler, August Hackl und Georg Schwarz sind die für Ansichtskarten von Landsberg bekannten Geschäfte genannt. Als reine Verlage im heutigen Sinne kann das nicht gesehen werden. Ansichtskarten alleine konnten natürlich nicht zum Lebensunterhalt ausreichen. So sind Namen wie Hackl (Schreibwaren) oder Schwarz (Lebensmittel) als Verleger zu finden. Mit der Fotografie sind natürlich die entsprechenden Fotohändler in dieses sehr interessante und lukrative Geschäft eingestiegen. Die vielen verschiedenen Ereignisse jener Zeit konnten mit der Fotokarte übermittelt werden. Diese Fotopostkarten sind bei Sammlern und Heimatkundlern besonders geschätzt, da es oft die einzige originalgetreue Darstellung dieser Zeit wiedergibt. Mit dieser Karte von 1906 präsentiert Oskar Ebersberger, auch als Fotograf, seinen Freunden und künftigen Kunden die Geschäftseröffnung im Vorderanger 280. (Abb. 12)



Abb.12: Buchdruckerei Oskar Ebersberger,

Mit solchen „privaten“ Fotokarten wurden oft seltene Ansichten abgelichtet, die nicht in den offiziellen Handel gelangten und deshalb durch geringe Auflagen auch sehr rar und begehrenswert sind. Auch bereits in den Anfängen der Fotografie wurden schon Fälschungen produziert, um ein Ereignis in das rechte Bild zu setzen. (Abb. 13)



Abb. 13: Fotomontage, Zeppelin über Landsberg von 1912, Fotohaus Hirschbeck



Abb. 14: Ereigniskarte von Josef Sutor, Einmarsch 9. Feldartillerie nach Erweiterung der Saarbürgkaserne 1905



Abb. 15: Farblithographie, Landsberg als Garnisonsstadt des kgl. bayr. 9. Feld-Art.Reg.

Landsberg, damals eine große Garnisonsstadt, mit einer Infanterie- und Artilleriekaserne, eignete sich ideal für das Nachrichtenmedium Ansichtskarte. (Abb. 14)

Die Manie Karten zu verschicken erreichte 1903/04 ihren Höhepunkt mit 1 Milliarde gelaufener Ansichtskarten. Mit Kriegsbeginn war es dann noch eine wichtige Nachrichtenübermittlung. Als kostenlose Feldpost konnten Soldaten Mitteilungen an ihre Angehörigen senden. Mit der unten abgebildeten Karte grüßt ein Soldat seinen Vater und die Brüder kurz vor dem Abmarsch an die Front. (Abb. 15)

Mit Ende des 1. Weltkrieges fand auch die Euphorie der Sammelleidenschaft ein jähes Ende. Wirtschaftliche Probleme, schlechte Druckqualitäten und Mangel an geeignetem Papier, aber auch andere Kommunikationsformen, wie das Telefon, beendeten die große Ansichtskartenära. Mittlerweile haben unzählige verschiedene andere Mitteilungsmöglichkeiten der Ansichtskarte ein Schattendasein zugewiesen. Aber auch die heute noch mit modernsten Drucktechniken hergestellten Bildpostkarten können nicht annähernd die Schönheit vergangener Ansichtskarten erreichen. So bleibt es dem Sammler und Historiker vorbehalten, diese kleinen Kostbarkeiten im Format von 9x14 für spätere Generationen zu erhalten. Die immer steigende Zahl der Sammler und die Preise auf Auktionen, zeigen das wieder erwachende Interesse für dieses auch heimatgeschichtliche Hobby. Dieser kleine geschichtliche Abriss soll nur etwas verdeutlichen, wie überaus groß der Anteil des Buchhändlers Georg Verza für Landsberg an der „Ansichtskartenerfindung“ war. Es gibt schätzungsweise 4000 alte Ansichtskarten unserer Stadt, wovon ca. 2500 bei mir archiviert sind. Deshalb erheben weder die Sonderausstellung im Neuen Stadtmuseum noch mein dazugehöriges Buch Anspruch auf Vollständigkeit, sondern möchten die Schönheit unserer Stadt vergangener Zeit auf Ansichtskarten wiedergeben. Ich sehe diese Dokumentation meiner Nachforschungen und der vorhandenen Belege als einen Teil der Landsberger Ansichtskartengeschichte, die natürlich bei gegebenem Anlass fortgeschrieben werden muss. Meine Erkenntnisse basieren auf den mir bekannten schriftlichen Unterlagen, für deren Bereitstellung und Mithilfe ich mich hier noch mal recht herzlich bedanken möchte. Zusammen mit der Ausstellung im Neuen Stadtmuseum möchte ich es als historischen Beitrag zur Stadtentwicklung sehen. Gewiss schlummert noch so manch schöne oder interessante Karte aus unserer Stadt, die es wert wäre gezeigt zu werden, in Schachteln oder Sammelalben von Privathaushalten, welche sich über eine Aufnahme in mein Archiv freuen würde.

Siehe auch Abbildung Titelseite:  
Künstlerkarte „Aurora“, Landsberg am Lech, Am Hofgraben, von Eugen Felle, Isny; kolorierte Federzeichnung um 1910, Verlag Georg Verza  
Rückseite: Künstlerkarte „Moonlight“, Landsberg am Lech, Bayertor; von Eugen Felle, Isny; kolorierte Federzeichnung um 1910, Verlag Georg Verza

# Die „Hexen“ vom Hexenviertel

von Anton Lichtenstern



Landsberg a. Lech

Hexenviertel

Über den Namen „Hexenviertel“ für die im Stadtplan namenlose Gasse an der Rückseite der unteren alten Bergstraße wurde schon viel gerätselt. In den Landsberger Geschichtsblättern von 1915 findet man, dass die „nun ohne historischen Hintergrund Hexengäßle“ genannte Gasse früher „Heilige Brunnengasse“ genannt wurde, wohl weil sie zum heute nicht mehr bestehenden Brunnen bei der Brunnenkapelle führte. Es wurde vermutet, dass der Name mit Künstlerinnen in Verbindung stehe, die von den Landsbergern wegen ihres auffallenden Äußeren scherzhaft als „Hexen“ bezeichnet worden seien. Dazu würde passen, dass die Gasse als romantisches Motiv bei Künstlern und Fotografen beliebt war.

Diese Vermutung wird bestätigt durch eine Erzählung des Schreiners Sebastian Kuißel (1908-2001). Er erinnerte sich daran, dass von etwa 1900 bis 1925, genau wusste er es nicht mehr, jeden Sommer im Haus der Familie Kuißel am Hofgraben zwei Lehrerinnen der Kunstgewerbeschule in München wohnten. Er wusste sogar noch die Namen: Caroline Kempfer und Walburga Lortsch. Die Künstlerin Caroline Kempfer hielt in Landsberg Malkurse für Mädchen ab. Die Kunstschülerinnen wohnten ebenfalls in Untermiete in Landsberg, einige in der Münchener Straße. Motive der Malkurse waren unter anderem die Malteserkirche, die große Föhre am heute nicht mehr bestehenden Naturfreundenedenkmal am Krachenberg bei der Schanzwiese und das Hexenviertel. Walburga Lortsch, eine Russin, sei Kunsthandwerkerin gewesen. Sie habe zum Beispiel Einlegearbeiten aus Holz und auch Kleider angefertigt. Später sei sie in die USA ausgewandert.

Die beiden Künstlerinnen seien auffällige Erscheinungen gewesen. Sie trugen lange, enge Kleider, Caroline Kempfer habe schwarze Zigarren geraucht. Man kann sich vorstellen, dass über diese Frauen viel geredet wurde und dass man sie wirklich im Scherz als „Hexen“ bezeichnete. Sebastian Kuißel erinnerte sich auch daran, dass der Schuhmachermeister Schmid von der Alten Bergstraße voller Verwunderung im Wirtshaus erzählte, dass das Fräulein Kempfer sogar Schuhe machen könne, und das besser als er selbst. Kuißel wusste auch noch, dass Caroline Kempfer in Illertissen geboren worden und auch dort ganz arm gestorben sei.

Im Künstlerlexikon Thieme / Becker fanden sich Angaben über Caroline Kempfer, die die Erinnerungen Kuißels bestätigen und ergänzen: Geboren wurde sie am 5. 2. 1856 in Illertissen. Sie besuchte die Kunstgewerbeschule in München, ihr Lehrer war der Landschaftsmaler Adolf Stäbli. 1894 bis 1896 lebte sie in Chile. Von 1899 bis 1904 war Caroline Lehrerin an der Damenakademie in München (Kuißel meinte, an der Kunstgewerbeschule) und leitete zugleich jeweils im Sommer eine private Malschule am Starnberger See und später in Landsberg. Sie malte Landschaften, meist Motive aus Oberbayern, Blumenstücke, Stillleben und fertigte Holzschnitte. Werke von ihr waren häufig ausgestellt, unter anderem zwischen 1889 und 1922 im Münchener Glaspalast und 1891 und 1897 auf der Großen Berliner Kunstausstellung. Sie starb am 27. 8. 1925 in Illertissen.

Über Walburga Lortsch als Künstlerin konnte ich nichts finden, sie wird aber im Lexikonartikel im Zusammenhang mit Caroline Kempfer genannt.

Eine Anfrage im Stadtarchiv Illertissen erbrachte keine zusätzlichen Informationen. Über den Verbleib der Werke Caroline Kempfers ist dort nichts bekannt.

Der Name „Hexengäßle“, später „Hexenviertel“, wird erstmals 1915 genannt. Das war die Zeit, in der die sommerlichen Malkurse stattfanden. Die Erzählung Kuißels ist meines Erachtens eine schlüssige Erklärung für den Namen „Hexenviertel“, das also nicht an Hexen, sondern an eine freie Malschule von und für Frauen erinnert, die auch im Zusammenhang mit der frühen Frauenemanzipationsbewegung zu sehen ist. Vielleicht gelingt es einmal, Werke von Caroline Kempfer zu entdecken – vielleicht sogar eine Darstellung des Hexenviertels in Landsberg!



Sebastian Kuißel

# Geschichte der Feldbahnen im Landkreis Landsberg am Lech

von Helge Latte und Walter Meier

## Spurensuche

Die Geschichte der Feldbahnen beginnt bereits im 16. Jahrhundert mit den ersten Bergwerksbahnen, im Landkreis aber erst Mitte des 19. Jahrhunderts. Unter Feldbahnen versteht man im Allgemeinen schmalspurige Bahnen des nichtöffentlichen Verkehrs, die immer dort eingesetzt wurden, wo das Pferdegespann überfordert war und sich eine „richtige“, d. h. normalspurige Eisenbahn nicht lohnte. Bezogen auf die Geschichte dieser Einrichtungen im Landkreis Landsberg am Lech sind dies Kleinbahnen, die in Fabriken für den innerbetrieblichen Transport, auf Baustellen für den Material- und Ausrüstungstransport sowie in Abbaugebieten für Kies und Sand, in Tongruben von Ziegeleien und in Torfwerken im Einsatz waren. Die einfache Feldbahn besteht in der Regel aus fertig montierten meist 5 m langen Gleisjochen, die auf dem unbefestigten Untergrund schnell verlegt und umgebaut wurden, im Gegensatz zu ortsfesten Gleisen normalspuriger Werkbahnen. Auf den Feldbahngleisen bewegte man leichte Loren oder Kastenwagen von Hand oder mit Hilfe von Kleinloks (Dampf- und Dieselloks). Von Rollbahnen spricht man dann, wenn die Schienenfahrzeuge wie in den Sägewerken von Hand verschoben werden.

Während die öffentlichen Bahnen in diversen Archiven und Publikationen recht gut dokumentiert sind, ist die Spurensuche bei kleinen Bahnen schon mühsamer. Wichtig zu Beginn ist, das Ende eines roten Fadens in Händen zu halten. Das kann sein: Eintragung der Bahn in einer alten Landkarte oder ein Foto, das möglicherweise in einem ganz anderen Zusammenhang veröffentlicht wurde, der Bericht eines Zeitzeugen, eine alte Zeitungsnotiz, ein Fund im Internet oder Spuren der Bahn in der Natur.

In topographischen Karten ist, wie wir, die Autoren, lernen mussten, nicht immer jede alte Bahn verzeichnet. Als Beispiele seien die Ziegeleibahn in Landsberg oder die Torfbahn in Rott genannt. Man kann argumentieren, sie seien zu kurz oder unbedeutend gewesen. Aber selbst die normalspurige Industriebahn vom Bahnhof Kinsau zum Lech, 22 Jahre aktiv (1907-1929), immerhin rund 3,5 km lang, erlitt das gleiche Schicksal der kartographischen Nichtbeachtung. Dagegen beruht die Wiederentdeckung der Torfbahn bei Geltendorf auf einer Eintragung in der topographischen Karte Nr. 668 Geltendorf, Ausgabe 1927.

## Feldbahnen in Abbaugruben

### Firma Riebel in Kaufering

Die heutige Firma Xaver Riebel mit Sitz in Mindelheim betrieb hauptsächlich zwischen den beiden Weltkriegen in ihrem Werk Kaufering eine Feldbahn mit der Spurweite 600 mm. In der Landsberger Zeitung vom 9.10.1937 (Nr. 235) wird die Feldbahn in einem Artikel über das Kies- und Schotterwerk Kaufering mit einem Satz erwähnt: Auf Feldbahngleisen fahren die Lorenzüge zum Werkhaus, kippen ihren Inhalt in mächtige Schlünde, die sich wieder in riesige Wachtrommeln entleeren. Einen genaueren schriftlichen Nachweis gibt es in Die Kleinbahn, 44. Jg. 7/1969: Danach waren drei Dampflokomotiven von Krauss & Co und von Henschel. Außerdem gab es Dieselloks in Kaufering. Diese Feldbahn wurde Anfang der 1960er Jahre stillgelegt und



Abb. 1a Feldbahnlok der Firma Riebel aus dem Kieswerk Kaufering, aufgenommen in einem Kauferinger Kindergarten, wo sie bis 1995 als Klettergerät diente (Sammlung M. Hehl, Buchloe).

durch gleislose Fördermittel ersetzt. Die Fahrzeuge einschließlich der Lokomotiven wurden verschrottet. Nur einzelne Schilderpfosten aus Schienenprofilen an der Kiesgrube künden noch von der Feldbahnära.

Eine der Dampfloks (Krauss & Co, 1920/7640) kam als Denkmal in einen Kauferinger Kindergarten, wo sie, ungeschützt vor der Witterung, über 30 Jahre als „Turngerät“ auf dem Sandspielplatz des Kindergartens diente. Dann wurde sie von der Firma Riebel anlässlich des 75. Firmenjubiläums im Juli 1995 nach Mindelheim geholt und äußerlich renoviert. Die Lok steht seitdem unter Dach im Firmenbahnhof in Mindelheim und ist in einem passablen äußeren Zustand. Wegen ihres hohen technikhistorischen Werts wäre eine museale Unterbringung der 85 Jahre alten Feldbahn-Dampfloks sicher die bessere Lösung. Aber die Firma Riebel will die Lok in Mindelheim behalten, da sie sehr eng mit der Firmengeschichte verbunden ist. Für das Firmenjubiläum wurde für die Lok ein Schild angefertigt, das folgendermaßen beschriftet ist:

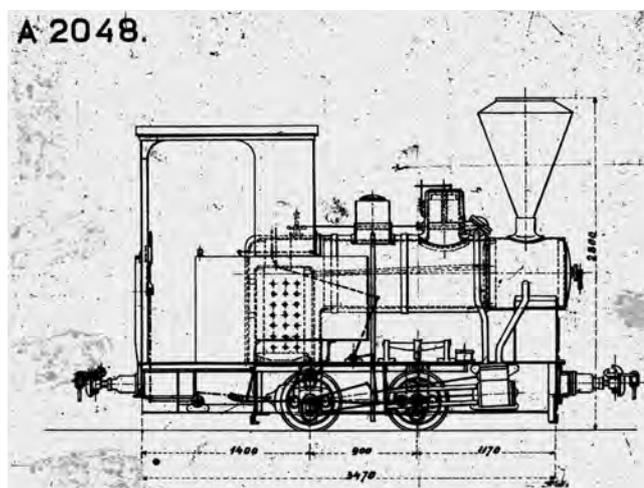


Abb. 1b Werkzeichnung der Riebel-Feldbahnlok (vgl. Abb. 1a), angefertigt von der Lokomotivfabrik Krauss um 1920, damals mit Funkenfängerschornstein (Sammlung M. Hehl, Buchloe).

„Feldbahnlokomotive, Baujahr 1920 von Krauss-Maffei, aus der Gründerzeit, eingesetzt im Kieswerk Kaufering in den 20er und 30er Jahren.“ Die Lok trägt auf der rechten Führerhausseite ein ovales Metallschild mit der Aufschrift „Bayer. Revisionsverein<sup>1</sup> 16236“

Im Archiv der Fa. Krauss-Maffei AG München sind verschiedene Unterlagen über die Feldbahnlok vorhanden: Werkzeichnung mit Seiten- und Frontansicht (mit Funkenfänger-Schornstein!), technische Daten und Kesselprüfbericht des Revisionsvereins. Aus diesen Unterlagen ist zu entnehmen, dass die Lok zunächst an die Technische Abteilung für Torfwirtschaft, München, geliefert wurde und dort wohl mit Torf befeuert wurde. Das erklärt auch den Funkenfänger-Schornstein auf der Werkzeichnung.

### Ziegelei Landsberg

Die Lössböden am östlichen Hochufer des Lechs bei Landsberg waren Grundlage für den Betrieb von Ziegeleien. Erstmals erwähnt wird 1310 die städtische Ziegelhütte. Zu Beginn des 20. Jahrhundert sind zwei Ziegeleien nachgewiesen. Im Rahmen der Vorverhandlungen und Rentabilitätsabschätzungen für die (nicht gebaute) Bahnlinie Kaufering bzw. Epfenhausen - Landsberg Ost – Rott – Weilheim<sup>2</sup> wurde auch das Güteraufkommen für den geplanten Bahnhof Landsberg Ost (am Bayertor) abgeschätzt.



Abb. 2a Die Lage der Ziegelei auf einer topogr. Karte aus dem Jahre 1961. Zu erkennen rechts oberhalb der Ziegelei die Lehmgrube (Quelle: Stadtarchiv Landsberg).

Als Zulieferer zum Bahnhof werden genannt:

- die Dampfziegelei und Tonwarenfabrik Höschlhöfe (Besitzer Schmeckenbecher & Binder) auf dem Gelände des heutigen Fliegerhorstes Penzing,
- die Ziegelei von Josef Rietzler in Landsberg an der Münchener Straße.

Es ist nicht bekannt, ob die Ziegelei Höschlhöfe eine Feldbahn hatte, auch wenn die im Eisenbahnprojekt genannten 6 bis 8 Waggons täglich (Ladegewicht pro Waggon 10 t) für Höschlhöfe ein internes Schienentransportmittel nahe legen. Die Angaben waren womöglich zielorientiert hochgerechnet, wie man heute sagen würde.

Eine Rollbahn der Ziegelei Rietzler ist erstmals 1905 belegt. Im Baumt der Stadt Landsberg existiert die Zeichnung – Prüfvermerk vom 24.Okt.1905 – einer Brückenkonstruktion Plan zur Errichtung einer Unterfahrt behufs einer Rollbahngeleise-Anlage auf dem Grundstück-Areale des Herrn Josef Rietzler Kaufmann und Ziegeleibesitzer in Landsberg a./Lech. Die zugehörige Situationsskizze zeigt

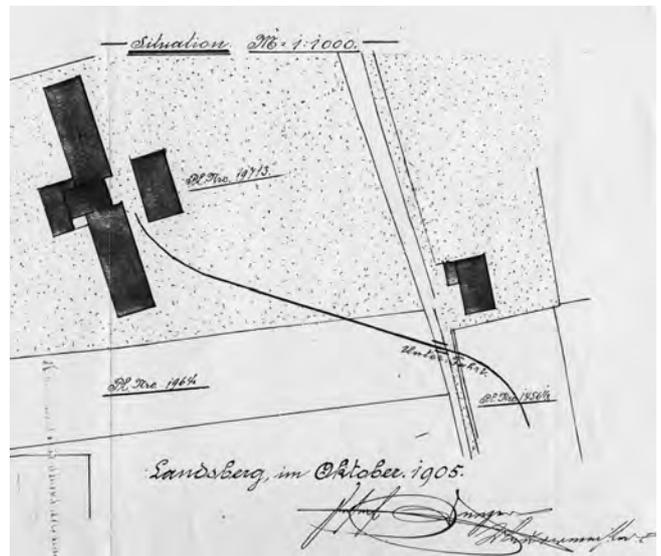


Abb. 2b Die Darstellung der Ziegelei in den Eingabeplänen von 1905 (Quelle: Bauregistratur Stadt Landsberg).

eine kurze Gleisstrecke vom Produktionsgebäude in die nahe Lehmgrube. Der neben der Lehmgrube vorbei führende Feldweg wurde gekreuzt; da die Abbausohle offensichtlich unter Feldwegniveau lag, musste der Weg unterfahren werden. Die Strecke war kurz, zu kurz für einen Lokomotivbetrieb. Denkbar wäre, da ja die vollen Loren hinauf befördert werden mussten, ein Betrieb mit Zugtieren (Pferd, Ochse, Esel, Muli). Aus der Planungsunterlage lässt sich für das Gleis eine Spurweite von etwa 600 mm herausmessen/rechnen. Es ist daher anzunehmen, dass die Ziegelei die Standard-Spur 600 mm hatte.

Ein weiterer Eingabeplan von 1910 zeigt die gleiche Situation in veränderter Darstellung. Die Unterfahrung existiert nicht mehr, statt dessen eine „Kraftanlage für Lehmtransport“, d.h. es gibt einen maschinellen Schrägaufzug, mit dem die gefüllten Loren einzeln aus der Grube gezogen und über eine Drehscheibe in ein horizontales Gleis zum „Maschinenhaus“ gelenkt werden. Der Feldweg kreuzt das horizontale Gleis ebenerdig. Da es sich in beiden Fällen um Eingabepläne handelt, ist letztlich nicht sicher, ob die dargestellten Situationen von 1905 und 1910 so realisiert wurden.

Das nächste „bahnmäßige Lebenszeichen“ der Ziegelei stammt aus dem Jahre 1951. Besitzer ist inzwischen Adalbert Drexl. Die Lokomotivfabrik Arnold Jung lieferte unter der Fertigungs-Nummer 11546/1951 eine fabrikneue zweiachsige dieselmechanische Lokomotive (Jung-Typ ZL 114; B-dm) mit Lieferanschrift „Ziegelei Landsberg, Adalbert Drexl, Landsberg“. Die Lok war 3,4 m lang, hatte eine Leistung von 22 PS und besaß kein Führerhaus, Spurweite vermutlich 600 mm. Die Lok war wohl erforderlich, weil der Lehmabbau in Richtung Norden verlagert wurde und damit die Zufuhrstrecke zur Ziegelei länger geworden war. Fotos vom Bahnbetrieb oder den Fahrzeugen konnten nicht ermittelt werden.

Die Lehmgrube der Ziegelei lag in der Trasse der heutigen Autobahn A 96, damals B 12 neu. Beim Bau der neuen Straße im Jahre 1970 wurde die Grube verfüllt und die Ziegelproduktion eingestellt; damit endet die Ära der Ziegelei Landsberg. Über den Verbleib der Fahrzeuge und Gleismaterialien ist nichts bekannt. Auf dem Gelände der Ziegelei an der Münchener Straße befindet sich als Nachfolgebetrieb der Baustoffhandel Landsberg, H. Rieth GmbH.

### Sägewerk-Rollbahnen

Rollbahnen auf Schmalspurgleisen mit 600 mm Spurweite waren lange Zeit unverzichtbare Transporteinrichtungen in den Sägewerken, von denen es noch um die 15 im Land-

<sup>1</sup> Bayer. Revisionsverein wurde 1866 als Dampfkesselrevisionsverein gegründet und ist Vorgänger des TÜV Bayern.

<sup>2</sup> Landsberger Geschichtsblätter 1972/1973 (S.128 – 136).

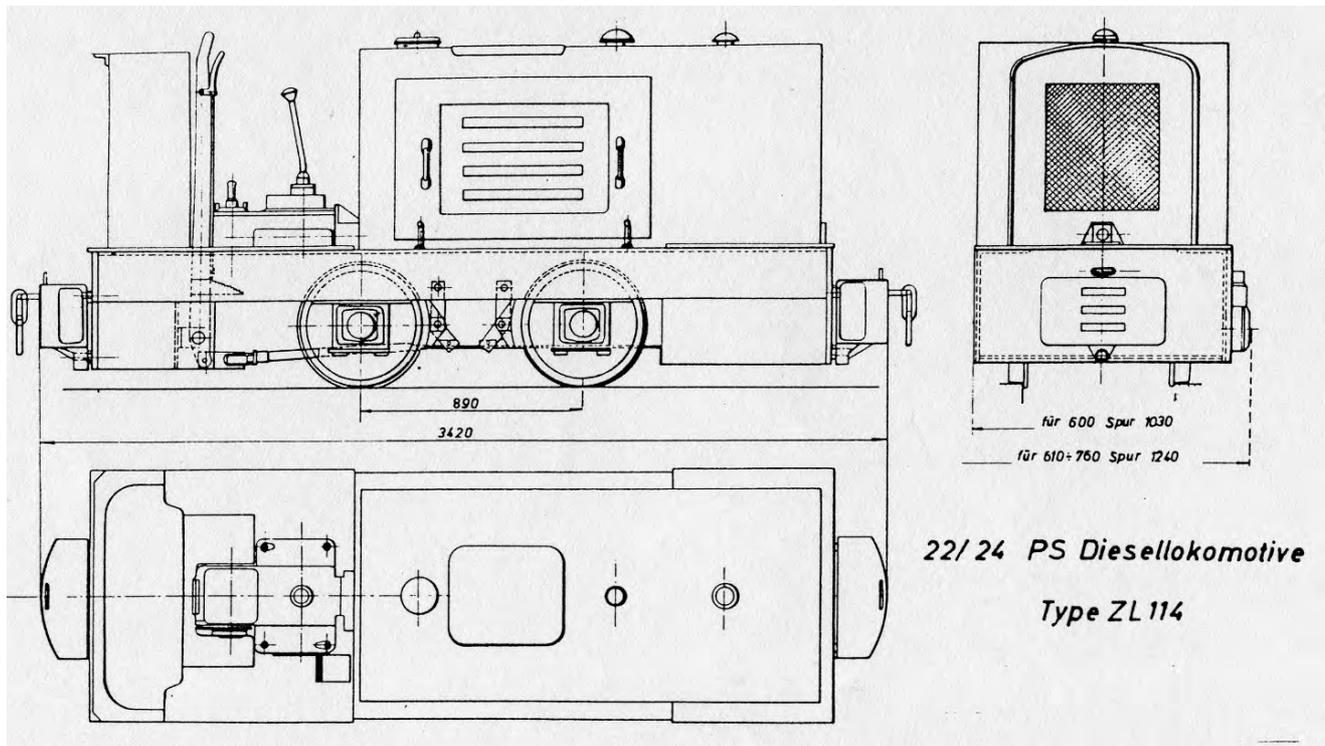


Abb. 2c In Ermangelung eines Fotos die Typenskizze der Jung-Lokomotive des Typs ZL 114, wie sie bei der Ziegelei Landsberg eingesetzt war (Quelle: Bahn-Express, Feldbahnen in Bayern, 1986).

kreis Landsberg am Lech gibt. Diese Rollbahnen dienten dem Holztransport auf dem Sägewerksgelände und vor allem dem Verschub der Baumstämme durch das Sägegatter. Sie sind heute meist schon durch moderne Einrichtungen wie Blockzug und Rollengang verdrängt wie zum Beispiel im Sägewerk Hollinger bei Greifenberg. Aus gleichem Grund ist auch im Sägewerk Rollmühle bei Igling die früher ausgedehnte Rollbahn-Gleisanlage nur noch rudimentär vorhanden.



Abb. 3 Einer der letzten Rollwagen im Sägewerk Rollmühle, aufgenommen im April 2005.

Auf den Sägewerksrollbahnen werden bzw. wurden in der Regel keine Motorloks eingesetzt. Eine Ausnahme im Landkreis bildet das ehemalige, zuletzt von der Firma Schlemmer & Co betriebene Sägewerk in Heinrichshofen, Gemeinde Egling a.d. Paar: Die noch vorhandenen Gleise werden dort für eine Hobby-Feldbahn genutzt. Das Sägewerk in Heinrichshofen war wohl eines der ältesten im Landkreis Landsberg. Es bestand mindestens seit Beginn des 20. Jahrhunderts, denn unter seinem damaligen Besitzer Kiening wurde es beim Königl. Bezirksamt Landsberg (heute Landratsamt) wegen der Rollbahn aktenkundig. In einer Bekanntmachung des Bezirksamts vom 28. März 1906 wird zur allgemeinen Kenntnis gebracht, dass der Zimmerer Georg Kiening zwi-

schen Säge und Lagerplatz eine Rollbahn hergestellt hat, die den Ortsverbindungsweg nach Egling überquert und deshalb (nachträglich) genehmigt werden muss.<sup>3</sup> Die Genehmigung erteilte das Bezirksamt mit Beschluss vom 25. Mai 1906, also nur knapp zwei Monate später. Einzige Auflage seitens der Gemeinde: Kiening muss vor und hinter dem Rollbahngleis soviel Kies aufbringen, dass die Überfahrt eben wird.

Nach seiner Stilllegung 1992 wurde das Sägewerk von einem Kirchenrestaurator übernommen. Der neue Besitzer hat einen Teil der Rollbahn-Anlage erhalten und einen anderen Teil an das Sägewerk Hollinger verkauft. Die drei Motorloks, die in einem Schuppen mit Gleisanschluss untergebracht sind, stammen von unterschiedlichen Herstellern: Eine Motorlok hat die Firma O & K (Orenstein und Koppel) gebaut, ein zweite mit den Initialen der Firma BOMAG ist ein Eigenbau eines Unternehmers aus Geretsried bei Wolfartshausen. Die dritte Lok stammt aus England. Im Freien trifft man auf alte Sägewerkrollwagen und Kipploren.

3 StA München, LRA 46251: Akt des kgl. Bezirksamts Landsberg. Betreff: Rollbahn beim Sägewerk des Gg. Kiening in Heinrichshofen, Vorgang Nr. 607.



Abb. 4 Sägewerkrollwagen am ehemaligen Sägewerk Heinrichshofen, im Hintergrund alte Kipploren.



Abb. 5 Beim Bau der Eisenbahnbrücke über den Lech bei Kaufering 1871/73 wurde der Aushub aus dem Bahneinschnitt östlich des Lechs mit einer Feldbahn über ein Transportgerüst auf die westliche Seite des Lechs transportiert (Foto um 1872 aus dem Gollwitzer-Nachlass, Stadtarchiv Augsburg).

## Hilfsbahnen für Baustellen

Teilweise werden in Heimatbüchern oder regionalen Photobüchern Baubahnen durch Bilder in Erinnerung gerufen. So wurde für den Wiederaufbau der im Krieg zerstörten Straßenbrücke über den Lech in Kaufering 1952-1954 eine Baubahn eingesetzt<sup>4</sup>, beim Bau der Neuen Bergstraße in Landsberg sogar eine Feldbahn mit Dampflok<sup>5</sup>. Auch die Kraftwerke und Staustufen am Lech<sup>6,7</sup> entstanden alle mit Hilfe von temporären Transportbahnen. Gleiches gilt für die Großbaustellen des Dritten Reichs im Landsberger Frauenwald, „Muna Kaufering“ und Rüstungsprojekt „Ringeltaube“, sowie für die Baustelle des Muna-Wehrs am Lech bei Kaufering.

Die vermutlich älteste Baubahn im Landkreis Landsberg am Lech ist in einer Ingenieurzeitschrift von 1874/75 schriftlich überliefert<sup>8</sup>. Es handelt sich um die Baustelle der Eisenbahnbrücke über den Lech bei Kaufering: Für die Überquerung des Lechtals auf der Strecke München – Memmingen errichteten die Königlich Bayerischen Staatseisenbahnen in den Jahren 1871/73 ein aufwendiges Kunstbauwerk in Form einer 115 m langen Eisenfachwerkbrücke sowie einen zwei km langen Einschnitt östlich des Lechs und einen ebenso langen Damm am gegenüber liegenden Ufer. Für diese Großbaustelle verwendete die ausführende Firma Gollwitzer aus Augsburg zwei Rollbahnen, Spurweite 760 mm: eine zum Steintransport unterhalb der Brückenbaustelle und eine zweite auf einem Transportgerüst aus Holzbohlen oberhalb der Baustelle für den Massenausgleich, also für den Transport von Aushubmaterial aus dem Einschnitt östlich des Lechs zum Dammbau westlich des Lechs. Auf letzterer waren ab April 1871 bis zu 35 durch menschliche Muskelkraft bewegte Rollwagen gleichzeitig im Einsatz. Ein halbes Jahr später ergänzte man die Rollbahn durch eine normalspurige Feldbahn mit einer 45 PS-Dampflokomotive von Krauss in München. Nach Inbetriebnahme der Brücke wurde der Erdtransport über den Lech nur noch auf dem Streckengleis abgewickelt. Insgesamt belief sich der Umfang der bewegten Erdmassen auf rund 400 000 Kubikmeter.

- 4 Sixt, Reinhold: Kauferinger Erinnerungen - Alte Bilder erzählen. Geiger-Verlag, Horb am Neckar 2004 (S.168).
- 5 Pflanz, Heinrich: Die neue Bergstraße in Landsberg, Landsberg 1997 (S.42-44).
- 6 Huber, Anton und Ikier, Martha und Bruno: Epfach in alten Photographien, St.Otilien 1998 (S. 111-112).
- 7 Schmitt, Peter Paul: Das Wasserkraftwerk am Lech bei Kinsau, Hrsg. Bayerische Wasserkraftwerke Aktiengesellschaft München, München 1990 (S. 15 - 16).

## Torfbahnen

Für den Abbau, die Weiterverarbeitung und den Transport von Torf wurden in den Mooren ab dem 20. Jahrhundert nach und nach Rollbahnen und Schmalspur-Feldbahnen eingesetzt, die unterschiedliche Spurweiten aufwiesen. Selbst von kleinen Handtorfstichen sind Rollbahnen bekannt, die teilweise nur eine 400 mm-Spur hatten. Vor allem in den über 100 Torfwerken, die in Bayern nach dem 2. Weltkrieg arbeiteten, waren solche Torfbahnen unverzichtbare Bestandteile der Infrastruktur. Sie konnten sich wegen eines unschätzbaren technischen Vorteils bis ins 21. Jahrhundert behaupten: Durch den im Vergleich zum LKW geringeren Achsdruck lassen sich auf dem labilen Mooruntergrund auch große Anhängelasten problemlos transportieren. Im Landkreis Landsberg am Lech sind nur von zwei Mooren, Emminger Moos und Wieswaldfilz, solche Torfbahnen oder Rollbahnen überliefert. Die aktuell letzte Torfbahn Bayerns ist im Torfwerk Feinbach im Landkreis Rosenheim in Betrieb.

### Torfwerk Emminger Moos

Unter anderen waren die Brauereien Großabnehmer von Brenntorf. In den Notzeiten während und nach den beiden Weltkriegen war der Torf aber auch ein begehrter Energieträger für den Hausbrand der ärmeren Bevölkerung<sup>9</sup>. Wie groß der Brennstoffmangel nach dem Ersten Weltkrieg war, mag das Beispiel des Bürgerlichen Brauhauses München verdeutlichen, das bei der Regierung von Oberbayern im Februar 1920 beantragte, ihm mit Rücksicht auf die „kolossale Brennstoffnot“ die Abbaurechte im Ochsenfilz bei Rott

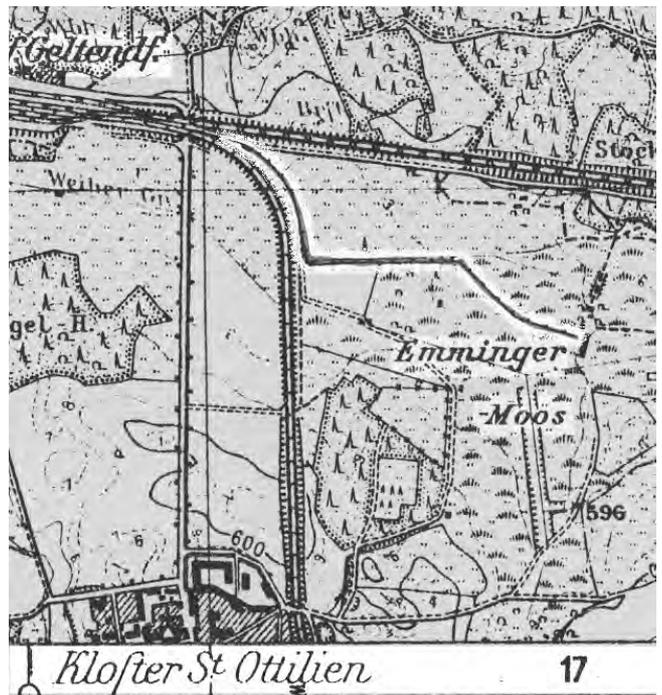


Abb. 6 Auf der Topogr. Karte 1:25 000 Nr. 3688 Geltendorf von 1927 ist die Torfbahn im Emminger Moos eingetragen (Quelle: Bayer. Staatsbibliothek München, vergrößerter Ausschnitt).

- 8 Die Zeitschrift des bayer. Architekten- und Ingenieurvereins, Jahrgang 1874/75, enthält eine Beschreibung des Brückenbaus und des Erdtransports durch den für die Bausektion Landsberg zuständigen Eisenbahningenieur Abraham Straus; vgl. auch den 97./98. Jahrgang der Landsberger Geschichtsblätter 1998/99 (S. 82 – 85).
- 9 Einen ausführlichen Beitrag über die Moore im Landkreis Landsberg am Lech enthält der 99./100. Jahrgang 2000/2001 der Landsberger Geschichtsblätter (S.106 – 111).

im Landkreis Landsberg am Lech zu übertragen. Ein entsprechendes Motiv kann auch Geheimrat Josef von Schülein unterstellt werden, als er im Jahre 1916 (nach anderen Quellen 1917) neben dem Schloss Kaltenberg mit Brauerei auch das Emminger Moos östlich des Geltendorfer Bahnhofs erwarb. Schülein war auch Hauptaktionär der Löwenbrauerei München. Er begann das Moos zu entwässern, zu roden, zu begradigen, zu kultivieren und einige Hofstellen zu bebauen. Die ersten Ansiedler waren Tobias Ade von Emming mit Frau und 12 Kindern. Sie erwarben ein kleines Grundstück und bauten dort ein Häuschen nahe der Grenze Türkenfeld - Eresing (...). Ade war es, der sich den Torf im Moos als erster zunutze machte. Er war also der erste Torfmeister<sup>10</sup>. Als das Torfgeschäft immer mehr florierte, holte von Schülein 1920 Johann Adam Gräßl aus Feilnbach bei Rosenheim als neuen Torfmeister ins Emminger Moos, der vermutlich im Torfwerk Feilnbach entsprechende Erfahrungen gesammelt hatte.

Drei Generationen Gräßl waren zwischen den beiden Weltkriegen im Emminger Moos mit dem Torfabbau beschäftigt. Ein in Geltendorf lebender Enkel des Johann Adam Gräßl, Jahrgang 1922, kann sich noch gut an den Torfabbau im Emminger Moos erinnern. Wegen der großen Nachfrage nach Brenntorf, mit dem das Torfwerk Schülein auch die Löwenbrauerei München belieferte, wurden in den Sommermonaten neben einer Torfpressmaschine bis zu 200 Torfarbeiter beschäftigt. Abgebaut wurde im Handstichverfahren. Das Wenden der zum Trocknen aufgestapelten Torfsoden nannte man „Kasteln“. Nach der Torfausbeute wurde das Torfabbaugesamt sukzessive in Grünland umgewandelt. Franz Gräßl erinnert sich auch gut an die Torfbahn im Emminger Moos: Für den Abtransport des Torfes war eine Rollbahn im Einsatz, Spurweite 600 mm. Je zwei zweiachsige Rollwagen waren mit Bohlen zu Transportgestellen montiert, auf denen zweiachsige hochbordige Torfwagen im Huckepackverfahren bis zur Torfhalle am Geltendorfer Gleisdreieck mit Muskelkraft oder Zugtieren transportiert wurden. Dieselloks waren nach der Erinnerung von Franz Gräßl als Zugmaschinen nicht im Einsatz. Ab der Torfhalle wurden die Torfwagen mit einem Pferdegespann weitertransportiert, entweder zur Brauerei Kaltenberg oder zur Bahnverladung am Geltendorfer Bahnhof. Der Weg der Pferdegespanne zur Brauerei Kaltenberg verlief damals u.a. auf dem „Heuweg“ im Wald nördlich des Bahnhofs Geltendorf und dann entlang der Bahnlinie Geltendorf - Mering nach Kaltenberg.

### Torfwerk Wieswaldfilz

Die Stadt Landsberg am Lech hatte neben dem Torfstich „Filzwiesen“ bei Thaining, der der Hl.-Geist-Spitalstiftung gehört, 1948 in der Staatswaldabteilung „Wieswaldfilz“ östlich von Rott einen großen Torfgrund auf 15 Jahre gepachtet und für die Torfausbeute hergerichtet. Bald wurde vom Handtorfstich zur Maschinenarbeit übergegangen. Hierzu waren umfangreiche Investitionen für die Anlage eines Entwässerungssystems, die Errichtung eines großen Torfstadels sowie für die Anschaffung der notwendigen Maschinen einschließlich einer Feldbahn mit Diesellok notwendig, wie das Städtische Forstamt dem Bayerischen Forstamt Dießen in einem Schreiben vom 23.9.1963 mitteilte<sup>11</sup>. Mit der Torfbahn wurde der erzeugte Maschinentorf zur Verladung am Torfstadel transportiert. Als dann die Brenntorfproduktion wegen der wieder in Gang gekommenen Kohlebezugsmöglichkeiten immer mehr zurückging, wurde der Torfabbau im Wieswaldfilz 1956, also bereits nach 8 Jahren eingestellt. Laut einer Aufstellung der „Torfstiche der Stadt Landsberg a. Lech“ für die städtische Vermögensverwaltung vom 26.8.1949<sup>12</sup> handelte es sich bei der Feldbahnlok um eine 5 PS-HATLPA-Motorlok. Nähere Angaben zu der Lok sind in diesen Unterlagen nicht enthalten. Es könnte sich um den

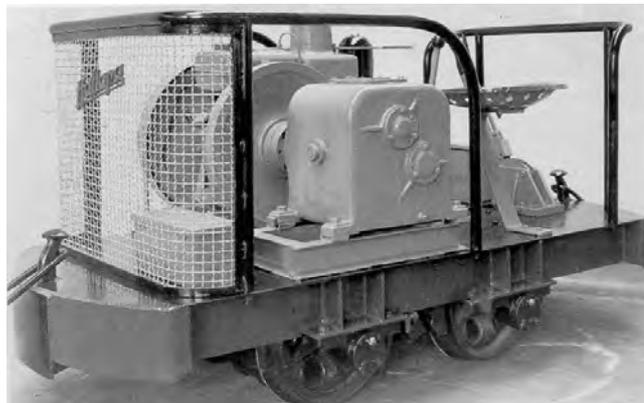


Abb. 7 Im Torfwerk Wieswaldfilz der Stadt Landsberg war vermutlich eine solche 5 PS-Kleinlok, Bezeichnung Baby, im Einsatz (Sammlung Dieter Resinger, Wedel).

Typ „Baby“ oder „Kuli“ der Firma Hatlapa handeln, die 1947/48 eine kleine Serie von 15 Kleinloks dieses Typs baute.

Ein pensionierter Forstbeamter aus Landsberg kann sich daran erinnern, dass im Wieswaldfilz ausgedehnte Gleisanlagen mit Parallelgleis an der Umladestelle bestanden, auf denen ca. 30 Kipploren im Einsatz waren. Nach der Schließung des Torfwerks sollen die Kipploren an Landwirte verkauft worden sein, die sie zu Transportfahrzeugen für den Wegebau in der Flurbereinigung einsetzten. Über den Verbleib der Diesellok ist nichts bekannt. Vermutlich wurde sie an einen Schrotthändler verkauft.

### Sonstige Spuren

Quellen und Startpunkte für „Neuentdeckungen“, manchmal allerdings auch für weitere Rätsel, sind Fertigungs- bzw. Lieferlisten von Lokomotivfabriken. Solch einer Liste sind die Erkenntnisse zur Ziegeleibahn Landsberg zu verdanken. Ein paar weitere Beispiele:

- Maffei lieferte 1918 sieben normalspurige Dampfspeicher-Lokomotiven (F.Nr. 3985 bis 3991) an die „Deutsche Hanfbaugesellschaft Landsberg“. Die Firma war in den Unterlagen des Stadtarchivs unbekannt. Aufklärung ergab sich aus dem „Handbuch der GmbH's, Ausgabe 1917/18“. Die Firma hatte ihren Sitz nicht hier in Landsberg am Lech, sondern in Landsberg an der Warthe. Eine dieser Loks ist übrigens museal erhalten (Museum für Verkehr und Technik, Berlin). Sie wurde an das Werk Moosburg der Hanfbaugesellschaft geliefert.
- Ein weiteres Beispiel mit Ortsnamen, die zur Zeit der Lieferung mehrmals in Deutschland vorhanden waren: Greifenberg (je zweimal mit einem „f“ und mit zwei „ff“). Orenstein & Koppel lieferte unter der F.Nr. 10242 im Jahre 1939 eine Motorlok (Spurweite 600 mm) an Heinrich Wagner in Greifenberg, J. A. Maffei 1911 eine Dampflokomotive (F.Nr. 3566, Spur 600 mm) an Pittrich, Greifenberg. Aufgrund des Namens Pittrich ist die Lok wohl nach Greifenberg/Lkr. Landsberg am Lech einzuordnen. Pittrich, so ergab eine Nachfrage bei einem Träger dieses Namens in Greifenberg, war Bauunternehmer und beim Bahnbau bei Klais (Strecke Garmisch-Partenkirchen - Mittenwald) beteiligt. Das andere Greifenberg (Lieferung an Wagner) ist wohl das bei Stettin (heute Polen), aber sicher ist das nicht.
- Ebenfalls von Maffei wurde eine Dampflokomotive (F.Nr. 2910, Bj. 1909, zweiachsig, Spurweite 600 mm) an Stiegler,

10 Heimatbuch Eresing von Landrat Müller-Hahl, 1981.

11 Stadtarchiv Landsberg, Akt 701/3.

12 Stadtarchiv Landsberg, Akt 910/5, Nr. 127.

Dießen, geliefert. Dießen ist in diesem Fall eindeutig. Ein schneller Blick ins heutige Telefonbuch ergab aber keinen Eintrag „Stiegler“. Hier sind noch weitere Recherchen erforderlich.

- Das ehemalige Werk von Dyckerhoff & Widmann in Utting besaß eine schmalspurige Transportbahn vom Werk zu einer Kiesgrube. Es ist auch in diesem Fall kein Hinweis auf einer Landkarte zu finden. Aber es sind drei Loklieferungen der Lokomotivfabrik Jung belegt: F.Nr. 8244 und 8251 Baujahr 1938 und F.Nr. 11065 Baujahr 1955. Das ist erst einmal der Wissenstand über die Kiesbahn. Erschwerend für die Recherchen – übrigens kein Einzelfall – wirkt sich aus, dass Dyckerhoff & Widmann nicht mehr existiert. Die Übernahme erfolgte durch Walterbau und neuerdings durch STRABAG. Bei solchen

Transaktionen geht viel, wenn nicht sogar alles interessante Material verloren. Das ist um so bedauerlicher, als es ja Institutionen gibt, die Archivmaterial übernehmen, erschließen und für die Nachwelt verwahren; genannt seien als Beispiele das Bayerische Wirtschaftsarchiv, das Deutsche Museum, die Industrie- und Handelskammer Augsburg und eingeschränkt auch staatliche Archive.

Abschließend möchten wir uns bei allen bedanken, die unserem Fragen geduldig zuhörten, mit Informationen weiter halfen oder Tipps gaben, wo wir eventuell noch fündig werden könnten oder jemanden kannten, der einen kannte, der ... Ganz besonders möchten wir uns bei unseren Ehefrauen bedanken, die mit viel Geduld und Langmut die Arbeit begleiteten.

# Das Kriegstagebuch des Mundrachingers Martin Hacker aus dem 1. Weltkrieg

von Anton Lichtenstern

*2005 erhielt ich von einem Bekannten aus Mundraching ein kleines Heftchen, das dieser aus dem Müll eines alten Hauses gerettet hatte. Es stellte sich als das Tagebuch des Martin Hacker aus Mundraching heraus, das dieser im 1. Weltkrieg geschrieben hatte.*

*Martin Hacker, geboren 1872<sup>1</sup>, war Landwirt, ihm gehörte das Anwesen Hs. Nr. 4 <sup>1</sup>/<sub>2</sub><sup>2</sup>, heute Bremauer Straße 11. Nach dem Krieg war er von 1920 bis 1935 Bürgermeister von Mundraching und setzte als solcher den Bau der ersten Brücke von Mundraching nach Lechmühlen durch, die 1923/24 gebaut wurde. Die Holzbrücke wurde ihm zu Ehren „Hackerbrücke“ genannt. Sie wurde 1945 teilweise gesprengt und 1950/51 durch eine neue Brücke ersetzt.<sup>3</sup> Martin Hacker starb am 21.4.1935.*

*Im Folgenden sind Auszüge aus dem Tagebuch wiedergegeben. Interessant sind neben den Erlebnissen vor allem die abwertende Darstellung der französischen Lebensverhältnisse und die Vorurteile gegenüber den Franzosen. Sie können als Beispiel für die Einstellung deutscher Soldaten im Ersten Weltkrieg gelten.*

*Die Rechtschreibung und die Zeichensetzung entsprechen bis auf kleine Korrekturen dem handschriftlichen Original.*

## **Aufzeichnungen und Erlebnisse als Landsturmmann beim Landsturm Inf. Batl. München I**

### **Auf dem Weg zum Einsatz**

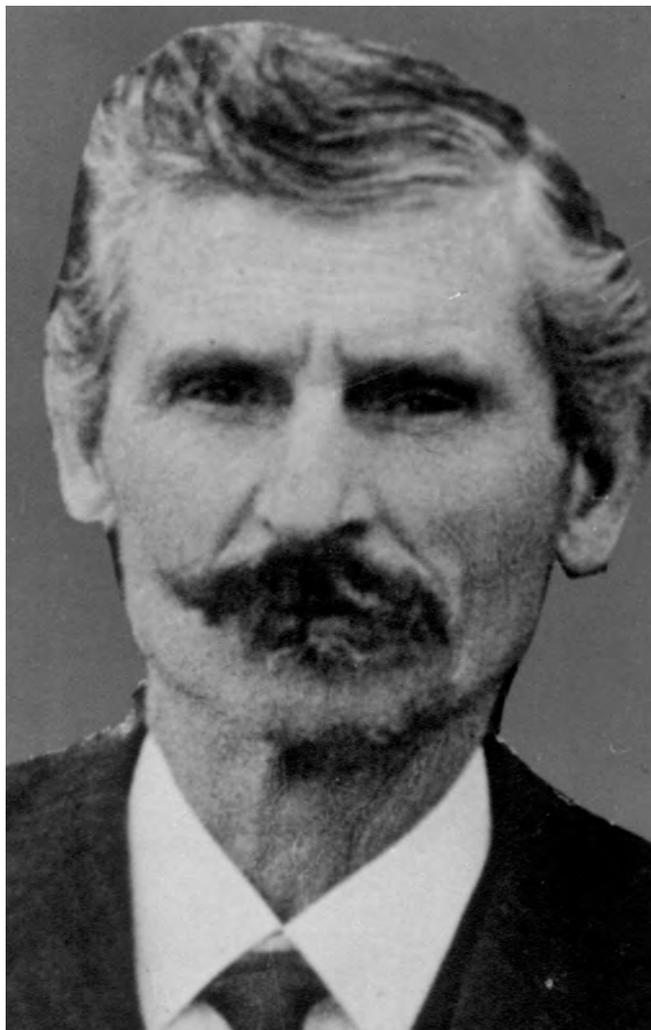
Ich erwartete täglich und stündlich mein Einberufung. Doch erfolgte diese erst am 4. Januar 1915. Am Montag den 4. Jänner nahm ich mit schwerem Herzen Abschied von meiner lieben Mutter von meiner lieben Gattin und von meinen lieben Kleinen und marschierte von meiner lieben Gattin ein Stück Weges begleitet bei Schneegestöber nach Issing, wo ich auch noch drei Landsturm-Männer von der Umgebung traf, und von da ab fuhren wir mit dem Postauto nach Weilheim, wo wir uns beim Bezirkskommando stellten, wurde für tauglich befunden und wurde noch am Nachmittag mit vielen anderen Kameraden nach München befördert, wo wir in später Abendstunde ankamen. Da marschierten wir vom Zentralbahnhof zur Guldeinschule in der gleichnamigen Straße, wo ich dann der 3. Kompanie des Ersatzbatl. zugeteilt wurde. Nach vierwöchentlicher Übung, wo wir meistens Exerzieren auf dem Oberwiesenfeld, dann auch hin und wieder Felddienst in der Umgebung Münchens hatten und nachdem ich unter dieser Zeit zweimal auf je einen Tag auf Urlaub bei meinen Lieben zu Hause war, wurden wir unsere fuchzig Mann als Ersatz dem Landst. Batl. München I überwiesen.

Es war diesmal der dritte Transport seit dem 4. Januar, der vom Ersatz Batl. München Guldeinschule hinausging ins Feindesland.

1 Auskünfte zu den persönlichen Daten von der Gemeindeverwaltung Vilgertshofen

2 Angabe für das Jahr 1907; die Nummer ist die alte Hausnummer; „Unsere Heimat am Lechrain. Mundraching“ 1951, S. 30

3 Müller-Hahl, Bernhard, Mundraching Brückenweihe 1984, S. 29



Bürgermeister Martin Hacker

Am 1. Febr. Nachmittags 4 1/2 Uhr wurden wir sechzig Mann im Hof der Guldeinschule aufgestellt, wo uns der Battl.-Kommandeur und ehemalige Kultusminister, seine Exzellenz Ritter von Pfaff, eine Rede hielt, worin er uns ermahnte, für Gott, König und Vaterland unsere Pflicht zu thun. Nach einem dreimaligen Hoch auf unseren obersten Kriegsherrn marschierten wir mit gemischten Gefühlen nach dem Hauptbahnhof, schwer bepackt mit Allem, was ein ausmarschierender Soldat braucht. Nebenbei sei noch bemerkt, daß bei unserer Abreise aus München eine Unmasse Schnee gefallen war. Wir fuhren mit anderen Truppen verschiedener Waffengattungen ab von München abends 6 Uhr am 1. Febr. 1915.

*Die Stationen der Reise seiner Einheit waren Stuttgart, Mannheim, Koblenz und Köln:*

Überall in der Rheingegend wurden wir mit Tücherschwenken und Hurra Rufen begrüßt.

*Von Köln ging es zur belgischen Grenze:*

In Herbestal [Grenze] sahen wir den ersten Lazarettzug mit Verwundeten in ihren schneeweißen Betten, leicht Verwundete schauten zu den Fenstern heraus, eine Mahnung an den furchtbaren Ernst des Krieges.

*Der Transport durchquerte Belgien:*

Vormittags 9 Uhr kamen wir in Lüttich an, bekanntlich von den Deutschen beschossen mit den 42 cm Mörsern. Hier sahen wir die ersten Spuren des Krieges. Zerschossene oder ausgebrannte öffentliche oder private Gebäude, Fabriken u. s. w.

Von Lüttich ab ging es hinaus in eine weite Ebene mit großen Feldern und Wiesen, auch sahen wir mehrere Windmühlen. Die Belgier, die überall an Türen und Fenstern stan-

den, als wir vorbeifuhren, machten gerade keine freundlichen Gesichter und schienen nicht besonders erfreut zu sein über unsere Durchreise durch ihr Land. Doch genierte uns das wenig.

Auf den Feldern war von den Spuren des Krieges nichts mehr zu sehen. Alles war wieder angebaut, aber längs den Landstraßen sah man die Folgen des Krieges desto deutlicher: Auf der Strecke von Lüttich nach Löwen an den Straßen einzelne oder mehrere zerschossene und ausgebrannte Häuser. Aus diesen Häusern oder Ortschaften soll auf unsere Truppen geschossen worden sein, wie erzählt wurde. Hier sahen wir auch die ersten Soldatengräber, bei deren Anblick uns ein Gefühl der Wehmut beschleicht.

Um 1/2 1 Uhr fuhren wir in der großen Halle des Bahnhofs von Löwen ein, die uns an die Halle des Hauptbahnhofes von München erinnerte. Auch hier links und rechts des Bahnhofes zerschossene und ausgebrannte Häuser, Gebäude ohne Dächer u. s. w.

Auch hier wurde von der Civilbevölkerung auf unsere braven Soldaten geschossen und mehrere Soldatengräber rechts des Bahnhofs waren Beweis, daß die Kugeln nur allzugut getroffen hatten. Die Stadt selber war nur wenig beschädigt.

Weiter ging es wieder und um 2 Uhr nachmittags kamen wir in Brüssel an, der Hauptstadt von Belgien. Am Bahnhof stand eine ungeheure Anzahl von Güterwägen. Brüssel hat sich ohne Widerstand den Deutschen übergeben; ist eine sehr große und schöne Stadt.

Es war ein großartiger Anblick: Das ungeheure Häusermeer mit dem imposanten Justizpalast in der Mitte, der die ganze Stadt überragt. Auch hat die Stadt viele herrlich gebaute Kirchen. [...] Hier sei noch erwähnt, daß ganz Belgien von den Deutschen besetzt ist, so daß wir auf unserer Durchreise durch Belgien sämtliche Eisenbahnstrecken und Brücken Tunnels sowie sämtliche Städte von den Landwehr- und LandsturMLEuten besetzt fanden.

Fort ging es wieder durch eine schöne Landschaft mit tiefgrünen Wiesen und Saatfeldern, mit großen Viehweiden, wo schwere Belgier-Pferde grasten und schwarz-scheckiges Vieh weidete.

Auf dieser Strecke (Brüssel-Mons) sahen wir zwei umgestürzte Lokomotiven, die von Belgiern auf deutsche Transportzüge losgelassen wurden, aber von den Deutschen zum Entgleisen gebracht wurden, ehe sie großes Unheil angerichtet hatten.

### Wachdienst in Nordfrankreich

*Die Fahrt geht weiter nach Cambrai, wo die Einheit in einer französischen Kaserne einquartiert wird. Hacker beschreibt diese:*

Die Kaserne hatte vorher einem französischen Infanterieregiment als Aufenthalt gedient, bei diesem scheint, wenigstens nach unseren Begriffen, keine allzu große Ordnung geherrscht zu haben. Überall die größte Unreinlichkeit, Schmutz und Dreck an allen Ecken und Enden. Die Wände schienen einmal weiß gewesen zu sein, jetzt waren dieselben so verschmiert und verschrieben, daß ihre Farbe nicht mehr zu erkennen war. Übervolle Spucknapfe, die ekelerregend anzusehen waren, standen in Zimmern und Gängen. Der Fußboden war mit einer dichten Schmutzkruste bedeckt. Es schien uns, daß in dieser französischen Kaserne wenig Sinn für Ordnung, wie man es beim deutschen Militär gewöhnt ist, geherrscht habe.

*In Nordfrankreich, in Denain, wurde die Einheit stationiert. Die Fahrt hatte etwa 30 Stunden gedauert. Außer den Stationen der Fahrt notierte Hacker akribisch die ausgegebene Verpflegung. In Denain war er bis Ende Mai zur Wache eingeteilt. Über sein Quartier, seine Erfahrungen mit französischem Bier und über seinen Dienst schreibt er:*

In dem Haus, in dem wir einquartiert waren, war zugleich eine Bierwirtschaft, Estaminet in französischer Sprache.

Solche Bierschenken gab es in dieser Stadt eine Unmenge und ich glaube, jedes zweite Haus war ein Estaminet. Noch am selben Abend versuchten wir das französische Bier. Ich kann nicht sagen, daß es mir besonders gut schmeckte.

Es war ein ganz leichtes helles Bier, eine Art als wie bei uns der sogenannte Scheps ist, und es kostete ein Glas, ein Schoppen nach unserem Maaß, zehn Centimes, acht Pfennig nach unseren Geld.

Der Dienst war in der langen Zeit, wo wir in dieser Stadt in Besatzung waren, die Stadtwachen, der Arbeitsdienst und noch dazu zwischen hinein exerzieren, und zwar war es so, daß ein Zug auf Wache, ein Zug auf Arbeitsdienst und ein Zug beim Exerzieren war. Von den Wachen hatten wir abzustellen: die Hauptwache an der Kommandantur, die Kanalwache, wobei erwähnt sein soll, daß ganz Nordfrankreich mit schiffbaren Kanälen durchzogen ist, auf denen Frachtschiffe verkehren, die die Kohlen verfrachten, an denen Nordfrankreich so reich ist. Ringsum in der ganzen Gegend sieht man die pyramidenförmigen Schlackenkegel von den vielen Kohlenbergwerken emporragen, das ein ganz ungewohnter Anblick ist. Auf diesem Kanal in der Stadt Denain waren vielleicht bei hundert Frachtschiffe, die jetzt, während der Kriegszeit, stille lagen, weil mit einigen Ausnahmen der Ausfuhr-Verkehr eingestellt war. Solche Frachtschiffe waren vielleicht cirka dreißig Meter lang und acht Meter breit und boten mit ihren verschiedenfarbigen Seiten- und Vorderwänden einen prächtigen Anblick.

Die Wache hatte die Aufgabe, das Verladen der Kohlen in den Schiffen zu verhindern. Dann hatten wir noch zwei Vieh-Wachen in den beiden Schlachtvieh-Depots und etliche Nachtposten. Nebenbei soll noch gesagt sein, daß in einem solchen Frachtschiffe dreißig Eisenbahnwaggon Kohlen geladen werden können.

Der Dienst, überhaupt der Wachdienst, war anstrengend, weil man auf Wache in steter Bereitschaft sein mußte, d. h. man mußte immer umgeschnallt und vollständig angezogen sein. Jeder Mann hatte 60 scharfe Patronen, das Gewehr war scharf geladen und das Seitengewehr aufgepflanzt. Die Liegestatt bei Nacht war eine harte Holzpritsche, auf der das Schlafen überhaupt nicht viel hieß. Die Wachvorschriften waren sehr streng. Nach neun Uhr Abends durfte sich keine Zivilperson mehr auf der Straße sehen lassen. Wer noch betroffen wurde, wurde verhaftet und in den Arrest gesteckt. Zu diesem Zwecke durchzogen wieder eigene Patrouillen die ganze Stadt. Noch eine Wache sei erwähnt, die sogenannte Sandsackwache. Da waren in einem leerstehenden Gebäude, deren es in dieser Stadt mehrere gab, ein paar große Räume eingerichtet, in denen französische Frauenspersonen für die deutsche Heeresverwaltung Sandsäcke aus allen möglichen requirierten Stoffen mit Nähmaschinen und der Hand zusammennähten. Von den Stoffen waren immer große Vorräte in Ballen aufgeschichtet. Diese Frauenspersonen hatten einen guten Verdienst und es wurde gesagt, daß eine gewandte Person täglich 20 bis 25 Franc das sind 16-20 Mark verdient.

Aber unter der Bevölkerung der Stadt gab es auch sehr viele Franzosen beiderlei Geschlechts, die diese Sache ganz anders auffaßten und die anderen beschuldigten, daß sie für ihre Feinde arbeiteten. Da kam es öfter vor diesem Gebäude zu Menschenansammlungen und Aufläufen, um diese Frauenspersonen an ihrer Arbeit zu hindern oder sie wurden gar mißhandelt. Drum wurde hier, um ähnliche Vorkommnisse zu verhindern, eine eigene Wache aufgestellt, ein Unteroffizier oder Gefreiter und drei Mann, um die Ordnung aufrecht zu erhalten.

*Hacker beobachtete genau und beschrieb auch die Stadt Denain. Er stellt vor allem die negativen Seiten fest und vergleicht mit Deutschland:*

### **Die Stadt Denain**

Jetzt möchte ich noch die Stadt selber und ihre Bewohner beschreiben. Denain ist eine Stadt mit 27000 Einwohnern, ist ringsum von Eisenerz- und Kohlenbergwerken umgeben; mit Hochöfen, wo das Eisenerz geschmolzen wird, großen Eisenguß-, Form- und Walzereien, einer großen Lokomotiv- und Maschinen-Fabrik, drei größeren Kirchen. Was uns besonders auffiel in denselben war, daß es da keine Betstühle gibt wie in unseren Kirchen, sondern vierfüßige Rohrstühle mit hohen Lehnen. Auch sieht man keine Fahnen oder Kreuze wie bei uns.

Auch hat die Stadt ein großes Theater, das ist, wie es mir schien, das wichtigste Gebäude in dieser Stadt. Vergnügungen, Theater und Sport scheinen bei den Franzosen überhaupt die Hauptsache zu sein, davon zeugen auch die vielen Kinotheater, die hier vorhanden sind. Die Häuser sind fast durchwegs im Roh-Bau aufgeführt und meistens nur zweistöckig und schmal, oft sind sie auch durch den Kohlenstaub schwärzlich und machen daher einen düsteren Eindruck. Das Pflaster ist holperig und schlecht. Kanalisierung ist nicht vorhanden. Die Straßen meistens voller Schmutz und Dreck.

Überhaupt ist es, wie es mir schien, mit der Ordnung und Reinlichkeit nicht gar weit her; z. B. in unserm Quartier war der Abort neben der Küche und der Brunnen neben dem Pissoir und solche Zustände konnte man öfter sehen. Pissoire sind sogar an den Kirchen angebracht, und da geht alles hin, männlich und weiblich auch zugleich ohne sich zu schämen.

In Frankreich mag es so der Brauch sein, aber in unserem schönen Vaterlande gibt es so etwas nicht. Überhaupt fehlt es in sittlicher und auch in jeder anderen Beziehung bei der großen Nation, wie sich die Franzosen nennen, und die Erfahrung hab ich oft gemacht, weit sehr weit gegen bei uns, wozu auch noch vieles dazu beiträgt, daß sie schon von der frühesten Jugend an (ich habe Knaben von fünf und sechs Jahren gesehen) leidenschaftlich Zigaretten rauchen.

Die Kinder der ärmeren Bevölkerung laufen ungewaschen, zerlumpt und verwaorlost auf den Straßen umher.

Besonders auffällig waren uns die zahlreichen und nach unserer Anschauung oft kuriosen Fuhrwerke und Gespanne auf den Straßen. Da sieht man schwerfällige, plumpe vierrädrige Wagen mit nahezu zwei Meter hohen Hinterrädern womöglich ohne Deichsel bespannt mit zwei oder drei Pferden nebeneinander. Was man aber am häufigsten sieht, sind die Zweiräderkarren der verschiedensten Gestalt, Form und Größe. Da wird das Zugtier zwischen zwei Deichseln, sogenannten Landen, gespannt, da sieht man solche Fuhrwerke fahren mit Pferden, Eseln, Mauleseln und Ponys bespannt; am komischsten sind die Fuhrwerke mit den Eseln, die oft nicht größer sind als ein Bernhardiner-Hund. Auch kann man öfter sehen, daß ein Esel und ein Hund nebeneinander gespannt sind. Kleine Karren, mit Hunden bespannt, sind keine Seltenheit. Die Pferde waren in der Mehrzahl mager und schlecht genährt, schlecht oder gar nicht geputzt, das Geschirrwerk zumeist in einem miserablen Zustand, anstatt der Zugstränge waren Ketten drinn, wovon die Pferde oft aufgescheuert waren, daß das Fleisch rauschaute, was unser Mitleid mit den armen Tieren erregte. Ein neuer Beweis von dem Schlendrian und auch großer Gefühllosigkeit der Franzosen.

### **Wachdienst am Bahngleis**

*Von Denain wurde die Einheit Ende Mai 1915 zur Bewachung von Bahnlinien bei Cambrai verlegt, wo sie bis Februar 1916 eingesetzt wurde. Hacker schreibt darüber:*

Ein überaus einförmiger und zugleich anstrengender Dienst. Vier, ja sogar fünf bis sechs Wochen, Tag und Nacht Posten stehen, alle zwei Stunden wurde abgelöst, dann hatte der Posten vier und später sechs Stunden frei, das war eini-

germaßen. Freilich waren wir dabei keiner direkten Lebensgefahr ausgesetzt, weil wir ziemlich weit hinter der Front waren und den Kanonendonner nicht allzu stark hörten.

*Anschaulich schildert er ein Erlebnis und geht dabei auf die Kritik an seinem angeblich gemütlichen Wachdienst ein, die im Wirtshaus in Mundraching geäußert wurde:*

Ein heller klarer und ruhiger Morgen, ausnahmsweise ruhig und heiter. Der Winter in Nordfrankreich ist nicht etwa von scharfem Frost und Schneemassen begleitet, sondern von tage-, ja wochen- und monatelangem Regenwetter und Wind. Ich stehe als Posten auf dem hohen Damm einer schlangenartig gewundenen Eisenbahnlinie. [...]

Rechts von mir ein Stellwerk, in dem ein preußischer Eisenbahner-Unteroffizier die Weichen und Signale stellt. Links eine Brücke über eine Straßenerunterführung; hinter mir Gemüsegärten und dahinter weit ausgedehntes Ackerfeld. Unter mir eine gepflasterte Straße und links und rechts kleine im Ziegelrohbau aufgeführte düstere Häuser. Noch ist alles ruhig. Die Franzosen sind keine Frühaufsteher. Ein Güterzug rasselt an mir vorbei. Da auf einmal ein blitzartiges Aufleuchten, ein furchtbarer Krach, der Erdboden scheint zu wanken, die Fenster der untenstehenden Häuser klirren, dann ist wieder alles ruhig. Was war das? Ich schaue unwillkürlich zum Himmel, ob vielleicht wieder ein feindlicher Flieger da wäre, der eine Bombe auf die Stadt geworfen hätte. Aber nichts ist zu sehen.

Es kommt die Ablösung. Am gleichen Tage noch erfuhren wir, daß in einer 10 Stunden weit entfernten Stadt ein großes Munitionslager in die Luft geflogen sei, wobei mehrere Soldaten und Zivilisten getötet wurden und in der Stadt eine furchtbare Verheerung angerichtet worden sei. Ursache noch unbekannt.

Der Bahnschutz im Feindeslande ist etwas Selbstverständliches. Denn die Bahnen müssen unter allen Umständen gegen jede Störung, gegen jede feindliche Handlung gesichert sein. Tausende und Abertausende deutscher Landsturmänner versehen den Bahnschutz. Auch das ist ein Kriegsdienst, ein sehr wichtiger sogar, und wie näher an der Front desto gefährlicher auch, schon der vielen feindlichen Flieger wegen, und weil der Feind die irgend erreichbaren rückwärtigen Verbindungen von uns mit Artillerie beschießt, um die Bahnhöfe, Magazine und Bahnlinien zu zerstören, ebenso werden dieselben von den Fliegern mit Bomben beworfen, um Truppennachschübe und die Zufuhr von Proviant, Material u. s. w. zu verhindern. Schon viele brave Landsturm-Männer haben auf diese Weise ihr Leben eingebüßt. [...]

Sei es nun wie es wolle, auch der Bahnschutz ist ein Kriegsdienst, ein sehr wichtiger sogar, der getan sein will und muß. Wer von den Daheimgebliebenen etwa glaubt, und was man auch am Biertisch von den Siebengescheiten, die alles verstehen wollen, hören kann, daß der Bahnschutz ein gemütlicher Dienst sei, der möge einmal Tag und Nacht bei tage- und wochenlangem Regenwetter auf den hohen Bahndämmen auf und ab patrouillieren. Ihm wird schon die Lust dazu im eigenen Lande vergehen, vollends aber im Feindesland, wo man gegen alles mißtrauisch sein muß, was sich um einen bewegt.

Der Landst. Mann wäre auch lieber daheim im warmen Stübchen bei Weib und Kind, gar gern möchte er auch wieder einmal in einem weichen Bett schlafen, anstatt in den feuchten Winkeln und auf den harten Strohsäcken der Wachlokale.

## **Einsatz in Lothringen**

*Mitte Februar 1916 wurde die Einheit nach Lothringen verlegt:*

Am 11. Februar wurden wir, die erste und dritte Kompanie des 1. Münchner Landsturm-Bataillons, in Cambrai eingeladen und dahin ging es, unserem neuen Bestimmungsort ent-

gegen, Neuburg in Lothringen. Schon auf der Fahrt, wo wir die vom Kriege 1870/71 bekannten Orte Sedan, Bazeilles, Mars-la-Tour (Vionville) berührten, sahen wir die grauenvollen Verwüstungen des Krieges, der in diesem unglücklichen Lande wütet, allenthalben zerschossene und ausgebrannte Städte und Ortschaften, wo alles Leben ausgestorben war. Ein Glück war es für uns, daß wir während unseres Transportes schlechtes Wetter hatten (es schneite), so hatten wir doch die feindlichen Flieger nicht zu fürchten.

*Von Ouville, der letzten Bahnstation, marschiert die Einheit nach Neuburg / Noviant im Moseltal:*

Hier hofften wir nach langer Zeit von den Einwohnern deutsche Laute zu vernehmen. Aber wir sollten uns schwer täuschen. Schon beim Einmarsch machte dieses Neuburg, das seit 45 Jahren deutsch sein sollte, einen schlechten Eindruck. Dieser Schmutz auf den Straßen, diese unansehnlichen winkligen Häuser mit ihren schrägen Dächern, und die neugierigen Einwohner, welche vor ihren Türen und auf den Straßen standen, begrüßten uns nicht etwa als ihre Landsleute, sondern machten recht verbissene Gesichter und tauschten ihre Meinung in französischem Kauderwelsch aus.

Nachdem wir in Privatquartieren verteilt waren, kamen wir zu dritt in ein solches Quartier, wo es aber nicht besonders gemütlich aussah. In dem Hause war nur eine alte Frau anwesend, die natürlich nicht ein einziges Wort deutsch verstand. Doch sollten wir nur eine Nacht in diesem Hause sein.

*Die Einheit marschiert weiter nach Pagny, wo sie wieder zum Wachdienst eingeteilt wird:*

Die Straße war [...] bis Pagny etwa eine halbe Stunde lang mit dem meterhohen Binsengeflecht gegen Sicht geschützt. Auch konnte man von hier ab links und rechts der Straße einzelne zerschossene Häuser sehen. Die Gegend ist hier sehr romantisch. Links und rechts ziemlich hohe Berge und in der Mitte fließt die Mosel, die mich ganz an unseren Lech in der Heimat mahnte. [...]

## **Material für die Schützengräben**

Hier hatten wir einen großen Pionierpark und mehrere große Magazine zu bewachen. In diesem Park, eine Fläche von vielleicht 1000 m Länge und 500 m in der Breite, war alles aufgestapelt, was man zum Schützengräben bauen braucht. Ganze Berge von Stacheldrahtrollen, sogenannte Drahtigel, dann hochaufgeschichtet eine ungeheure Menge von Brettern, Läden, Bauhölzern und zwar metrige Rundhölzer, aus denen die Roste und Sturmleitern für die Schützengräben und Unterstände gemacht wurden. Dann Eisen- und Stahlplatten, dann ganze Berge von scharf gespitzten und schraubenähnlich gedrehten fingerdicken, etwa zwei Meter langen Eisenstäben, sogenannte spanische Reiter, Eisenschienen, dann Ziegel, Zement, Sand, Kies, Dachpappe, Wellblech, Glas, Brennholz und Kohlen. Dann waren in einem Gebäude alle erdenklichen Werkzeuge, Nägel, Schrauben u. s. w. aufgestapelt.

In den Magazinen war Kommisbrot, Mehl, Erbsen, Bohnen, Dörrgemüse, dann Fleisch, Speck, Dauerwürste, Butter, Käse, Marmelade, Öle, Kerzen, Zigarren und Zigaretten, ferner Heu und Stroh, in Ballen gepreßt, Haber, Kartoffel, Holzwolle u. s. w.

Alle vier Tage wurde gefaßt, das heißt die Fuhrwerke der verschiedenen Truppenteile, etwa 50-60, kamen zur festgesetzten Zeit, immer im Laufe des Vormittags, und holten Lebens- und Futtermittel und Material. Es waren vier Posten ausgestellt, von denen jeder einen großen Umkreis zu machen hatte.

## **Ein Fliegerangriff und Granatenbeschuss**

Die ersten acht Tage unserer Anwesenheit in Pagny verliefen ziemlich ruhig. Höchst selten ein Schuß im Priesterwald

vorn. Doch sollte es bald anders kommen. In der zweiten Woche hellte sich das Wetter auf, nachdem es vorher immer geschneit und geregnet hatte.

Am Montag zogen wir mittags wie gewöhnlich wieder auf Wache. Nachdem die ersten Posten aufgezogen waren, da auf einmal in allernächster Nähe „Bam“; wir kannten dieses unheimliche Signal nur zu gut. „Feindliche Flieger sind da“, kam es aus eines jeden Mund. Als wir die Türe aufrissen und Ausschau hielten, sahen wir in mäßiger Höhe nicht etwa vielleicht drei oder vier feindliche Flieger daherkommen, sondern es waren ihrer, wie nachher bekannt wurde, 28 oder 30 Stück. Sie kamen daher wie eine Schar Vögel im Herbst. Es wäre Wahnsinn gewesen, wenn wir etliche Mann auf eine solche Anzahl von Fliegern hätten schießen wollen. Zum ersten hätte es gar nichts genützt und zum zweiten hätten wir uns verraten. Nun hieß es in den Keller, wo wir aber, wenn eine Bombe das Haus, wo das Wachlokal und der Keller war, getroffen hätte, alle miteinander kaputt gewesen wären, denn die französischen Häuser sind allzu leicht gebaut. Die Viertelstunde, die jetzt folgte, werde ich in meinem Leben nicht vergessen. Vor uns, hinter uns, links und rechts schlugen Bomben ein mit einem Krach, daß einem Hören und Sehen verging. Steine, Kies, Holzsplitter flogen umher, es war geradezu grauenhaft. Es wurden etwa 35 bis 40 Bomben geschmissen, und es ist ein reines Glück zu nennen, dass trotzdem kein Menschenleben zu beklagen war; bloß drei Soldaten vom Rekrutendepot wurden leicht verletzt.

In den Bahnhof fielen vielleicht etwa 10 bis 12 Bomben, ein Magazin wurde von einer Brandbombe getroffen und fing zu brennen an, der Brand wurde aber bald wieder gelöscht. Auch wurden mehrere Geleise beschädigt, wo die Schienen abgerissen waren wie Zündhölzer. Ein Endstück von einer Schiene, etwa 50 cm lang, wurde vielleicht 200 Meter weit in einen Garten geschleudert. Mehrere Bomben fielen auch auf die Straßen, wo sie große Löcher aufrissen und mit furchtbarem Gekrach explodierten und Steine und

Kies weit umherschleuderten. Andere fielen in die Gärten, wo sie außer großen Löchern wenig Schaden thaten. Privathäuser wurden bis auf eins, wo Russen einquartiert waren, nicht getroffen, und in dem nur der Eingang. Die Fensterscheiben waren schließlich durch den großen Luftdruck im großen Umkreis zertrümmert.

Nachdem dieser Luftangriff vorüber war, war es auch Zeit, wo ich auf Posten ziehen mußte. Etwa um 4 Uhr nachmittags, da auf einmal kam es „rrrrs rrrrs rrrrs bum“. Diesen heulenden Ton sollten wir nun zur Genüge kennen lernen. Es waren Granaten, die uns die Franzosen von ihren 14 Kilometer entfernten Stellungen bei Pont a Mousson herübersandten; und zwar beschossen sie am ersten Tage eine Hochstraße, die zu unsern Stellungen führte, die hintersten etwa dreiviertel Stunden entfernt. Eine Granate flog über meinem Kopfe weg, da hatte ich ein Gefühl, als wenn sie mich alle Augenblicke treffen würde. Überhaupt gerät der Körper, im Anfange war es wenigstens bei mir so, wenn man das unheimliche Heulen der Granaten hört, in einen geradezu fieberhaften Zustand, das „Kugelfieber“, von dem man die Fronttruppen oft erzählen hört.

Die Beschießung dauerte an diesem Tage bis abends 6 Uhr, ein Soldat, der sich auf der Hochstraße befand, wurde von einer Granate getroffen und ihm beide Füße weggerissen. Ein anderer, der ebenfalls getroffen wurde, war sofort tot.

*Außer den Tagebucheintragungen enthält das Notizbuch Hackers einige wohl selbst verfasste Gedichte mit dem Thema Hoffnung auf Heimkehr, eine Aufstellung über die Kosten des Krieges, aus der hervorgeht, dass er sich der ungeheuren Zerstörungen des Krieges bewusst war, und Verhaltensregeln für das Zusammenleben, wo Ehrlichkeit, Gelassenheit, Heiterkeit, Hilfsbereitschaft und ähnliche Grundsätze genannt werden, ein erstaunlicher Kontrast zur Brutalität und Härte des Krieges.*

# Mit Gefangenen hinter Gittern

Erlebnisse eines langjährigen Aufsichtsbeamten in der Strafanstalt Landsberg

Von Franz Hemmrich († 1970)

*Grauer Gefängnisalltag: Stockholz spalten. Besen binden. Tüten kleben. Essensempfang am Kostturl. Rasselnde Schlüssel. Hofgang der Häftlinge – immer im Kreis! Außenwachen mit Karabinern.*

*Zweiundzwanzig Jahre versah der Aufseher und spätere Aufwachdienstleiter Franz Hemmrich seinen verantwortungsvollen Dienst hinter den Gittern und Mauern der Gefangenen- und Festungshaftanstalt Landsberg. Eine Fülle von schicksalhaften Begegnungen mit kriminellen und politischen Häftlingen hinterließen bei ihm tiefe Eindrücke und eingeprägte Bilder. Einige „Knast“-Szenen aus den schriftlichen Aufzeichnungen und Tonbanderzählungen meines Vaters zeigen die streng reglementierte Gefängnishaftordnung – aber auch das Verständnis und die Menschlichkeit der Anstaltsbeamten.*

Werner Hemmrich

## Fremdenlegionäre in Festungshaft

Ende des Jahres 1920 bezogen mehrere ehemalige deutsche Fremdenlegionäre die leeren Zellen der Schutzhaftab-

teilung. Auch während des Ersten Weltkrieges 1914/18 hatten sie für Frankreich gekämpft. Nach Friedensschluss kehrten sie ins deutsche Reichsgebiet zurück und wurden wegen Landesverrat zu fünf Jahren Festungshaft verurteilt. Als gebürtige Bayern mussten sie ihre Haftzeit im Landsberger Gefängnis verbringen.

Es waren derbe Krieger, denen der Freiheitsentzug wenig ausmachte. Sie hatten in den Kolonialkriegen viel Schlimmeres erlebt! An Disziplin gewöhnt, machten sie im Strafvollzug keine Umstände und waren immer guter Laune. Ein ergrauter Korporal mit zerfurchtem, vom abenteuerlichen Leben gezeichneten Gesicht, hatte fünfzehn Jahre unter der Trikolore gedient. Da auch einige marokkanische Deserteure der französischen Rheinarmee in der Anstalt in Strafhäft einsaßen, waren uns Aufsehern die arabischen Sprachkenntnisse des Korporals sehr dienlich. Diese Legionäre konnten sehr interessant erzählen. Sie kannten Algerien, die Sahara, Marokko und Indochina.

Ein alter Sergeant benahm sich manchmal maßlos. Bekam er von seinen Verwandten Zigaretten zugesandt, wurde er

zum gierigen Kettenraucher. Als Tabakersatz für seine selbst gedrehten Glimmstängel „erntete“ er die welken Blätter des Lorbeerbusches, der in einer Ecke des Tagesraumes stand. Oft schüttelte den Soldaten das Malariafieber, und er warf sich auf dem harten Bett hin und her. „Ist doch alles egal!“ war sein ständiges Leitwort. Dieser lebenserfahrene Draufgänger war der typische Landsknecht, der Leib und Leben für fremden Sold verkauft hatte und dafür „vor die Hunde ging“.

Als ich später einmal dem Festungsgefangenen Hitler von diesen sonderbaren Zugvögeln erzählte, hörte er zwar aufmerksam zu, doch sein Gesichtsausdruck verfinsterte sich zusehens. Für diese fahnenflüchtige Freiwilligentruppe hatte er anscheinend nichts übrig!

### Hoffungsstrahl in der Heiligen Nacht

Heiliger Abend 1923: Am späten Nachmittag fand für die Gefangenen in der Anstaltskirche ein feierlicher Weihnachtsgottesdienst statt. Frischer Tannenduft erfüllte den großen sakralen Raum. Der Kerzenschein eines großen Christbaumes fiel auf die bleichen, mageren Gesichter der Häftlinge. Wie steife, stumme Figuren hockten sie in den engen Holzkästen – den „Stalls“, die sich bis oben zur Orgelempore staffelten. Neben der Orgel stand ein einfacher Stuhl: Der Platz des Festungsgefangenen Graf Arco – Mörder von Ministerpräsident Kurt Eisner.

Am geschmückten Altar stand der Anstaltspfarrer, Geistlicher Rat Johann Fleck – in früheren Jahren Militärseelsorger bei den Bamberger Ulanen. In seiner Predigt stieg er ins dunkle Milieu der „Unterwelt“, denn er kannte seine „Schafe“. Anschaulich sprach er von der Geburt des Herrn und von der Erlösung des Sünders durch die Güte Gottes. Die Häftlinge lauschten mit Hingabe seinen verständnisvollen Worten. Der Gefängnispfarrer war den Gefangenen ein väterlicher Freund – aber auch ein Grobian, wenn es sein musste!

„Stille Nacht, Heilige Nacht“ drang es gepresst aus rauen Kehlen. Nach dem Segen polterten die Gefangenen die langen Treppen hoch zum Ausgang. Jeder nahm schweigend

und dankbar ein kleines Weihnachtspäckchen in Empfang. Einige wischten sich die Tränen aus den Augen. Dann fielen laut die Zellentüren zu. – Einschluss!

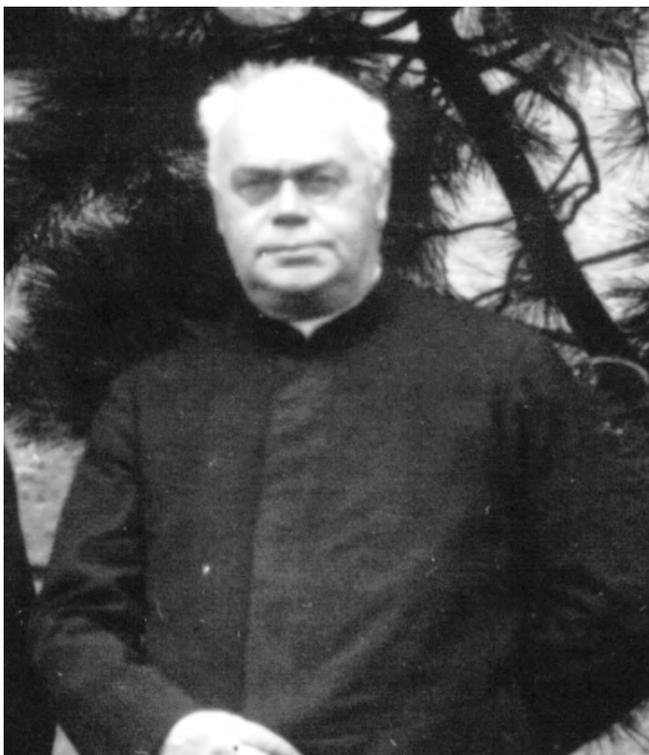
Weihnachten im Gefängnis: Ein trauriger Tag für Strafgefangene! Das Gefühl der Verlassenheit mischt sich mit bitterer Reue, mit der Sorge um die Angehörigen und der quälenden Angst um die Zukunft. Und doch brachte das ergreifende Weihnachtsgeschehen oft auch einen leuchtenden Hoffungsstrahl der Zuversicht in die kleinen Zellen. Die Lichter waren erloschen. Hinter den Zellentüren fanden in dieser Nacht, die wir die „Heilige Nacht“ nennen, viele Insassen erst spät ihre innere Ruhe.

Hell leuchtete es aus den Fenstern der Wohngebäude, in denen die Familien der Aufsichtsbeamten fröhlich Weihnachten feierten. Drüben im Gefängnis waren die Nachtwachen aufgezogen. Ihre harten Schritte durchdrangen rhythmisch die nächtliche Stille. Wie alljährlich machte in dieser Nacht Anstaltsvorstand Otto Leybold seinen Rundgang durch den weitläufigen Zellenbau. Der Wachtmeister in der Zentrale meldete stramm: „Nichts Neues!“

In zwei Zellen brannte noch Licht: Der Festungsgefangene Anton Graf Arco und der Untersuchungsgefangene Adolf Hitler hatten – gegen Bezahlung! – Lichterlaubnis bis 22 Uhr. Die beiden politischen Gefangenen saßen neben ihren Christbäumchen und Geschenken, die sie von Angehörigen und Freunden erhalten hatten. Direktor Leybold unterbrach seinen Rundgang und sprach kurz mit den beiden Inhaftierten.

### Der Sekretär Siegmund Kneuer

Im Vorzimmer des Anstaltsvorstandes saß der kleine korpulente Sekretär Siegmund Kneuer. Dieser hoch intelligente ältere Beamte mit den borstigen Haaren auf dem Rundschädel war ein Original! Mehrere Jahre arbeitete der Kunstmaler und Bildhauer als Restaurator in einem oberbayerischen Kloster. Sein Lebensweg führte ihn nach einem menschlichen Missgeschick in den Gefängnisdienst. Während seines Klosteraufenthaltes fand er in der Bibliothek die „Weissagen des Malachias“. Die Vorhersagen des mittelalterli-



Geistlicher Rat Oberpfarrer Johann Fleck, von 1909 bis 1932 Gefängnisseelsorger in Landsberg.



Der Sekretär des Direktors, Oberwachtmeister Siegmund Kneuer, hatte mehrere Berufe und vielseitige Interessen: Kunstmaler; Bildhauer; Restaurator; politischer Visionär; „Muskelflieger“. (Foto von 1934)

chen „Propheten“ faszinierten Siegmund Kneuer. Vom Eintreffen der Visionen war er felsenfest überzeugt. Wir Anstaltsaufseher lachten darüber.

Wenn ich den Festungsgefangenen Adolf Hitler im Jahre 1924 zum Rapport führte, mussten wir manchmal längere Zeit in der Kanzlei auf den Direktor warten. Diese Gelegenheit nutzte Siegmund Kneuer, sprang mit einem Ruck vom Schreibtischstuhl und begann mit Hitler eine Unterhaltung. Mit wenigen Sätzen brachte der Sekretär „seine Politik“ vom Weltgeschehen mit den Voraussagen des Sehers Malachias in Verbindung:

„Es kommt der große Krieg. Dann folgen sieben Königreiche in der Welt. Hierauf regiert ein starker Herrscher über Europa, der nicht lange bleibt. Es erscheint der Amerikaner und am Ende der Weltbolschewismus!“

Kneuer redete wie in Extase und wurde erst still, als Direktor Leybold die Kanzlei betrat. Hitler kam nicht mehr zum Reden und lachte, wie man ihn selten erlebte, über diese politischen Konstellationen. Für ihn war dieser sonderbare Sekretär der „narrische Alte“.

Einer der „großen Kriege“ – der Erste Weltkrieg 1914/18 – war bereits überstanden. Den „Herrscher über Europa“ sah Kneuer in einem Nachfahren des französischen Bourbonen-Königs Ludwig XVI. (1793 enthauptet). In seiner Fantasie malte Kneuer diesen Regenten in prachtvoller Kürassieruniform. Als kein Bourbon als Herrscher kam, übermalte er das Bild mit einer Christusfigur. Jahrelang hing dieses Gemälde mit dem breiten Rahmen in der evangelischen Christuskirche.

Oberwachtmeister Kneuer wohnte am Hindenburgring Nr. 2 (Baugenossenschaft). Mit viel Erfindergeist versuchte er sich auch als Flugpionier und baute ein Flügelgestell mit Muskelantrieb. „Start“ war auf einem Küchenhocker. Mütze, Windjacke, Bundhose und Gamaschen zeugten von Entschlossenheit und dem Gelingen des Flugversuches. Das Fluggerät mit den stumpfen, breiten Flügeln war mit Trage-

riemen auf dem Rücken festgeschnallt. Doch das „Pumpen“ mit ausgebreiteten Armen reichte nur zu einem kleinen Hopper! Der Traum vom Fliegen erfüllte sich nicht. Der „Muskelflieger“ Siegmund Kneuer blieb mit beiden Beinen auf dem Boden.

### „Drauf‘schenkt wird nichts!“

Nach Anordnung von Direktor Otto Leybold wurde in den 1920er-Jahren täglich zwischen 11 und 11.30 Uhr die Mittagskost und das Trinkwasser ausgegeben. Abendkost und Trinkwasser gab es zwischen 18.30 und 19 Uhr.

Das Landsberger Gefängnis hatte 478 Einzelzellen mit kleinen verschließbaren Öffnungen in den schweren Türen. Beim Kostgeben musste der Kalfaktor – ein Gefangener – in Begleitung eines Aufsehers von Zellentüre zu Zellentüre gehen. Der Beamte öffnete das Kosttür. Der Gefangene in der Zelle streckte die Kostschüssel zum Essensempfang aus der „Durchreiche“. Um die Schultern trug der Hausknecht starke Lederriemen, an denen unten schwere Eisenhaken hingen. An diesen Haken war vorne der hohe Essenseimer eingehängt.

Unter Aufsicht des Beamten bekam jeder Gefangene vom Kalfaktor einen vollen Schöpfer Suppe – einen Liter! Die Einhaltung dieser vorgeschriebenen Ausgabemenge war bei ca. 500 Häftlingen wichtig. Leider hatte sich die Unsitte eingeschlichen, dass die Essensträger ihren „Knast“-Spezis öfters mehr einsenkten. Wenn die 60 Hausknechte in jeder der 30 Abteilungen nur je einen viertel Liter mehr ausenkten, fehlten bereits 15 Liter. Die Folge war, dass in der Küche manchmal die Kessel mit Wasser aufgefüllt und die Suppe entsprechend dünner ausgeteilt wurde.

Nachsichtige oder nachlässige Aufseher duldeten das Draufschenken, da sie täglich in anderen Abteilungen eingesetzt waren. Wiederholt beanstandete ich den verbotenen Nachschlag an Zellenfreunde. Nur die Hausknechte, die ja auch für die Reinigung zuständig waren, durften mehr Essen fassen. Bei Kontrollgängen ermahnte ich die Essensträger immer wieder: „Sie können sich die Schüssel voll machen. Aber sonst wird nichts drauf‘schenkt!“

Ein großer, starker Kalfaktor widersetzte sich einmal dieser Anordnung. Der Gefangene stellte den Essenskessel auf den Boden und nahm die beiden Gurte mit den Eisenhaken in eine Hand. Mit dieser „Waffe“ kam er auf mich zu, bedrohte mich und holte zum Schlag aus. Blitzschnell rückte ich mich und wich zur Seite aus. Nur mit großer Mühe konnte ich den Häftling in seine Zelle bringen. In dem kleinen Raum zertrümmerte er das wenige Mobiliar und das Zellenfenster. Die große Fußbadewanne – an diesem Tag war Füße waschen angeordnet – schleuderte er krachend an die Zellentür. Unter Führung des Oberverwalters, eines ehemaligen Irrenwärters, drangen einige Aufseher in die Zelle ein und überwältigten den schreienden und tobenden Gefangenen. In der Beruhigungszelle des Spitals bekam der Häftling vom Anstaltsarzt eine Spritze.

In einer ähnlichen Situation brachten wir Aufseher einen Sträfling, der sich bei einer Kontrolle massiv gewehrt hatte, in eine der Arrestzellen im Keller. In diesem kahlen Betonraum zerlegte der wütende Häftling die stabile Holzpritsche. Er schob ein langes, scharfkantiges Brett zwischen die Gitterstäbe und stieß damit immer wieder in das splitternde dicke Zellenfenster. Mit den Glasscherben brachte er sich mehrere Schnittwunden bei und schrieb mit dem Blut an den Fingern metergroß das Wort „Rache“ an die Zellenwand. Nachdem sich der erschöpfte Gefangene beruhigt hatte, konnte er ärztlich versorgt werden. Wegen der Gefahr einer weiteren Selbstverletzung wurde er an Händen und Füßen gefesselt und zusätzlich an der Wand angekettet. Die Enge der Einzelzellen führte vor allem bei neu eingewiesenen Inhaftierten zu Wutausbrüchen und gewalttätigen „Zellenkollern“.



Oberregierungsrat Otto Leybold, Gefängnisdirektor in Landsberg von 1909 bis 1928. Für die Stadtverschönerung durch seine „Leybold-Anlagen“ erhielt er 1927 die Goldene Bürgermedaille.



*Gefangene mit weißen Hauben und langen Schürzen kochen in großen Kesseln das Essen für ihre Mithäflinge. Der Küchenchef mit Dienstmütze überwacht die richtige Zusammenstellung und Verteilung der Mahlzeiten. (Foto um 1934)*

Dreer hatte den saalartigen, nüchtern wirkenden Raum mit einigen Lorbeerbüschen verschönern lassen. Am 14. August 1930 fand die weltliche Trauung statt. Der Standesbeamte der Stadt Landsberg erschien im feierlichen Gehrock. Trauzeugen waren zwei befreundete Festungsgefangene aus München. Auf ein Festmahl und einen gemeinsamen längeren Aufenthalt in der Haftstube musste das junge Paar verzichten!

Direktor von Dreer erlaubte, dass die Beiden während der Besuchszeit nachmittags im Festungsgarten unter Aufsicht des Hofpostens spazieren gehen durften. Die Mitgefangenen hielten sich in taktvoller Entfernung. Eine Frau unter Männern im Gefängnis – eine unglaubliche Sensation! Nach Tagen nahm die Anna Abschied von ihrem Richard und reiste ab. Später verbreitete sich das Gerücht, sie sei eine Ostagentin gewesen, nach der wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ gefahndet werde.

### **Feierliche Trauung in der Haftanstalt**

Das resolute Fräulein hieß Anna Ringelblum und kam aus dem hohen Norden. An einem sommerlichen Sonntagnachmittag stand sie vor dem großen Gefängnistor und begehrte mit verführerischem Lächeln Einlass. Sie wollte ihren Verlobten, den Redakteur Richard S., in der Festung besuchen. Der Torwächter, von der schicken Dame angenehm überrascht, musste sie jedoch abweisen, da keiner der verantwortlichen Oberbeamten anwesend war. Der Oberverwalter hielt sich für den Besuch politischer Gefangener nicht zuständig.

Anna Ringelblum war etwas betrübt und begab sich an das romantische Ufer des Lechs. Unbekümmert um die sonntäglichen Spaziergänger zog sie ihr Kleid aus und ging ins kühle Wasser. Sie badete an einer Stelle nahe der Brücke, an der das Schwimmen nicht erlaubt war. Bald hatte sie begeisterte Zuschauer: Soldaten der Reichswehr-Garnison, die sie ansprachen und sich mit ihr unterhielten. Diese fanatische Kommunistin fand auch gleich Unterschlupf bei Landsberger Gesinnungsgenossen.

Am nächsten Tag erhielt sie von der Gefängnisdirektion die Erlaubnis, täglich für einige Stunden ihren Verlobten besuchen zu dürfen. Nach den Besuchen war sie bei ihren Gastgebern in Landsberg. Es wurde vermutet, dass sie ihr ideologisches kommunistisches Wissen weiter vermittelte. Die Polizei hatte ein wachsames Auge auf die kleine Dame geworfen und sah ihren Umgang mit den Soldaten nicht gerne.

Die Ringelblum und ihr Verlobter beschlossen, zu heiraten. Als Ehepaar bekamen sie Unterstützung der „Roten Hilfe“! Die Direktion genehmigte die Hochzeit, die im sogenannten Richterzimmer im Erdgeschoss des Verwaltungsgebäudes stattfand. Oberregierungsrat Wilhelm von

### **Rote Fahne unterm Rock eingeschuggelt**

Überraschend schob sich am Vormittag des 1. Mai 1931 im ersten Stock des Festungshaftgebäudes eine lange Stange aus einem vergitterten Fenster. An der Latte hing eine große rote Fahne mit Sichel und Hammer. Lauter Gesang der kommunistischen Gefangenen drang vom Festungshof über die Mauer: „Völker hört die Signale...!“ Das war doch die „Internationale“, das revolutionäre Kampflied der sozialistischen Arbeiterbewegung!

Die auf dem nahen Gartenfeld arbeitenden Strafgefangenen hoben die Köpfe, wurden unruhig und horchten. An den kleinen Fenstern des Zellenbaues neben der Festung zeigten sich neugierige Gesichter. Einige Gefangene riefen „Bravo“. Die Zentrale löste Alarm aus! Mit Pistolen bewaffnete Beamte unter Führung des bulligen Oberverwalters eilten in den Festungshof. Zu ihrem Empfang schwebten kleine rote Fähnchen aus Orangepapier von den Fenstern auf das Pflaster. Einige Antifa-Männer streckten die geballte Faust zum



*Das Festungshaftgebäude mit den großen vergitterten Fenstern.*

„Rot-Front“-Gruß. Beim Erscheinen der Streitmacht verschwand die Fahne blitzschnell. Die entschlossen auftretenden Beamten beendeten diese kommunistische Mai-Kundgebung ohne lange Diskussion und führten die schadenfroh grinsenden Gefangenen zurück in die Festung.

Obwohl jeder Winkel in den Festungsräumen durchsucht wurde, blieb die Fahne verschwunden. Dass dieser Verstoß gegen die Haftordnung schwer aufzuklären sein würde, war mir klar. Die Aufsichtskollegen der kriminellen Abteilungen, denen der Festungsbetrieb fremd war, zogen nach ergebnisloser Suche wieder ab. Der Direktor machte mir keine Vorwürfe, denn er wusste, dass in einer Strafanstalt trotz strengster Aufsicht die unmöglichsten Dinge passieren konnten – besonders bei den Festungsgefangenen, denen größere Freiheiten und Rechte zustanden. Gefängnisvorstand Wilhelm von Dreer war die Affäre peinlich. Er witterte eine Blamage und war davon überzeugt, dass die Fahnenhissung öffentlich bekannt würde. Er verlangte, dass ich die rote Fahne unbedingt finden müsse.

Dann begannen die Verhöre! Direktor Dreer ließ sich die Festungsgefangenen vorführen. Die „Politischen“ bekannten sich zwar zu der Fahnenhissung, aber sonst war nichts von ihnen zu erfahren. Höflich verweigerten sie jede Aussage über das Versteck der Fahne. Eine Durchsuchung der Hafträume war mit Schwierigkeiten verbunden. Der betreffende Gefangene musste vorher verständigt werden. Nur in seinem Beisein durften die Haftstube und sein persönliches Eigentum durchsucht werden. Außerdem ließen die Gefangenen, die im Festungsgarten spazierten, immer einen Aufpasser zurück. Schubladen, Kastentüren, Bücher usw. waren oft so gestellt oder mit geheimen Zeichen versehen, dass jede Veränderung von den Gefangenen sofort erkannt worden wäre.

Die Fahne konnte eigentlich nur unter einem Fußboden versteckt sein! Als letzte „verdeckte“ Suchaktion wurde kurzfristig ein Reinigungsdienst angesagt, bei dem die Kalbfaktoren den Fußboden im oberen Tagesraum gründlich säuberten. Dabei stellte ich einige lose Brettchen fest. Unter einem Vorwand wurde der kommunistische „Wachposten“ weggelockt. Ein rascher Griff unter die Bretter – und die Fahne war in meiner Hand! Die fast drei Meter lange Fahnenstange fand sich in dem Ofenrohr, das sich durch einen Vorraum zog. Am 10. Mai 1931 konnte ich dem sichtlich erleichterten Direktor von Dreer schriftlich melden: „Im Tagesraum – 1. Stock – fand ich heute Mittag unter dem Fußboden versteckt ein größeres rotes, mit Sichel und Hammer bemaltes Fahnentuch.“

Der sehr strenge Vorstand zeigte sich zwar den Festungsgefangenen gegenüber tolerant, aber die Hissung der roten Fahne wollte er nicht ohne weiteres hinnehmen. Eine Bestrafung von Festungsgefangenen war nur im geringen Rahmen der Hausordnung möglich. Der Direktor bestrafte daher die Hauptakteure mit mehrtägigem Entzug der Hofzeit im Festungsgarten. Als die Betroffenen vom Strafrapport zurückkamen, erklärten sich alle anderen Festungsgefangenen solidarisch und beteiligten sich ebenfalls an dem „Hofentzug“.

Ein kommunistischer Festungsgefangener gestand mir einige Zeit später: Während der Hofzeit hatte an diesem 1. Mai einer der Genossen am hinteren Ende des Festungsgartens einen Herzanfall vorgetäuscht. Als sich der Hofposten um den Häftling bemühte, rissen Mithäftlinge von der Kirchenwand eine Spalierlatte und schoben sie blitzschnell durch ein Fenster in den Festungsbau. Das gut vorbereitete Unternehmen klappte! Anna S., geb. Ringelblum, schmuggelte die rote Fahne – unter ihrem Rock verborgen – während ihrer „Flitterwoche“ in den Festungsbau.

### **Die Moni besuchte den Häftling Blasi**

Besucher von Häftlingen mussten aus Sicherheitsgründen den „Dienstweg“ einhalten. Ein Aufseher holte den Besuch

an der Torwache ab und führte ihn in den ersten Stock des Verwaltungsgebäudes zum Amtszimmer des Regierungsrates. In dem gediegen möblierten Direktionsbüro wurden die Personalien geprüft und in den meisten Fällen das Zusammentreffen genehmigt. Der Verwalter in der Zentrale schickte den Gefangenen an das Gitter, das den Gang zum Verwaltungsgebäude abschloss. Dann traf sich der Häftling mit den Angehörigen im Besuchszimmer, das im Erdgeschoss lag. In dem kahlen, durch eine Trennwand geteilten Raum fand an einer schalterähnlichen Öffnung unter Aufsicht die meistens kurz bemessene Unterhaltung statt. Nach Beendigung der Besuchszeit wurde der Gefangene wieder hinter das Gitter gebracht und der Besuch zur Torwache zurückgeleitet.

Für den Gefangenen Blasius Reitberger war der Besuch seiner Braut Monika Bichler ordnungsgemäß angemeldet. Eigentlich nichts Besonderes. Jeden Tag kamen Leute, die ihre Angehörigen besuchten. Doch dieser Besuch war nicht alltäglich. Ein tragisches Geschick hatte dem Blasi und seiner Braut Moni das Lebensglück zerstört. Der Anblick des jungen Paares erfüllte jeden mit großem Mitleid. Die Straftakte Reitberger und der Bericht des Ortspfarrers lasen sich wie ein urwüchsig-bayrischer Wildererroman.

Blasius Reitberger, in seiner Heimat „Blasi“ genannt, stammte aus der Gegend des Chiemsees. Der fleißige, schneidige junge Mann arbeitete in einem Sägewerk. Allerdings war er als gewalttätiger Raufer bekannt und gefürchtet. Sein Strafregister hatte deshalb mehrere Einträge wegen „Raufhandels“. Im zuständigen Forstamt stand er im Verdacht zu wildern. Doch nachzuweisen war ihm nichts! Alle Fahndungen der Gendarmerie und des Forstpersonals verliefen ergebnislos. Der Blasi war eben schlau und schlug den „Schandis“ und „Grünröcken“ immer wieder ein Schnippchen.

Doch an einem schönen Juliabend ereilte ihn im heimischen Bergwald sein Schicksal. Durch einen Schuss aufgeschreckt, stieß ein Jagdgehilfe auf den Blasi, der gerade einen erlegten Rehbock ausweidete. Den Blasi verließ die Vernunft. Er schoss! Die Kugel streifte den Jäger am Ohr und riss ihm den Hut vom Kopf. Die Kugel des Jagdgehilfen traf besser. Das Geschoss wurde an einem Ast zum Querschläger und zerschmetterte dem Blasi das rechte Knie.

Der Transport des Schwerverletzten ins Tal verzögerte sich. Inzwischen verbreitete sich in der Umgebung die Meldung von dem Schusswechsel und dem anscheinend erschossenen Wildschützen Blasius. Von dem Unglück erfuhr auch die ledige Dienstmagd Monika Bichler, die das Gerücht vom Tod ihres Geliebten glaubte. In ihrer Verzweiflung warf sie sich vor einen vorbeifahrenden Zug. Dabei wurden ihr beide Beine abgefahren.

Doch die beiden Liebenden hatten Glück im Unglück – und überlebten! Dem Blasi musste das verletzte Bein abgenommen werden. Nach langem Krankenhausaufenthalt wurde ihm der Prozess gemacht. Zur Strafverbüßung kam er ins Landsberger Gefängnis.

Die körperbehinderte Monika zog zu einer Base in eine Großstadt. Dort lebte sie von einer kleinen Rente. Durch ihren erbarmungswürdigen Zustand bekam sie auch reichlich milde Gaben. Ihren Blasi hatte sie nicht vergessen. Mit der Eisenbahn war sie nach Landsberg gekommen.

Auftragsgemäß begab ich mich zur Torwache – und traf dort ein kleines „Häufchen Mensch“. Monika Bichler folgte mir fröhlich schwatzend auf „allen Vieren“ über den Gefängnishof – mit dem Rock den Boden wischend – in das Amtszimmer des Regierungsrates. Hinter dem strengen Gesichtsausdruck des stellvertretenden Direktors verbarg sich Gutmütigkeit und tiefes Verständnis für die Nöte der Gefangenen, die ihn sehr achteten.

Regierungsrat Martin Bauer ersparte dem gehbehinderten Paar den mühevollen Weg in das Besuchszimmer. Für ihr inniges Gespräch stellte er ihnen sein Amtszimmer zur Ver-

fügung. Die kleine Moni „stand“ strahlend in dem noblen Raum. Ihre Nasenspitze reichte nicht einmal bis zur Schreibtischkante! Aus der Kanzlei holte ich den Strafakt Blasius Reitberger und vom Zellenhausgang den Gefangenen Blasi, der hinter dem Gitter gewartet hatte. Er strich sich den Schnurrbart steil in die Höhe und humpelte mit seinen Krücken in den Büroraum. Ich traute meinen Augen kaum! Die Monika saß lachend auf dem feinen Ledersofa und streckte die Beinstümpfe in den abgewetzten Lederhüllen waagrecht über den Polsterrand.

Später begleitete ich die Besucherin langsam wieder an das Tor zurück. Nun konnte ich meine Neugierde nicht mehr verkneifen und fragte das Fräulein Bichler: „Wie sind Sie denn auf das Sofa gekommen?“ Die Moni sagte lachend: „Oh mei! – Sie, der schöne Herr da drinnen, dös is‘ fei a Kavalier! Er hat mi‘ wie a Paket auf’n Arm g’nommen und auf’s Sofa g’setzt. Runter bin i‘ dann selber g’rutscht!“

Ja, unser Herr Regierungsrat Bauer war wirklich ein Kavalier!

#### **Quellen:**

Institut für Zeitgeschichte München-Berlin, Archiv, ED 153:

Franz Hemmrich, Die Festung Landsberg am Lech  
1920 bis 1945

Franz Hemmrich: Erzählungen auf Tonband



*Die weihnachtlich geschmückte Zentrale in der Landsberger Haftanstalt.*



*Im streng abgeschirmten und bewachten Zellenbau.*

# Der letzte Einsatz des Adrian Warburton

Von Anton Huber

2005 erinnerten sich viele Menschen an die die letzten Tage des 2. Weltkrieges (1939-1945). Zum 60. Jahrestag erschienen Veröffentlichungen und da und dort fanden Veranstaltungen statt. Das Ende hatte sich bereits in den Jahren davor angekündigt und viele haben durch die immer häufiger werdenden Angriffe der britischen und amerikanischen Luftstreitkräfte gelitten. Insgesamt wurden über dem Reichsgebiet und den besetzten Gebieten von den Alliierten von 1942 bis April 1945 1 188 580 Tonnen Bomben abgeworfen. Allein 1944 waren es 1 188 580 Tonnen Bombenlast, die auf unserem Boden abgeladen wurde und immensen Schaden anrichtete.<sup>1</sup>

In dieser Zeit hatten die Alliierten längst die Lufthoheit über Deutschland inne und flogen ihre Einsätze auch tagsüber. Vorbereitet wurden diese Bombardements durch eine Luftaufklärung.

Durch lückenlose Bilddokumente wurden die wichtigen Angriffsziele genau sichtbar gemacht. Spezielle Einheiten befliegen das Gebiet und machten die erforderlichen Aufnahmen für gezielte Bombenabwürfe. Aus dieser kriegerischen Bildaufklärung entwickelte sich übrigens später die Luftbildarchäologie, die heute den Landesarchäologen wertvolle Hilfe leistet.

Am 12. April 1944, 12.45 Uhr stürzte 400 m südlich von Egling a. d. Paar eine zweimotorige Lockheed P – 38 F5B – Lightning in einen Acker. Dieses Flugzeug war eine reine Aufklärungsmaschine, die keinerlei Angriffswaffen mit sich führte. Sie war mit einer zweiten Maschine des gleichen Typs am Morgen in Mount Farm in Wales, Großbritannien, gestartet, um Luftbilder im Raum Schweinfurt aufzunehmen. Da aber dort die Wetterlage an diesem Tag dafür ungeeignet war, haben sich die beiden Piloten getrennt. Chapman machte im Raum Regensburg seinen Aufklärungsflug und Adrian Warburton, Warby von seinen Freunden genannt, nahm sich das Gebiet westlich von München vor. Sie hatten sich am Bodensee getrennt und wollten sich im Raum München wieder treffen, um dann nach Sardinien zu fliegen, dort ihre Filme abliefern und wieder nach England zurück fliegen. Nur Chapman kam an diesem Tag zum Basisflugplatz nach Mount Farm zurück. Warby galt seit dem 12. 4. 1944 als vermisst.



Skizze aus FOCUS, 16. 12. 2002

Eine Parallele zum berühmten Franzosen Antoine de Saint-Exupery, der ebenfalls Luftaufklärungspilot bei den Alliierten war, ist gegeben. Auch Saint-Exupery flog eine Lightning, stürzte ebenfalls 1944 ab und niemand kannte die Absturzstelle. Erst 2004 berichteten die Medien, dass seine

Maschine im Meer bei Marseille in 70 Meter Tiefe entdeckt worden sei.

## Anstoss kommt aus England

Frank G. Dorber aus Wales hat sich zehn Jahre lang auf die Suche nach der Absturzstelle des Vermissten Warby gemacht. Unzählige Briefe hat er an viele Ämter und Institutionen im südeuropäischen Raum geschrieben. Er wollte erfahren, wo am 12. 4. 1944 eine Lightning mit einem englischen Piloten abgestürzt ist und wo die sterblichen Überreste des Soldaten beerdigt wurden. Mit dieser Fragestellung gelangte im Dezember 2000 ein Schreiben von Frank G. Dorber an das Matrikelamt der Erzdiözese München-Freising. Von dort wurde der Brief aus England an das Militärbischofsamt in Bonn und an das Katholische Pfarramt St. Vitus, 86492 Egling an der Paar „zuständigkeitshalber zur Bearbeitung und Beantwortung weitergeleitet“.<sup>3</sup>

Vom Pfarramt Egling gelangte dieses Schreiben zu Professor Dr. Pankraz Fried, Heinrichshofen, ein Ortsteil von Egling. Als Absturzstelle wird das Gebiet zwischen Egling und Dünzelbach angegeben, ja sogar der Name des Grundstückseigentümers Braumüller ist genannt.

## Wo ist die tatsächliche Absturzstelle?

Der Landeshistoriker Dr. Pankraz Fried leitete nun vor Ort Nachforschungen über die näheren Umstände des Absturzes ein. Er sprach mit Grundstückseigentümern, befragte Augenzeugen.

Es traten im Lauf der Untersuchungen aber immer mehr Widersprüche auf. Die Suche nach der konkreten Stelle, wo sich die Lightning P-38 F5B am 12.4. 1944 in den Ackerboden bohrte, gestaltete sich im Laufe der Zeit recht schwierig. Schriftliche Unterlagen gab es weder vor Ort noch bei der Kreisbehörde. Man muß bedenken, dass die noch lebenden Zeitzeugen damals noch Kinder und Jugendliche waren. Für die genaue Ortskenntnis kam noch erschwerend hinzu, dass 1951/52 in der Gemeinde Egling durch die Flurbereinigung die Feldgrenzen verändert wurden und vielfach auch die Grundstückseigentümer gewechselt hatten. Durch diese Veränderungen ist den Zeitzeugen, auch beim besten Willen, eine genaue Orientierung unmöglich geworden. Auch die Polizeidienststelle Landsberg hat auf Anweisung des Innenministeriums eigene Nachforschungen durch Befragen der Grundstücksbesitzer, unabhängig von Dr. Pankraz Fried und Dr. Anton Huber, durchgeführt und Luftaufnahmen von der vermutlichen Absturzstelle anfertigen lassen. Beide Untersuchungsgruppen kamen schließlich zur selben Fläche, wo das Wrack der Lightning und die sterblichen Überreste des Piloten – nach Aussagen der Zeitzeugen und befragten Dorfbewohner – seit dem Absturz im Boden liegen sollten. Vom Grundstückseigentümer wurde die Grabungserlaubnis eingeholt und ein Grabungstermin ins Auge gefasst. Im Frühjahr 2002 war der Acker bereits bestellt.

Es wurde deshalb als Grabungsbeginn die erste Hälfte des August, also für die Zeit nach der Getreideernte anberaumt.

## Grabungsvorbereitung

Bis zur Grabung waren noch einige Vorbereitungen zu treffen. Es stand fest, dass der eigentliche Absturztrichter,

1 Kriegstagebuch des OKW 1944-1945 I, S.968 f

3 20.12. 2000: Schreiben von Frank G.Dorber an das Matrikelamt der Erzdiözese München-Freising



Luftbild aus dem Polizeihubschrauber

den das Flugzeug beim Absturz und beim Eindringen in den Boden schuf und hinterließ, zuerst aufgedeckt werden musste. Das geschieht am besten dadurch, wie bei anderen archäologischen Sondierungen, dass die Humusschicht bis zum gewachsenen Boden abgezogen oder abgeschoben wird. Es war klar, dass für diese vorbereitende Grobarbeit nur ein leistungsstarker Hydraulikbagger mit einer breiten Humusschaufel in Frage kam.

Dafür wurde der örtliche Unternehmer Bruno Schneider gewonnen. Dazu boten sich noch zwei Helfer an. Pankraz Fried und der Berichterstatter besprachen sich laufend über die Art und Durchführung der Ausgrabungsarbeiten. Dieses fünfköpfige Team sollte die Grabung zügig durchführen.

Bei einem ersten Ortstermin am 3. 8. 2002 mit Grundstückseigentümer Berchtold, Pächter Löffler, Bürgermeister Wörl, P. Fried, Baggerführer Schneider und Huber wurde noch einmal der ganze Ablauf der Bergung des Flugzeugs und des Piloten besprochen und als Grabungstermin der 10. 8. 2002 festgelegt.

Starker Regen, der in der Nacht vom 9. auf den 10. August einsetzte und drei Tage und drei Nächte anhielt, machte aber dem Vorhaben einen Strich durch die Rechnung. Der lehmige Boden ließ eine Grabung nicht zu, auch wäre in dem Acker zu großer Schaden angerichtet worden. Es wurde deshalb vereinbart, dass nach dem Ende des ausgiebigen Regens mindestens drei trockene Tage abgewartet werden müssten, bevor in dem schweren Boden gegraben werden könne. Nach drei Regentagen folgten tatsächlich drei sonnige Tage, so dass als neuer Grabungsbeginn der 16. August angesetzt wurde. Am Tag zuvor war Mariä Himmelfahrt, ein Feiertag. Da kamen Bauern und Männer nach der Kirche im Dorfwirtshaus zusammen, um Neuigkeiten zu besprechen. Sie kamen dabei auch auf den abgestürzten Flieger vor 58 Jahren. Ein Stammtischler brachte überraschenderweise eine völlig andere Absturzstelle ins Gespräch. Dieser Mann, er war damals 17 Jahre alt, hielt die bisher als sicher angenommene Stelle für falsch. Er erinnere sich genau, führte er vor den neugierigen Zuhörern aus, dass er 1945 (Anm.: die Amerikaner geben für diese Aktion das Jahr 1946 an) mit 20-25 Rumänen mit Pickeln und Schaufeln nach dem Flugzeug gegraben und eindeutig Teile davon freigelegt habe. Das sei aber etwa 70-100 Meter weiter südöstlich gewesen. Pankraz Fried hörte noch am selben Tag von dieser neuen Version und verständigte umgehend den Berichterstatter.

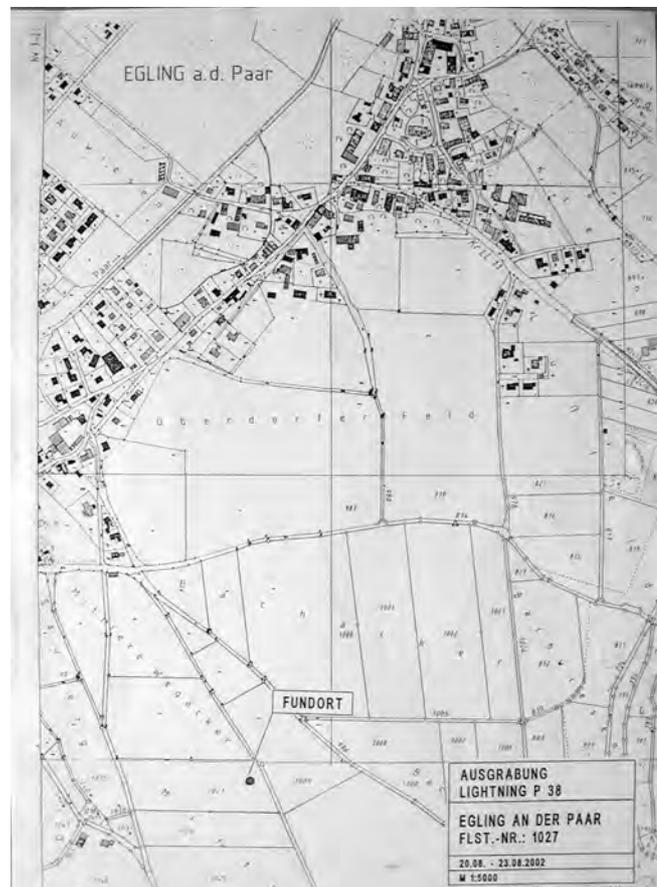
Aufgrund dieser neuen Situation trafen sich am 16. 8. 2002 Maxhofer, Fried und Huber zu einem 2. Ortstermin. Maxhofer führte zu der Stelle, wo er nochmals versicherte, 1945 mit den Rumänen gegraben zu haben und auf das Flugzeug gestoßen zu sein. Damals sei auch ein Amerikaner mit einem Jeep zu den Ausgräbern gekommen und habe sich einige Buchstaben notiert, die an den Überresten abzulesen

waren. Tiefer sei damals nicht gegraben und die Arbeiten seien wieder eingestellt worden. Daraus ist das im Ort verbreitete Gerücht entstanden, dass die „Amerikaner“ einen Motor der Ligthning ausgegraben haben. Auch wurde im Dorf erzählt, bei der Flurbereinigung 1951/52 sei der andere Motor der Maschine gehoben und abtransportiert worden. Näheres dazu wird später ausgeführt.

Nach diesem Ortstermin sprachen wir mit dem Grundstückseigentümer Braumüller, der bereitwillig nähere Auskünfte gab. Er wisse von seinem bereits verstorbenen Vater, dass die Ligthning zwar in einem ihrer Äcker liege, aber nicht dort, wohin uns Maxhofer führte, sondern in dem Acker, der westlich des Flurweges liegt, etwa 20 Meter vom Weg entfernt.

Es ist leicht vorzustellen, dass die „Ausgräber“ sich ziemlich unsicher fühlten, als plötzlich drei Absturzstellen zur Auswahl standen. Deshalb kamen am 18.8.2002 Braumüller, Fried, Böhm und Huber zum 3. Ortstermin an der nun favorisierten Absturzstelle zusammen. Man wollte jetzt ganz sicher gehen. Der Grundstückseigentümer zeigte uns die Stelle, die er von seinem Vater wusste und an der er beim Pflügen immer wieder Blechreste gefunden hat, die von dem Flugzeug stammen mussten. Mit einer Metallsonde wurde dieser Platz abgesucht und siehe da, es kamen typische Alublechreste zutage, die eindeutig von der hier abgestürzten Ligthning stammten.

Zur Absicherung, dass nun die richtige Absturzstelle eindeutig gefunden war, wurde ein weiteres Beweisstück herangezogen. Pankraz Fried hatte bei seinen umfangreichen Recherchen im Vorfeld der Ausgrabung eine großformatige Luftaufnahme in die Hand bekommen, die von den Amerikanern im Juli 1944, also 4 Monate nach dem Absturz im südlichen Bereich von Egling gemacht worden war. Auf ihr zeigt sich ein kleiner schwarzer Punkt, der als Absturztrichter interpretiert werden kann. Das Vermessungsbüro Förg in Landsberg entzerrte und übertrug dieses Luftbild auf den



Flurplan M 1 : 5000

Flurplan M 1:5000, (Abb.). Die Stelle konnte nun genau vermessen werden und sie stimmte mit den Angaben des Grundbesitzers und mit den an dieser Stelle gefundenen Alublechresten überein. Alle waren heilfroh, dass damit der tatsächliche Absturzplatz der Lightning mit höchster Wahrscheinlichkeit fest stand. Allein der Gedanke, an den beiden anderen Stellen zu graben angefangen zu haben, erfüllt die Ausgräber heute noch mit großem Schaudern.

### Ausgrabung vom 19. – 22. August 2002

Die Ausgrabung verfolgte zwei Hauptziele, nämlich die jeweilige Identität des Flugzeugs und des Piloten fest zu stellen. Dazu mussten entsprechende Überreste aus dem Boden geborgen werden.

Zunächst war der Umfang des Absturztrichters sichtbar zu machen. Wie oben schon kurz dargestellt, wird dazu der Humus flächig bis zum gewachsenen Boden abgetragen. Ein Hydraulikbagger mit einer 2 m breiten Humusschaufel zog unter genauer Anleitung vom Flurweg her gegen Westen einen 35-40 cm tiefen Graben. Nach etwa 10 m zeigten dunkle Bodenverfärbungen den östlichen Kraterrand an. 3-4 m weiter hörte diese Verfärbung wieder auf. Damit war der ostwestlich verlaufende Durchmesser des Absturztrichters gefunden und aufgedeckt. Durch Abtragungen nach Norden und Süden wurden die Umrisslinien des gesamten Absturztrichters frei gelegt. Es zeigte sich eine ovale Umrisslinie, die rot markiert wurde, denn nach einiger Zeit der Austrocknung wäre sie nicht mehr erkennbar gewesen. Das auf diese Weise hergestellte Planum ist eine wichtige Vorarbeit für die sich anschließende Ausgrabung. Da die Verfärbung des Bodens dadurch entstand, dass in den Trichter beim Einebnen nach dem Absturz mehr Humus gelangte, war somit der Rahmen gegeben, innerhalb dessen einzig und allein die Überreste zu suchen waren.

Drei Grabungsschritte waren vorgesehen. Zuerst das nördliche, darauf das südliche und schließlich das mittlere Drittel der Fläche mit dem Bagger schichtweise abtragen. Diese Vorgehensweise hatte den Vorteil, dass der wichtige Mittelteil, wo das Cockpit und die sterblichen Überreste des Piloten zu erwarten waren, von zwei Seiten im Profil sichtbar wurde. Im nördlichen Teil stießen wir bald auf den Grabungstrichter der Flurbereinigung, der nach der Aushebung und Entnahme der Wrackteile mit grobem Kies angefüllt worden war. Grabungstechnisch war es eine leichte Aufgabe. Es brauchte nämlich nur der lockere Kies entnommen werden, der Grabungstrichter im festen Lehm blieb stehen. Er wurde zeichnerisch und photographisch fest gehalten. In einer Tiefe von 3.20 m hörte diese „Störung“ auf und es begann leiteter Urboden. Als eindeutiger Befund kann konstatiert werden: Hier waren vor 50 Jahren Leute der Flurbereinigung am Werk. Sie haben den rechten Flugzeugrumpf gehoben, aber keinerlei Aufzeichnungen darüber hinterlassen. Wie mündlich berichtet wird, war der Leiter der Flurbereinigung ein Pilot der deutschen Luftwaffe im 2. Weltkrieg gewesen, der persönliches Interesse an Teilen der Lightning und besonders an dem Motor hatte.

Darauf wurde im südlichen Bereich das Erdreich schrittweise abgehoben. Überraschenderweise trafen wir hier auf ein Propellerblatt und unmittelbar darunter auf Teile des Motors. Nach den mündlichen Überlieferungen hat es nämlich geheißt, dass beide Motoren bereits entfernt worden seien, einer 1945 (oder: 1946) von den Amerikanern, der andere 1951/52 von Leuten der Flurbereinigung, wie es durch die Grabung auch nachgewiesen werden konnte.

Das Propellerblatt wurde noch an diesem ersten Grabungstag geborgen. Dadurch war das erste Grabungsziel, nämlich den Flugzeugtyp zu identifizieren, weitgehend erreicht.

Am zweiten Grabungstag wurde ein zweites Propellerblatt, Teile des Motors und des Laders geborgen. Dies waren

Teile des rechten Rumpfes der Lightning P-38 F5B, die ähnlich im nördlichen Teil der Grabungsfläche vorhanden gewesen sein müssen. Im südlichen Drittel stieß man erst in 3,60 m auf den Urboden. Was hier fehlte, war das dritte Propellerblatt, das aber womöglich beim Aufprall auf den Boden abgesplittert war und deshalb gar nicht in den Boden gelangt ist. Ein Amateurphoto, das Sepp Bartl am 12.4.1944 an der Absturzstelle schoß, läßt bei genauem Hinsehen, neben Blechteilen, die auch nicht in den Boden eindrangen, vielleicht dieses dritte Propellerblatt erkennen.

Am Nachmittag des zweiten Grabungstages ging es nun an den wichtigen Mittelbereich. Von Norden und von Süden zeigte sich an den beiden Profilen, dass die Fundschicht wesentlich höher lag. Sie maß auch nur etwa 40 cm in der vertikalen und 140x150 cm in der horizontalen Ausdehnung. Das Cockpit hatte weniger Gewicht als die beiden Rumpfe mit den schweren Motoren, die in die Tiefe zogen. Die Motoren haben die leichteren Teile, wie etwa die Propellerblätter, beim Eindringen in den Boden durch ihr Gewicht die Propeller hinter sich gelassen, denn sie fanden sich in geringerer Tiefe.



Luftbild aus dem Polizeihubschrauber, Ausgrabung: 20.8.2002

Neben verkohlten und angekohlten Teilen, die wirt durcheinander lagen, zeigte sich der lehmige Untergrund in ziegelroter Verfärbung. Das gibt den sicheren Hinweis darauf, dass es in diesem Bereich auf dem Boden im Cockpit gebrannt haben muß. Das beweisen auch die hier gefundenen kalzinierten Knochenreste. Augenzeugen berichten auch weitgehend übereinstimmend, dass das Flugzeug brennend abgestürzt sei. Somit wird es am Boden auch noch weiter gebrannt haben. Dieser Schluß läßt sich aus dem nach dem Aufprall der Maschine aufgenommenen Photo ziehen, das wir erst am 13.12.2002 erhielten. Deutlich steigt Rauch von der Absturzstelle auf. Gottfried Grad weiß zu berichten, er habe von einem Baumhaus am südlichen Ortsrand die Trümmer am Boden brennen sehen und dabei immer wieder ein „Schnellen“ gehört. Möglicherweise rührten diese kleineren Explosionen von im Feuer liegenden Leuchtpatronen her, von denen eine Hülse im Cockpitbereich gefunden wurde.

„Ich habe den Absturz von der ersten Entdeckung der Maschine bis zum Aufschlag auf dem Boden verfolgen können. Mein Standort war der so genannte Feldstadel in Zell, ein kleiner Ort, etwa 2.5 km südöstlich von Egling. Ich war damals 15 Jahre alt. Das in verschiedenen Veröffentlichungen angegebene Datum – 12. April 1944 – kann ich nicht bestätigen, da ich hierüber keine Aufzeichnung habe. Als Uhrzeit kann ich „kurz vor Mittag“ angeben, da in der Küche das Mittagessen vorbereitet wurde.“

Am Tag des Absturzes herrschte klares, wolkenloses, sonniges Wetter. Den ganzen Vormittag über und während der Zeit des Absturzes waren starke Luftangriffe durch Bomber östlich meines Standortes im Gange – also in Richtung Fürstenfeldbruck bzw. München –, was durch laute Detonationsgeräusche der Bomben hörbar war. Es war üblich, dass wir immer wieder mal den Himmel absuchten, um Flugzeuge zu entdecken. Bomber-Pulks der angreifenden B17- oder B24-Maschinen konnten diesmal nicht entdeckt werden, dafür aber die einzelne, sehr hoch fliegende P38 Lightning.

Die Maschine flog auf einem geradlinigen Kurs von Osten her kommend Richtung Westen in sehr großer Höhe über meinen Standort hinweg. Wegen der großen Höhe war zunächst kein Motorengeräusch hörbar, auch waren keine sonst üblichen Kondensstreifen sichtbar. Meine damalige Schätzung der Höhe der Maschine lag bei 5-6000 m. Trotz der großen Entfernung war sie als P38 Lightning erkennbar, da diese Doppelrumpfausführung von der Ferne eine Art quadratisches Profil abgibt.

Unmittelbar über meinem Standort waren plötzlich hinter den beiden Rümpfen kleine weiße und schwarze Rauchwolken sichtbar. Nach einer gewissen Zeit waren auch entsprechende unregelmäßige Knattergeräusche hörbar. Unmittelbar darauf ging das Flugzeug in den Sturzflug über. Seine Position war nun etwa zwischen Zell und Egling. Der weitere Sturzflug erfolgte senkrecht nach unten, wobei sich die Maschine um die Längsachse drehte und spiralenförmig nach unten flog. Die Motorengeräusche waren jetzt deutlich hörbar und wurden immer lauter. Es klang, als liefen sie mit Vollgas. Auch die sich drehenden Propeller waren beim Näherkommen deutlich sichtbar. Da ich mit einem Angriff rechnen musste, nahm ich an der Wand des Feldstadels Deckung, ohne die Maschine aus den Augen zu lassen. Die Maschine setzte jedoch seinen Sturzflug fort und rammte mit dröhnenden Motoren und hoher Geschwindigkeit vor meinen Augen senkrecht in den Boden. Es gab eine riesige Explosion, einhergehend mit einer schwarzen Rauchwolke.

Ich suchte den Himmel nach weiteren Flugzeugen bzw. einem Fallschirm ab, jedoch ohne Ergebnis. Ich rannte mit Freunden zur Absturzstelle. Wir sahen den tiefen Krater, in dem noch Feuer brannte, und viele herumliegende Bruchstücke, die z.T. auch noch brannten. Insbesondere erinnere ich mich noch an verbogene Propellerblätter, Sauerstoffflaschen und einen Turbolader.

Fazit: Nach meinem damaligen Verständnis handelte es sich um einen Begleitjäger der im Raum München operierenden Bomber, der dort angeschossen wurde und dessen Pilot verwundet wurde oder anderweitig ohnmächtig war, was zum Absturz führte.“

Diesen Augenzeugenbericht verfasste Rudolf Gürtler am 11.2.2003. Er deckt sich weitgehend mit den mündlichen Augenzeugenberichten von Grad, Grundler, Klingl, Mayr, die den Absturz beobachten konnten.

### **Untersuchung und Auswertung**

Die menschlichen Überreste, an die 100 Knochenteile von unter 1 cm – 14 cm Länge, wurden an Herrn Kriminalkommissar Rupert Kramer am 20.8. zur weiteren Untersuchung übergeben.

David Roath, Director United States Army Memorial Affairs Activity Europe, nahm am 22.8. alle sterblichen Überreste entgegen, dazu waren auch noch die am 21.8. gefundenen Knochenteile gekommen. David Roath und sein Team hat das gesamte Fundgut gesichtet, Teile auch fotografiert und für die spätere Dokumentation die wichtigsten Objekte registriert. Einige Belegstücke, besonders solche, die für die Identifikation des Flugzeugtyps wichtig waren, hat er verpackt und mitgenommen.

Es blieben noch viele Groß- und Kleinteile übrig. Sie wurden später gewaschen und sortiert. Das angefallene Erdreich

wurde gesiebt und dabei noch viele Kleinteile entdeckt. Einige auf diese Weise noch gefundene Objekte wurden am 21.10.02 an Douglas Baty, US Army, übergeben.

Ein Propellerblatt ging an den Grundeigentümer Braumüller, das andere wurde dem Dorfmuseum überlassen und Teile des Motors blieben bei der Landmaschinenwerkstatt Berchtold, wo alle Fundstücke während und nach der Grabung gelagert waren.

Der verbleibende Rest der Wrackteile wurde auf drei Paletten im Fliegerhorst Penzing untergebracht. Von dort haben ein Redakteur und ein Kameramann von „Daily Mirror“ den Transport nach England übernommen und übergaben die Relikte der Lightning an einen fliegerischen Traditionsverein in Mount Farm, von wo Warby gestartet und nicht mehr zurückgekehrt war.

Am 16.8.2003 wurde die angekohlte Filmrolle an Luftwaffenattaché John Moloney, Britische Botschaft Berlin, zur weiteren Untersuchung übergeben.

Eine abschließende Wertung aller Funde und Befunde machte es immer sicherer, dass es sich bei dem am 12. April 1944 abgestürzten Flugzeug nur um die Aufklärungsversion Lockheed Lightning P-38 5FB und den Piloten Warby handeln kann. Wichtige Belege dafür sind:

- Keine Waffen an Bord, dafür aber Kameras und eine großformatige Filmrolle.
- Blaue Bemalung an einigen Wrackteilen, die nur bei Aufklärungsflugzeugen dieses Typs an der Unterseite aufgetragen war.
- Ort und Zeit passen zu der am 12.4.1944 in Mount Farm Airbase, England gestarteten Lightning.
- Captain Carl Chapman begleitete Warby in einer Maschine gleichen Typs.
- Im Raum München hat er zum verabredeten Zeitpunkt keinen Funkkontakt mit Warby bekommen.
- Chapman kehrte am selben Tag nach Mount Farm zurück – Warby galt seither als vermisst.
- Eine Batterie der 26.Flak-Division meldet an diesem Tag einen Treffer einer Lightning.
- Weitere Flakstellungen im Augsburger Raum geben an diesem Tag Schüsse auf eine Lightning ab.
- Director David Roath, United States Army Memorial Affairs Activity Europe, legte dazu ein umfangreiches Memorandum vor, das alle Untersuchungen in folgendem Satz zusammenfasst: „Based on evidence of historical reports, onsite investigations, and aircraft artifacts the skeletal remains associated with this crash site are believed to be the remains of Wg Cdr Warburton.“

Das umfangreiche Memorandum legte David Roath am 11.12.2002 im Beisein des Bürgermeisters Wörl, zweier Ausgräber, eines Augenzeugen und englischer Fernsehreporter vor.

Professor Dr. Pankraz Fried bringt eine Würdigung dieser Ausgrabung in seinem Bericht über die Zusammenkunft am 11.12.2002 im Eglinger Rathaus kurz und prägnant zu Papier:

„Es war eine humanitäre Tat im Sinne christlicher Nächsten- und Feindesliebe, die auch zur Völkerverständigung nach den schrecklichen beiden Kriegen beiträgt.“

Die gleiche Dokumentation hatte Ende November das Britische Verteidigungsministerium (MoD) und die Royal Air Force (RAF) in England bekommen. Die Medien waren darauf hin voll von Berichten über ihren Kriegshelden Warby.

Die deutschen Medien haben am 16.12. 2002, allen voran FOCUS, von der Ausgrabung in Egling und auch von dem Untersuchungsergebnis berichtet. Nach 58 Jahren wurde damit der dramatische Absturz des englischen Fliegerhelden weitgehend geklärt, um den sich im Laufe der Jahre so manche Gerüchte rankten.



Beerdigung in Dürnbach, 14. 5. 2003

### Ehrenvolle Bestattung

Für die noch lebenden Angehörigen und Freunde war es nach vielen Jahren der Ungewissheit ein Trost, als ihr Adrian Warburton im alliierten Soldatenfriedhof Dürnbach bei Gmund am Tegernsee mit allen militärischen Ehren und mit internationaler Beteiligung am 14. 5. 2003 bestattet wurde.

Seine hoch betagte Witwe war aus Australien angereist, um an seinem Grab tief bewegt Abschied zu nehmen. Am Vorabend hat sie bei einer Pressekonferenz den Medien berichtet, dass sie nach der Eheschließung mit Warby nur einige Tage zusammengelebt habe, dann musste er in den Krieg ziehen.

Am Ostermontag, dem 12. 4. 2004, am 60. Jahrestag des Absturzes zelebrierte der ehemalige Bischof von Regensburg in St. Vitus in Egling einen Versöhnungs- und Friedensgottesdienst. Bischof Manfred Müller war es ein Herzensanliegen an den hier abgestürzten Aufklärungspiloten zu gedenken. Als 17 jähriger Gymnasiast war er 1944 in Augsburg Flakhelfer. Es kann sein, dass seine Batterie die Lightning so getroffen hat, dass sie wenig später südlich von Egling zerschellte. In seiner Predigt ging Bischof Müller auf seine damaligen Erlebnisse und Beobachtungen ein und schilderte den Dienst der Gymnasiasten an den Kanonen der Flugabwehr. Aus heutiger Sicht dürfe es aber kein Freund-Feind-Denken mehr geben, sondern es müsse eine Versöh-



Bischof Manfred Müller, 12. 4. 2004, mit Pfarrer Kahnert und Domvikar Richard Völkl

nung der Völker erreicht und ein dauerhafter Friede erhalten werden.

Im November 2006 ließ Professor Dr. p. Fried einen Findling aus der nahen Kiesgrube von Hattenhofen ca. 100m von der Grabungsstelle entfernt mit Zustimmung von Bürgermeister Wörl aufstellen. Bauunternehmer Stebner aus Eresried transportierte unentgeltlich den tonnenschweren Stein, Steinmetz Thomas Bartl von Egling gestaltete die Gedenkplatte, die von den Ausgräbern textlich formuliert und auch finanziert wurde.



Die Witwe legt Blumen am Grab nieder, 14. 5. 2003



Grabstein Warburtons in Dürnbach

# „Lang is der Veg“<sup>1</sup>

## Das Displaced Persons Camp Landsberg am Lech 1945-1950

von Elke Kiefer



Die Saarburgkaserne ca. 1937

Als die alliierten Armeen Deutschland im April/Mai 1945 besetzten, fanden sie im Gebiet der späteren drei westlichen Besatzungszonen etwa sieben Millionen sog. „Displaced Persons“ (DPs) – zu Deutsch Entwurzelte – vor. Dieser Begriff umfasste alle Personen, die infolge des Zweiten Weltkrieges aus ihrer Heimat vertrieben, verschleppt oder geflohen waren. Dies waren ausländische Zwangsarbeiter, die während des Krieges in deutschen Betrieben und Haushalten arbeiten mussten, Kriegsgefangene und ehemalige KZ-Häftlinge. Nicht gemeint waren die vielen Millionen deutschen Flüchtlinge, die aus ihrer Heimat vertrieben wurden, wie z.B. die Schlesier oder die Sudetendeutschen.

Den westlichen Alliierten gelang es bis Ende September 1946 fast sechs Millionen – meist nichtjüdische – DPs zu repatriieren. Die meisten überlebenden Juden konnten nicht in ihre Heimatländer zurück und warteten in den DP-Lagern auf ihre Auswanderung nach Palästina oder Übersee. Für die Displaced Persons mussten Unterbringungsmöglichkeiten geschaffen werden: die sog. DP-Lager, deren offizieller Name eigentlich „assembly centers“ war.

Nun waren die Überlebenden zwar befreit, aber frei waren sie noch lange nicht. Das Lagerleben setzte sich erst einmal fort, wobei sich diese Unterkünfte nicht mit den vorherigen vergleichen lassen, jedoch all die negativen Assoziationen wach hielten. Auch in Landsberg mussten Tausende Displaced Persons untergebracht und versorgt werden. Typhus erreichte die Stadt aus den ehemaligen Lagern.



Das Tor zum DP-Lager

Zudem war die Strafanstalt Landsberg mit ca. 1.800 Gefangenen aus 14 Nationen belegt, die nach und nach entlassen wurden oder flüchteten.

Anfang Mai 1945 richtete die US-Army in der Saarburgkaserne und in umliegenden Häusern der Katharinenvorstadt das DP Camp Landsberg ein. Die Kaserne war ursprünglich für eine Belegungsstärke von ca. 2.500 Soldaten ausgelegt. Im Lager lebten im November 1945 ca. 7.000 DPs, insgesamt durchliefen ca. 23.000 jüdische DPs das Camp.



Im DP-Lager

Der Jurist Earl G. Harrison bereiste im Auftrag des US-Präsidenten Harry S. Truman im Juli 1945 die westlichen Besatzungszonen Deutschlands und Österreichs und verfasste einen Bericht über die Lebensbedingungen der Displaced Persons. Er besuchte auch das Lager in Landsberg. Harrison forderte eine angemessene Fürsorge und ausreichende Bewegungsfreiheit für die DPs, die zu dieser Zeit – auch in Landsberg – hinter Stacheldraht bewacht wurden.

Der US-Major Irving Heymont<sup>2</sup> wurde am 19. September 1945 als Lagerkommandant eingesetzt. Heymont initiierte eine weitgehende Selbstverwaltung im Lager mit Unterstützung von außen. Das Leben im Lager sollte erträglicher werden: Der Stacheldraht um das Lager verschwand und die hygienischen Verhältnisse besserten sich. Er stellte auf tägliche Essensausgabe um und begann mit der Planung zentraler Speisesäle und Küchen. Die ersten Monate hatten

1 Jiddischer Spielfilmtitel, deutsch: „Lang ist der Weg“. Der Film wurde 1947 u. a. im DP-Lager Landsberg gedreht und behandelt das Schicksal der jüdischen Familie Jelin aus Warschau. David Jelin kann aus dem Deportationszug nach Auschwitz fliehen und schlägt sich zu den Partisanen durch. Er überlebt und erfährt nach Kriegsende, daß sein Vater umgekommen ist und seine Mutter als verschollen gilt. In Warschau lernt er Dora Berkowitz kennen. Beide verlassen Polen und fahren in die US-amerikanische Besatzungszone Deutschlands. David hofft von dort aus seine Mutter zu finden und Europa verlassen zu können. Sie werden in dem völlig überfüllten DP-Lager Landsberg untergebracht, wo sie schließlich heiraten. Die Geschichte endet damit, daß die Mutter in einem deutschen Krankenhaus aufgefunden wird und alle darauf hoffen, bald Deutschland verlassen zu können. (s. <http://www.cineholocaust.de/>). Nach dem Darsteller Israel Beker, der auch die Buchvorlage für den Film schrieb, ist im Katharinenanger eine Straße benannt.

2 Auch nach Irving Heymont ist im Katharinenanger eine Straße benannt.



*Schnappschüsse aus dem Lagerleben  
rechts Mitte: Lagerpolizei,  
Fußballmannschaft, Boxer*



Speisesaal in der ehemaligen Reithalle

die DPs ihr Essen selbst zubereitet. Im Dezember 1945 gab es acht Küchen, vier Esssäle und eine sog. „Kinderküche“.

„Die Schulen des Camps waren beeindruckend. Unter der Leitung von Dr. Olejski, der in einem Konzentrationslager seine Promotion gemacht hatte, hat Landsberg ein bemerkenswertes Ausbildungssystem entwickelt. Trotz des Mangels an Geräten und ausgebildetem Personal hat er einige Werkstätten in Klassenräume und Berufsschulen umgewandelt. Die Kinder lernen jetzt lesen und schreiben. Die Erwachsenen erlernen erstmals Berufe. Ausbildung wird angeboten



Besuch im 200-Betten-Krankenhaus des DP-Lagers



Ausstellung der ORT-Fachschulen Landsberg, September 1946

mit einer großen Auswahl fachlicher Qualifikation, darunter Schneiderei, alle Arten von Reparaturarbeiten wie Automechanik, Radiotechnik, Bauhandwerk und dergleichen. Es gibt eine Reihe von Abendkursen zu kulturellen Themen.“<sup>3</sup>



Landwirtschaftliche Ausbildung



Religionsunterricht

Am 1. Oktober 1945 begann für 37 Schüler in zwei Klassen der Volksschulunterricht, 14 Kinder besuchen den Kindergarten.



DP-Polizist

In der Tradition der „bet din“, der jüdischen religiösen Gerichte, wurde am 2. Oktober 1945 im Camp eine eigene Gerichtsbarkeit aufgebaut. An diesem Tag findet die erste Gerichtsverhandlung statt.

<sup>3</sup> Irving Heymont



Beschlagnahmungen

„4. Oktober 1945. Wir bekamen den Befehl, einige deutsche Häuser in der Nähe zu übernehmen. Gegen Mittag hatte die Neuigkeit im Lager die Runde gemacht, und die Leute kamen heraus, um zuzusehen, wie die Deutschen vertrieben wurden. ... Und es dauerte nicht lange, da begannen sie, die Häuser in der Nähe des Lagers zu plündern. Ich fürchtete, daß uns die Situation schnell aus der Hand gleiten könnte, und mobilisierte alle verfügbaren Soldaten. Und so räumten wir die Stadt von allen DPs und brachten sie zurück ins Camp. Ich ließ alle Straßen patrouillieren, schloß die Tore des Camps und ließ das Camp bewachen, so daß die Leute nicht hinaus konnten. Die Leute im Camp hatten einen unsterblichen Haß auf die Deutschen. Jetzt glaubten sie, daß sich die Verhältnisse geändert hätten. Sie erinnerten sich lebhaft an die Zeiten, als die Deutschen sie aus ihren Häusern geworfen hatten, um sie in Ghettos und Konzentrationslager zu sperren. Jetzt wurden die Deutschen vertrieben. Die Deutschen wurden nicht in den Tod oder in Folterlager geschickt. Die Deutschen durften alles außer ihren Möbeln mitnehmen, und ihre Familien wurden nicht getrennt. Die DPs plünderten nicht nur, um sich materiell zu bereichern. Lange zurückgehaltene Gefühle wurden frei. Jedes Mal vergalten sie die schrecklichen Leiden, die sie hatten ertragen müssen.“<sup>4</sup>

Am 21. Oktober 1945 besucht David Ben Gurion, der spätere Staatsgründer Israels, das Camp. Außerdem wählten die DPs ein Lager-Komitee und einen Lager-Präsidenten (Samuel Gringauz).



Religiöses Leben

Nachdem nichtjüdische DPs in andere DP-Lager umgesiedelt worden waren, erhielt das Camp am 4. November 1945 die Bezeichnung „Jidiszes Centr“.



„Open the gates of Palestine!“

„15. November 1945. Heute Nachmittag hielten die DPs eine große Versammlung im Camp ab. Den Höhepunkt der Veranstaltung bildete ein Marsch in die Stadt zum Büro der Militärregierung, der ein Protestschreiben zur Weitergabe an Attlee überreicht wurde ... Die DPs gingen in geordneten Reihen. Während sie gingen, sangen sie verschiedene Lieder, darunter die Hatikvah, die sie als jüdische Nationalhymne ansehen.“<sup>5</sup>



Purim-Fest ca. 1946

Am 15. November 1945 übergab die Army die Lagerverwaltung an die UNRRA (United Nations Relief and Rehabilitation Administration) und im Sommer 1947 übernahm die IRO (International Refugee Organisation) die Verwaltung. Die UNRRA bzw. IRO war für Fragen der Hygiene zuständig, gab Befehle der US-Armee oder des Alliierten Kontrollrates weiter und überwachte die Ausführung, stellte DP-Ausweise und „esskartn“ aus. Die Zahl der DP-Lagerbe-

4 Irving Heymont

5 Irving Heymont; Clement Richard Attlee war britischer Premierminister 1945-1951, Nachfolger Churchills

wohner wurde monatlich überprüft, nur wer im Lager wohnte, hatte Anspruch auf die Versorgung der UNRRA.

Kindergärten, Schulen und eine Bibliothek entstanden, Kurse der Erwachsenenbildung und Sportveranstaltungen ergänzten das Angebot. Der Kulturbereich umfasste Kino, Cafés, Theater und einen Chor.

Am 8. Oktober 1945 erschien die erste Ausgabe der jiddischen „Landsberger Lager-Cajtung“, gedruckt in lateinischen Buchstaben, weil zunächst keine hebräischen Drucktypen verfügbar waren.



Werkstatt im DP-Lager

Der zionistische Politiker und Schriftsteller, Präsident des Jüdischen Weltkongresses und der Jewish Agency, Nachum Goldman, besuchte 1946 das Lager und forderte die DPs auf, sich durch gute Ausbildung für die Auswanderung nach Israel vorzubereiten.

Am 28. April 1946 entluden sich latent vorhandene Aggressionen gegenüber der deutschen Bevölkerung in spontanen Ausschreitungen mehrerer hundert DPs. Etwa 20 Landsberger wurden verletzt, es kam zu Sachbeschädigungen und Diebstählen. Die amerikanische Militärpolizei stellte die Ordnung wieder her; ein Militärgericht in Augsburg verurteilte 20 Täter wegen „Aufruhrs und Störung der öffentlichen Ordnung“.

Im Mai 1948 wurde der Staat Israel gegründet, eine Auswanderungswelle begann. Landsberg nahm viele Bewohner der nach und nach geschlossenen DP-Camps der US-Zone auf. Die Displaced Persons wurden am 30. Juni 1950 deutscher Hoheit unterstellt und als „heimatlose Ausländer“ bezeichnet.

Der Alltag der Deutschen und der DPs des Lagers wies nur wenige Berührungspunkte auf. Bekanntschaften zwischen Deutschen und Displaced Persons, die außerhalb des Lagers wohnten, entstanden naturgemäß über das Wohnverhältnis. Kommunikation zwischen Stadt und Lagerleitung fand selten direkt, meist über die UNRRA oder die lokale Militärregierung statt.

Erst am 1. Dezember 1948 besichtigten Oberbürgermeister Ludwig Thoma, Stadträte und Vertreter anderer Behörden auf Vermittlung der Militärregierung das DP-Lager.

Offenbar ging die Initiative vom Lager aus. Das Protokoll der Besichtigung zeigt jedoch die tiefen Gräben zwischen Stadt und Lager.

Der Lagerleiter erklärte: „Wir hatten schon sehr viele Besichtigungen, aber nur von Vertretern ausländischer Stellen und deshalb großes Interesse daran, dass auch die Deutschen unsere Verhältnisse kennen lernen ... Nach dem Eindruck, den Sie heute gewonnen haben, sind wir noch sehr weit entfernt von einem erträglichen Leben. Wir leben von der Unterstützung der IRO (International Refugee Orga-



Nach den Ausschreitungen am 28. April 1946

nization) ... Ich nehme Stellung gegen das Gerücht, daß wir zu gut wohnen, während in der Stadt eine große Wohnungsnot ist.“

Oberbürgermeister Thoma zeigte zwar „volles Verständnis für Ihre Lage, wir können Ihnen aber auch sagen, daß wir sehr unangenehme Dinge zu überwinden haben, besonders die Wohnungsnot; wir haben über 200 ausgesprochene Elendsquartiere ... Wir sahen die überzeugende Sicherheit und die Art, wie Sie Ihre Leute ausbilden für ihren späteren Beruf. Wir hatten keine Vorstellung von dem Fleiß und der Arbeitsintensität dieser Leute. Wir wollen keinen Streit, wir wollen die Dinge in Ruhe und Sachlichkeit lösen ... Sie werden es auch verstehen, daß wir zunächst die deutschen Belange wahrnehmen müssen, weil wir von den Deutschen gewählt sind.“<sup>6</sup>

Das Verhältnis zwischen Deutschen und Displaced Persons blieb bis zuletzt gespannt, noch im Mai 1950 berichtete die Lokalpresse über „unglaubliche sanitäre Zustände im DP-Lager“<sup>7</sup> und eine davon angeblich ausgehende Seuchengefahr.

Das DP-Lager wurde am 1. November 1950 geschlossen. 1096 noch verbliebene DPs, meist Alte und Kranke, wurden nach Föhrenwald bei Wolfratshausen gebracht.

Auf der nördlichen Giebelseite der Grundschule in der Katharinenvorstadt ist eine Gedenktafel von 1989 angebracht, die an das DP-Lager erinnert:

„In dieser Kaserne erstellte im Jahre 1945 die Armee der Vereinigten Staaten von Nordamerika ein Lager für die überlebenden jüdischen Verschleppten des nationalsozialistischen Holocaust. Hier schufen tausende jüdischer Menschen Berufsausbildungs- und Bildungsstätten sowie kulturelle Einrichtungen, die ihnen halfen, sich auf ein neues Leben in Freiheit vorzubereiten. Sie wurden dabei von der amerikanischen Armee, den Vereinten Nationen, dem amerikanisch-jüdischen Hilfskomitee und der Stadt Landsberg unterstützt. Dieses Lager wurde 1950 aufgelöst. Erinnern wir uns, damit solche Lager niemals mehr notwendig werden.“

#### Quellen im Stadtarchiv Landsberg am Lech:

Among the Survivors of the Holocaust 1945. The Landsberg DP Camp Letters of Major Irving Heymont, United States Army, Cincinnati, Ohio, 1982 (Monographs of the American Jewish Archives, No. 10, Jacob Rader Marcus and Abraham J. Peck, Editors)

Besichtigung DP-Lager 1948

Landsberger Lagercajtung

Rechenschaftsbericht der Stadtverwaltung Landsberg am Lech 1945-1946

#### Literatur:

Angelika Eder: Flüchtige Heimat. Jüdische Displaced Persons in Landsberg am Lech 1945 bis 1950, München 1998 (dort weitere Quellenangaben)

Ein Ort wie jeder andere. Bilder aus einer deutschen Kleinstadt. Landsberg 1923-1958, hrsg. von Martin Paulus, Edith Raim, Gerhard Zelger, Frankfurt a. Main 1995 (Schriftenreihe des Fritz Bauer Instituts, Frankfurt am Main, Studien- und Dokumentationszentrum zur Geschichte und Wirkung des Holocausts, Band 9)

<sup>6</sup> Besichtigung DP-Lager

<sup>7</sup> Landsberger Nachrichten, 2. 5. 1950

# Angekommen im Kreise Landsberg ...

## Augenzeugenberichte über die Aufnahme und Integration von Vertriebenen 1946/47

*„Vertreibung ist immer verbunden mit Unrecht, mit Flüchtlingselend, mit Verletzung der Menschenrechte und mit dem Verlust der Heimat. Betroffen von der Vertreibung sind aber nicht nur die Vertriebenen und ihre Vertreiber, sondern auch diejenigen, zu denen sie mit der Hoffnung auf Aufnahme kommen. Ihr Zusammentreffen ist nicht immer konfliktfrei.“* (Pastoralbrief zu Pfingsten 2005 von Weihbischof Gerhard Pieschl, Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für die Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge)

### 1

*Frau Ingeborg Neumeyer, am 28. April 1930 unter dem Mädchennamen Piffel in Brünn geboren, hat ihre schrecklichen Erlebnisse auf dem sogenannten Brünner Todesmarsch in Richtung österreichische Grenze und ihre Erfahrungen nach der Ankunft in Landsberg unter dem Titel „Erinnerung an Vertreibung und Neuanfang“ in dem Sammelband „Bemerkenswerte Frauen in und um Landsberg“, herausgegeben 2001 von der Gleichstellungsstelle des Landratsamtes Landsberg am Lech, bereits veröffentlicht. Es folgen hier Auszüge aus ihrem Vortrag, gehalten am 20. Mai 2006 im Saal des Landratsamtes Landsberg anlässlich einer Veranstaltung zum Gedenken an die Eingliederung der Vertriebenen im Jahre 1946 in Bayern:*

In diesen Wochen und Monaten jährt es sich zum 60. Male, dass die Trecks der Flüchtlinge und Heimatvertriebenen aus ihrer seit Jahrhunderten angestammten Heimat auch in die Stadt und den Landkreis Landsberg führten. Sie kamen von östlich der Oder und Neiße, aus Böhmen und Mähren, sie kamen aus dem ehemaligen Jugoslawien, aus Ungarn und weiteren Ländern Osteuropas. Die Tragödie eines verlorenen sinnlosen Krieges!...

Am Bahnhof von Furth im Walde, dem kleinen Grenzstädtchen zwischen der tschechoslowakischen Republik und Bayern, befand sich ein großes Auffanglager mit 40 Baracken. Täglich trafen dort 5 Transporte mit je 1200 Vertriebenen ein und wurden zur Entlassung, ärztlichen Untersuchung und Registrierung geführt. 6000 wurden an einem Tag da durchgeschleust.

Erst nach mehreren Tagen in diesen Sammellagern wurden sie zu den für sie bestimmten Zielbahnhöfen gebracht. Diese waren weitgehend zufällig ausgewählt, keiner konnte bestimmen oder wählen, in welche Gegend der amerikanischen Besatzungszone er gebracht wurde. Meist endete die Fahrt in Städten, wo große Regierungsdurchgangslager eingerichtet worden waren. Für Oberbayern war dies München-Allach.

Ende Januar 1946 kam der erste Transport mit 1200 Personen nach Landsberg. Der zweite Transport kam Ende April 1946 nach Landsberg, ein weiterer am 12. Mai, jeweils mit 1200 Personen. Sie wurden auf die Gemeinden Egling, Heinrichshofen, Weil, Prittriching und Scheuring verteilt. Bis Dezember 1946 stieg die Zahl der Vertriebenen und Flüchtlinge im Landsberger Stadtbereich auf 1055, im Landkreis auf 14.140.

(Ende 1946 weigerten sich die Besatzungsbehörden der westlichen Zonen, noch mehr Vertriebene aufzunehmen, weil die vielen Menschen nicht mehr untergebracht werden konnten. 750 000 wurden daraufhin in die sowjetische Besatzungszone transportiert.)

Es kamen Menschen jeglichen Alters, vieler Berufsstände, Kranke und Schwerstkranke, Mütter oft mit mehreren kleinen Kindern, Schwangere, Hoffende und Verzeifelnde. Teils durften sie aus ihrer Heimat nur ein Reisegepäck von 30 oder 50 kg mitnehmen; doch diejenigen Menschen, die nach den wilden Vertreibungen gleich nach Kriegsende bis zum endgültigen Abschied im Jahre 1946 noch monatelang in Lagern hatten dahingevegetieren müssen, hatten meist nur noch das, was sie am Leibe trugen.

In leeren Wirtshaussälen oder stillgelegten Klassenzimmern warteten sie nun auf ihre Zwangseinweisung in das beschlagnahmte bescheidene Zimmer oder auch nur auf eine Dachkammer. Familien mit drei oder mehr Kindern mussten oft getrennt werden, da für sie in einem Haus nicht genügend Platz vorhanden war. 15-16 qm für 4 Personen waren oft die Regel. Ein vom Landrat bestellter Flüchtlingskommissar, der für das ganze Wohnungswesen zuständig war, organisierte die Unterbringung in der Stadt und in den Gemeinden. So hatten zunächst nur Familien Anspruch auf einen Wohnraum. Familien mit Kindern unter 14 Jahren waren möglichst in heizbaren Räumen unterzubringen, Einzelpersonen und Familien ohne Kinder in Räumen ohne Heizmöglichkeiten. Küchenbenutzung musste gewährt werden, Möbel, Betten, Decken und Geschirr sollten vom Gastgeber gestellt werden. Flüchtlinge und Vertriebene mussten sich sofort zwecks Arbeitseinsatz beim Arbeitsamt melden, vor allem aber die Bauern bei der schweren Feldarbeit unterstützen. Doch unter ihnen waren auch Facharbeiter, Beamte, Lehrer, Landwirte, Männer der verschiedensten Handwerke, und so erhielten die Stadt und der Landkreis wertvolle Arbeitskräfte.

Oft aber wurden sie als Menschen zweiter Klasse angesehen und behandelt und litten so unter Heimweh, dass viele, besonders ältere, daran zugrunde gingen. Da dem Flüchtlingskommissar in Landsberg gemeldet wurde, dass die einheimische Bevölkerung die Betten und Möbel aus den beschlagnahmten Räumen oft restlos entfernt hatte, erging von ihm die Bitte, nach dem Gebot der christlichen Nächstenliebe und den Grundsätzen der Demokratie den heimat- und brotlos Gewordenen Hilfe und Unterstützung angedeihen zu lassen, wie aus Amtsblättern des Jahres 1946 hervorgeht. Die Barrieren zwischen Alt- und Neubürgern waren also oft sehr hoch und mussten mühsam abgebaut werden, damit ein Miteinander zum Wohle aller und zum Aufbau des Landes möglich wurde. Aktive Männer und Frauen aus den Reihen der Neubürger stellten sich zur Verfügung, um in öffentlichen Ämtern Not und Elend und allerlei Missstände zu bekämpfen, Arbeit und Brot zu schaffen, Kranken und Alten eine umsorgte Heimstätte zu ermöglichen und der Jugend der Neubürger Hoffnung und Zuversicht auf ein sinnvoll gestaltetes Schul- und Berufsleben zu schenken.

Die Wohnungssituation in Landsberg, das im Kriege nur wenige Schäden erlitten hatte, verschärfte sich sofort nach Einrücken der US Army durch Häuserbeschlagnahmungen. Als dann die Vertriebenen kamen, musste die damals erst im Aufbau befindliche öffentliche Verwaltung durch Zwangseinweisungen und mit Notunterkünften, – z.T. in den Baracken der Wachmannschaften der Konzentrationslager – Sorge dafür tragen, dass niemand hungerte und froh und im wahrsten Sinne des Wortes auf der Straße stand. Erst gegen Ende 1948 begann in Landsberg eine rege Bautätigkeit mit zahlreichen Projekten für Flüchtlinge und Vertriebene.

Die Bevölkerungszahl Bayerns stieg durch den Zuzug der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge um rund 2 Millionen. Das Wachstum der Bevölkerungszahl bewirkte zugleich eine Wandlung der sozialen Zusammensetzung, die nicht ohne Auswirkung auf die Wirtschaft des vorher noch stark agrarisch orientierten Bayern blieb. Denn die Vertriebenen brachten in ihre neue Heimat neben ihrer heimatlichen Kultur auch ihr berufliches Können, ihr Leistungsvermögen und ihren Willen mit, noch einmal von vorne anzufangen. Dies war die Mitgift, die sie unsichtbar mit sich führten, auch wenn sie mittellos und vom schweren Schicksal getroffen hier ankamen. Ihre Eingliederung zählt zu den großen Leistungen der Nachkriegspolitik. Der von der hiesigen Bevölkerung getragene Lastenausgleich, Kredite und Wohnungsbau, aber auch die mutige Entschlossenheit der Vertriebenen selbst zum Existenzaufbau halfen mit, diese schwierige Arbeit der Eingliederung zu vollbringen. Dass aber auch die Bereitschaft der Einheimischen zur Zusammenarbeit eine wichtige Voraussetzung für das Gelingen dieser Integration war, darf nicht vergessen werden.



Vertriebenengepäck im Dorfmuseum Rott

## 2

*Ignaz Schiele, Altbürgermeister von Rott, berichtet als Zeitzeuge aus der Sicht der Einheimischen über die Situation in unseren Dörfern nach 1945, über die Aufnahme und Unterbringung der Vertriebenen und Flüchtlinge und ihre Eingliederung:*

Am 28. April besetzten die amerikanischen Kampftruppen unser Dorf Rott. Dies war wohl die Stunde Null. Ich war gerade 15 Jahre und 4 Monate alt. Wir Deutschen waren recht- und schutzlos. Unser Dorf war, wie wohl auch die Nachbardörfer, trotz Bombenabwürfen während des Krieges, Tieffliegerangriffen zum Kriegsende und einem Verteidigungsversuch der Waffen-SS mit einer Panzersperre, von nennenswerten Beschädigungen und Verlusten verschont geblieben. Übergriffe der französischen Besatzungstruppen mussten erduldet werden. Alle wehrfähigen Männer zwischen 18 und 50 Jahren waren bei der Wehrmacht oder im Volkssturm, in Kriegsgefangenschaft, vermisst, und mehr als 40 Männer unseres Dorfes bereits als gefallen gemeldet.

Unsere Dörfer waren damals rein landwirtschaftlich geprägt. Die Bewirtschaftung der bäuerlichen Anwesen war sehr handarbeitsintensiv; es gab nur wenige und einfache Maschinen, die 5 vorhandenen Traktoren mit 8-15 PS hatten meist keinen Treibstoff. So hing an den Frauen, Kindern und Alten die ganze Arbeit. Während des Krieges wurden den Bäuerinnen Zwangsarbeiter aus Polen und der Ukraine oder kriegsgefangene Serben und Franzosen zugewiesen, die aber mit der Stunde Null ihre Arbeit einstellten und in ihre Heimat zurückkehrten. Groß war also der Arbeitskräftemangel.

Lebensmittel und alle Dinge des täglichen Bedarfes, wie Kleidung, Schuhe, waren knapp, rationiert und nur gegen Lebensmittelmarken oder Bezugsscheine – oder „schwarz“ gegen Kompensation – zu erhalten. Die Landwirte hatten ein hohes Ablieferungssoll an Milch, Getreide und Fleisch zu erfüllen, aber es brauchte doch niemand zu hungern, wiewohl Süßigkeiten oder Südfrüchte den Kindern unbekannt waren.

Die Wohnverhältnisse auf dem Lande waren sehr bescheiden. Drei Generationen wohnten normalerweise im Bauernhaus mit meist nur 6 Räumen, die oft nicht alle heizbar waren. Gebadet wurde im Stall, manche aber hatten ein Waschkübel im Hof. Der einzige Abort war meist außerhalb des Hauses über der Odlgrube. Das Trinkwasser musste aus dem Brunnen im Hof gepumpt werden. Abschließbare Wohnungen gab es nicht. Darüber hinaus waren noch einzelne Kammern mit Kindern und Frauen aus der Kinderlandverschickung belegt.

Einige Flüchtlingen aus den Ostgebieten mussten bereits 1945 untergebracht werden, und es wurde bekannt, dass noch viele Leute kommen werden.

Der Wohnungskommissar als Beauftragter der US-Militärregierung zog mit einem Vertreter der Gemeinde von Haus zu Haus und beschlagnahmte jeden irgendwie entbehrlichen Raum. Widersprüche waren nicht zulässig, ja aus der Zeit der zwölfjährigen NS-Diktatur auch nicht gewohnt.

Anfangs April 1946 ging die Nachricht durchs Dorf, ein ganzer Transport mit Flüchtlingen komme an. Der Ausdruck „Heimatvertriebene“ war damals noch nicht geläufig. In Rott liefen damals schon wieder drei Lastkraftwagen mit Holzgasantrieb, ein als Omnibus umgebauter Lkw und eine Zugmaschine mit zwei Anhängern. Diese fünf Fahrzeuge waren nach Landsberg beordert worden, kamen aber nach mehreren Stunden Wartezeit leer zurück. Der Transport war nicht angekommen oder anderswohin umgeleitet worden. So genau klappte damals die Organisation zu Zeiten der amerikanischen Militärregierung noch nicht.

Nun kam der 16. April 1946. Heute sollen die Flüchtlinge kommen! Das ganze Dorf mit knapp 650 Einwohnern war in Aufregung. Was werden das für Leute sein? Wie sollen 320 Personen untergebracht und mitversorgt werden? Wie lange wird diese Einquartierung dauern, bis die Leute wieder heimkehren können? „Bekomme ich kompetente Arbeitskräfte für meine Landwirtschaft?“, fragten sich die einen, „Wir müssen uns eben einschränken und den Leuten, die kein Dach über dem Kopf haben, Obdach geben!“, sagten sich viele.

Nun, die fünf Lastwagen wurden gegen Abend wieder zum Landsberger Bahnhof geschickt und kamen spät abends mit den übermüdeten, ausgehungerten „Flüchtlingen“ samt ihrem wenigen Gepäck an. (Foto: Flüchtlingengepäck im Rottener Dorfmuseum) An eine Verteilung der Leute war so spät abends nicht mehr zu denken. Öffentliche Gebäude wie Turnhallen gab es nicht. Also wurden die Leute auf die Säle der zwei Gastwirtschaften verteilt. Dort waren noch Matratzenlager von einer landverschickten Gymnasialklasse und von Militär-Einquartierungen. Als erstes kochten die Wirtheute Kessel voll schmackhaftem Eintopfessen, damit die Menschen endlich wieder eine warme Mahlzeit bekamen. Anderentags, am 17. April 1946, wurden nach einer einfachen Verpflegung alle zum Platz vor der Kirche bestellt und von dort aus in die einzelnen Häuser eingewiesen. Eine schwierige Aufgabe, sollten doch Familien möglichst nicht getrennt werden, und das in Abstimmung auf den knappen Wohnraumbestand! (Rott hatte damals 128 Hausnummern, dazu 8 in Pessenhausen.)

Bis zum Nachmittag wurden die Leute auf die 80 Häuser eingewiesen und von den Einheimischen teils fürsorglich, teils skeptisch, manchmal widerwillig aufgenommen. Nun galt es Schlaflager, sprich Betten samt Wäsche bereitzustellen.

len, Heiz- und Kochmöglichkeiten einzurichten und das nötigste Mobiliar – Tisch und Stühle – abzutreten. Vorher war kaum etwas vorbereitet worden, denn man konnte sich nicht vorstellen, dass die Menschen nur mit dem, was sie auf dem Leibe trugen, und nur 30 kg Gepäck ankommen würden. Und so wurde schnell improvisiert. Viele Einheimische dachten, dass die Notlage nicht allzulange dauern würde, und besonders die Zugewanderten hofften, bald wieder in ihre Heimat zurück zu dürfen.

Es gab aber auch Einzelfälle, wo den Vertriebenen die Aufnahme verweigert wurde. Eine Betroffene erzählte mir von ihrer damals bitteren Erfahrung. Ihre Familie: die Mutter 32 Jahre, die Töchter 12 und 11, der Sohn 4 und der Großvater 65 Jahre alt, der Vater in Russland vermisst! Diese Familie wurde in ein landwirtschaftliches Anwesen eingewiesen, in welchem eines von den 6 Zimmern beschlagnahmt worden war. Die Landwirtschaftsfamilie selbst umfasste 6 Personen. Als die eingewiesene fünfköpfige Familie ankam, kam der Bauer heraus, besah sich die Frau mit den 3 Kindern und dem alten Großvater und sagte unmissverständlich: „Ich brauche Leute zum Arbeiten! Ihr kommt mir nicht ins Haus!“ Traurig und ratlos zog die Familie mit ihrer knappen Habe wieder zurück zum Verteilungsplatz. Dort war aber niemand mehr und auch niemand zu finden, der sich um sie kümmerte. „Wir kamen uns vor wie Maria und Josef auf der Herbergssuche!“, so die Betroffenen. Es dämmerte schon, und die fünf standen immer noch hilflos im Freien. Da trat der Kirchenbauer von nebenan heraus und sagte: „Leutl, habt’s noch immer keine Unterkunft? So kommt halt zu uns rein!“ Beim Kirchenbauer waren sie selbst 5 Personen mit 6 Räumen einschließlich Küche. Die Vertriebenenfamilie bekam die Bauernstube, ein Herd wurde aufgestellt, Matratzenlager hergerichtet und alle mit Milch, Brot, Kartoffeln und dem Nötigsten versorgt. Das ist nur ein Beispiel für Egoismus und Hartherzigkeit einerseits und Mitgefühl und Hilfsbereitschaft andererseits am selben Tag, im selben Ort.

Wenn damals in den Dörfern auch einfache Verhältnisse herrschten und durch die harten Kriegsjahre die Einheimischen selbst bescheiden leben mussten, so wurde doch den Neuankömmlingen geholfen, so gut es ging. Die Vertriebenenfamilien erhielten Krautgärten zugewiesen, wo sie mit viel Fleiß Gemüse und Feldfrüchte anbauten; sie erhielten Torfstiche zugewiesen, um sich mit Heizmaterial versorgen zu können. Die Leute legten aber auch überall mit Hand an, halfen in der Landwirtschaft und stellten ihre handwerklichen Fähigkeiten als Schreiner, Schuster, Schächfler, Schneider oder Maurer zur Verfügung, verdienten damit ihren Unterhalt und bald auch volle Anerkennung im Dorf.

Die Einwohnerschaft unserer Gemeinde war so über Nacht um die Hälfte gewachsen. Das hatte auch Auswirkungen im öffentlichen Bereich. Die zweiklassige Volksschule, die vorher schon überfüllt war, musste im Schichtbetrieb von nur zwei Lehrkräften geführt werden, die zeitweise über 200 Schüler unterrichteten. In der ohnehin zu kleinen Kirche sah sich der Pfarrherr, selbst Vertriebener, genötigt, sonntags viermal Gottesdienst zu halten. Selbst im Friedhof wurde es eng, denn es gab auch dort keine Ausgrenzung.

Einheimische und Neubürger stellten damals keine hohen Ansprüche. Man war zufrieden, wenn man ein Dach über dem Kopf und zu essen hatte. Die Neubürger suchten und fanden Arbeit in der Landwirtschaft, auf dem Bau, im Torfwerk oder in der aufstrebenden Lederfabrik. Sie engagierten sich sehr bald in der Kommunalpolitik und stellten bei der ersten Kommunalwahl mit einer eigenen Liste bald 3 von 8 Gemeinderäten. Sie wurden aktive Mitglieder in den örtlichen Vereinen und fanden nicht nur Anschluss an die Dorfgemeinschaft, sondern wurden bald ein Teil davon.

Mit der Währungsreform Mitte 1948 gab es besonders auch für die Neubürger neue Perspektiven. Von den 324 zugewanderten Vertriebenen sind im Laufe der Zeit bis

heute 223 Personen verzogen, um entsprechende Arbeit andernorts zu finden, oder wegen Verheiratung oder Familienzusammenführung abgewandert. 101 Personen haben in Rott endgültig eine neue Heimat gefunden. 25 Familien haben sich hier ein neues Heim geschaffen, meist auf Bauplätzen von der Gemeinde, die anfangs nur 75 Pfennig pro Quadratmeter kosteten. 65 Vertriebene vollzogen durch Eheschließung mit gebürtigen Rottern oder Rotterinnen die Integration perfekt und brachten neuen Schwung und frisches Blut in unser Dorf.

Heute ist wohl allen klar, dass der Fleiß und die Schaffenskraft der Vertriebenen und Flüchtlinge einen beträchtlichen Anteil am deutschen Wirtschaftswunder hatten und den Herkunftsländern diese Kräfte für einen Aufschwung heute noch fehlen.

*Ignaz Schiele*

### 3

*Pfarrer Alois Summer, jetzt im Heilig-Geist-Spital in Landsberg, berichtet über die Ankunft und Verteilung der Heimatvertriebenen aus dem Sudetenland in Meringerzell, einem Dorf mit 130 Einwohnern im Altbayerischen bei Mering:*

Am 16. September 1946 kamen die Heimatvertriebenen im Gasthof in Meringerzell zusammen, dort wurden sie durch den Bürgermeister auf die einzelnen Häuser verteilt. Auf meinen elterlichen Hof mit 50 ha – wir waren 7 Kinder zu Hause – wurde eine Familie mit 3 Kindern und ein älteres Ehepaar zugeteilt. Am Ende der Verteilung blieben aber noch zwei ältere Ehepaare übrig. Als mein Vater sah, dass niemand bereit war, sie noch zu sich zu nehmen, konnte er aus seiner christlichen Überzeugung nicht verantworten, sie auf der Straße zu lassen. Er war deshalb bereit, sie noch zusätzlich in dem elterlichen Hof mit aufzunehmen. Alle bekamen ein abendliches Essen, Schränke wurden geleert und Betten hergerichtet. So lange sie keine eigene Kochgelegenheit hatten, konnten sie in der großen Küche ihr Essen zubereiten. Milch, Butter und Brot bekamen sie gratis. Die einen blieben zwei, die anderen vier, die letzten sechs Jahre im Haus. Es war ein familiäres Miteinander bei aller Belastung und Schwierigkeiten. Später ermöglichte mein Vater, dass auf seinem Grund am Ende des Dorfes drei Einfamilienhäuser gebaut werden konnten.

### 4

*Die Familie von Frau Stefanie Thiel, geb. Melzer, Jahrgang 1920, wurde aus Kriegsdorf, Kreis Römerstadt im Ost-sudetenland, vertrieben. Sie berichtet:*

„... Mitte März 1946 war es für uns schreckliche Wirklichkeit. Ein Teil unseres Dorfes und aus der Umgebung wurden ins Lager transportiert. Meine Eltern, meine 81jährige Großmutter und ich waren dabei. Nochmals wurden die uns verbliebenen Lumpen durchsucht und manches noch weggenommen. Das Lager wurde von tschechischem Militär bewacht. Nach tagelangem Lagerleben wurde der Transport zusammengestellt. Wir wurden zum Bahnhof in unserem Heimatdorf transportiert, weil dieses an der Hauptstrecke Troppau-Olmütz liegt. Dort stand schon ein langer Zug mit 40 leeren Viehwagons bereit. Wir wurden aufgeteilt und zu je 40 Personen, gleich ob Krankenlager oder Kinderwagen dabei, in einen Wagon gepfercht. Als wir alle wie Vieh verladen waren, wurden die Tore zugerollt und der Zug setzte sich in Bewegung, ins Ungewisse. Wir damals Jüngeren fingen an zu singen: „Nun ade du mein lieb Heimatland, lieb Heimatland ade“. Die Älteren weinten bitterlich. Kaum waren wir eine Stunde gefahren, verstarb meine Großmutter, die wir auf eine Truhe gebettet hatten. Sie war einfach ermattet eingeschlafen. Der Zug fuhr weiter und weiter, bis er endlich einmal hielt, noch auf tschechischem Gebiet. Wir riefen durch die Gitterstäbe des Viehwagons: „Eine Frau ist gestorben!“ Man rollte die Tore auf, eine Bahre wurde hereingeschoben, meine Oma daraufgehoben und rausbefördert. Wo

man sie verscharrt hat, wir wissen es nicht, denn der Zug rollte gleich wieder weiter.

Nach stundenlanger Fahrt, die uns wie eine Ewigkeit vor- kam, merkten wir, dass ab und zu auf Bahnhöfen Wagons abgekoppelt wurden. Wir waren also schon in Bayern. Die letzten sieben Wagons fuhren in den Landsberger Bahnhof ein. Es war der frühe Morgen des 27. März 1946. Die Tore der Wagons wurden aufgerollt und es hieß, wir dürften raus, aber uns nicht entfernen. Vorsichtig kletterten aus jedem Wagon die Jüngerer. Wir gingen auf und ab und überlegten, wo wir wohl seien. In der Stille des Morgens hörten wir aus der Nähe ein gewaltiges Rauschen. Wir wunderten uns und fragten einander, was das wohl sein möge. Ein freundlicher Eisenbahner kam vorbei und erklärte uns, wir seien in Landsberg. In der Nähe fließe der Lech und das gewaltige Rauschen käme vom Wehr. Es klang auf einmal wie Gruß und Hoffnung zugleich. Der Lech und sein Wehr mit seinem tosenden Brausen begrüßte uns als einziger.

Allmählich trafen Fahrzeuge ein, kleine Laster und, ich glaube, auch ein Bus. Wir – meine Eltern und ich – waren in dem Kleinlaster der Firma Landersdorfer dabei. Nun fuhren wir über die Lechbrücke, sahen das Wehr, fuhren über den Hauptplatz, die Neue Bergstraße hinauf zum Gasthaus „Stadt München“. Alles, was ich während der kurzen Fahrt gesehen hatte, gefiel mir sofort. Hier war nun ein Lager eingerichtet, ein Raum mit Stroh auf dem Fußboden für die Nacht. Tagsüber durften wir in den Garten, aber nicht weiter, denn wir hatten ja noch keine Papiere. Als bald kamen hiesige Leute an, die fragten, ob jemand bei ihnen arbeiten wolle, so auch gleich das Ehepaar Landersdorfer. Sie wollten aber nur mich, wir jedoch wollten erst mal zusammen bleiben.

Bald kam das Ehepaar Arnhard vom Arnhardhof an der Weilheimer Straße. Sie fragten: „Kannst du mischta? Kannst du melka?“ Das konnten wir, hatten wir doch in der Heimat selbst eine kleine Landwirtschaft. Mein Vater war Zimmermann und führte diesen Beruf nebenbei aus. Also gingen wir zum Arnhard und arbeiteten als Knechte. Etwas später bewarb sich mein Vater bei der Stadt als Zimmermann und wurde vom Stadtbaumeister Dengler eingestellt. Dadurch bekamen wir von der Stadtverwaltung eine Wohnung zugewiesen, und zwar im Lechsalzstadl gegenüber dem Finanzamt.

Oh, wie erschrak ich, als ich das erste Mal da hineinkam. Meterdicke Mauern, kleine Fenster und keine Sonne! Nur dumpfe Kälte kam uns entgegen. Die städtischen Laster fuhren direkt an der Wohnungstür vorbei ins Stadelinnere. Aber fast noch dankbar nahmen wir die so unfreundlichen Räume an und zogen ein. Aus der Nachbarschaft bekamen wir einige ausrangierte Möbel: einen Tisch, ein Regal und drei Hocker. Am schlimmsten waren jedoch der Hunger und die Kälte. Gleich um die Ecke, in Richtung Hauptplatz, war die Metzgerei Rößle, wo wir unsere karge Fleischration kauften. Hier war man freundlich, und die Metzgersfrau tat uns öfter mit verschmitztem Augenzwinkern ein Würstchen mehr in die Tüte. Wir wussten das dankbar zu schätzen.

Eines Tages erhellte eine Freudennachricht unser tristes Leben. Mein jüngerer Bruder, der ja im Januar 1945 16jährig noch an die Front musste, hatte sich gemeldet, nachdem er uns verzweifelt gesucht hatte. Nach einem barbarischen Winter in russischer Kriegsgefangenschaft wurde er mit einem Krankentransport nach Deutschland entlassen. Tage später stand er vor der Tür unserer Behausung. Aufgeschwemmt, krank und noch so jung! Die Freude auf beiden Seiten war riesengroß, als wir uns in die Arme fielen. Er durfte zwei Wochen zu Familie Laber an der Alten Bergstraße zum Mittagessen kommen. Das war eine große Hilfe für uns. Er erholte sich etwas und beendete seine in der Heimat begonnene Schreinerlehre bei Firma Baumann, erkrankte aber erneut schwer an den Folgen der Gefangenschaft. Bis man die Ursache erkannte, war es aber zu spät:

ein inneres Geschwür an der Wirbelsäule hatte die Leber angegriffen, und er starb im Versehrtenkrankenhaus in Bad Tölz. Als ob wir nicht schon genug an Leid erfahren hätten, war das wieder ein schwerer Schlag für unsere Familie. (Der ältere Bruder war 1943 bei Gomel in Russland gefallen!)

Schon längst hatte ich inzwischen eine Arbeit gefunden, und zwar in der Gärtnerei Dilly an der Katharinenstraße. Dort arbeiteten auch die beiden Cousinen von Frau Charlotte Adler, die Bahr-Schwwestern. Sie waren, wie auch Frau Adler, mit dem selben Transport angekommen, nur in anderen Wagons. Die Arbeit an der frischen Luft zwischen Blumen und Gemüse gefiel uns gut. Wir konnten bei der Arbeit über unsere Sorgen reden, uns aufmuntern, und oft gab es auch etwas zu lachen. Der Gärtnermeister gab uns manchmal einen Salat oder etwas Gemüse mit nach Hause, das war zu jener Zeit viel wert, außerdem blieb uns so das Schlange- stehen im Gemüsegeschäft erspart. Meine Mutter arbeitete schon lange in der Mädchenschule, wo sie den Kloster- schwwestern die Klassenzimmer putzen half.

Ich hatte inzwischen 1947 geheiratet und hieß nun Thiel. Mein Mann arbeitete als Maler im Fliegerhorst Penzing und später bei der Hundewache im Schichtdienst. 1948 kam unser Sohn zur Welt, aber immer noch wohnten wir mit unseren Eltern zusammen im Lechsalzstadl, noch 6 weitere Jahre. Heute wundere ich mich, wie wir das mit einem Kleinkind durchhielten. Staatliche Hilfe und Unterstützung gab es damals noch nicht.

So nach und nach entstanden an der Breslauer Straße neue Blockbauten, die hauptsächlich von Heimatvertriebenen bezogen wurden. Wir meldeten uns auch an. Man machte uns zwar Hoffnung, wir sollten aber viel Geduld zum Warten haben. Bald entstand ein Querbau von der Breslauer Straße zum Hindenburgring. Wir gingen oft vorbei und sahen sehnsüchtig das im Rohbau stehende Haus mit seinen vielen Fenstern an. Was wir nie zu träumen wagten, passierte: Ein Brief flatterte zu uns in den Salzstadl mit der Nachricht, dass das Haus am Hindenburgring im Juni 1953 bezugsfertig werde und wir bei denen seien, die einziehen durften. Wir konnten kaum noch schlafen vor Freude. Endlich war es so weit. Am 15. Juni 1953 bekamen wir die Schlüssel für unsere Wohnung im 2. Stock. Auf einmal Licht und Sonne überall! Sogar eine Balkontüre und ein Bad hatten wir. Mir war es wie ein Traum, und ich fürchtete, ich könnte aufwachen und wir wären wieder im finsternen Salzstadl. Glaspalast nannte man damals das Haus wegen der vielen Fenster. Noch im gleichen Jahr starb aber – er wohnte noch immer im Salzstadl – mein Vater. Meine Mutter und ich waren bei ihm. Er hatte sein Rentenalter nicht erreicht. Meine Mutter verlebte ihre letzten Lebensjahre in der freundlichen Siedlung in unserer Nähe. Unser Sohn Werner, der in den ärmlichen Verhältnissen im Salzstadl zur Welt gekommen war, wohnt schon lange mit seiner Frau in Kaufering. Von Beruf ist er Bauingenieur und arbeitete viele Jahre als Beamter in der Oberfinanzdirektion in München. Seitdem ein Staatliches Hochbauamt in Landsberg eingerichtet wurde, hat er seinen neuen Arbeitsplatz in seiner Heimatstadt gefunden.

Wenn wir schon die Ungerechtigkeit der Vertreibung erliden mussten, so freue ich mich doch, dass ich das Glück hatte, nach Landsberg zu kommen. In dem freundlichen Städtchen kam man trotz allem gut zurecht. Ein weiteres Glück ist, dass wir unsere allseits beliebte Frau Charlotte Adler haben, unsere Obmännin der Sudetendeutschen Landsmannschaft. Sie versteht es meisterhaft, die Landsmannschaft mit Schwung und die heimatlichen Sitten lebendig zu erhalten. Denn obwohl wir uns in Landsberg gut eingelebt haben, werden wir unsere alte Heimat nie vergessen.

*Geschrieben aus der Erinnerung von Stefanie Thiel, geb. Melzer, Landsberg, Hindenburgring 78*

*Artur Kleinert, geboren 1926 in Bunzelwitz bei Schweidnitz in Schlesien, gelernter technischer Zeichner, erlebte das Kriegsende als Gefreiter bei der Kriegsmarine. Nach der Flucht aus einem britischen Internierungslager blieb er auf dem Wege nach seiner schlesischen Heimat in Sachsen hängen, wohin seine Eltern „ausgesiedelt“ wurden. Nach Arbeit beim Bauern und im Uranbergbau im Erzgebirge gelang ihm die beschwerliche Flucht zu seinem Onkel im Sauerland, wo er wieder bei einem Bauern als Holzfuhrknecht landete. Von dort lud ihn sein Bruder, der in Penzing als Installateur Arbeit gefunden hatte, zu sich nach Bayern ein. Artur Kleinert berichtet:*

Am 1. Oktober 1947 bin ich nach Penzing gekommen und habe mich bei der Firma Butzer beworben. Ich brauchte aber wieder eine Aufenthaltsgenehmigung vom Landratsamt. Damals war der Flüchtlingskommissar bei Manhart am Hauptplatz. Mein Antrag wurde abgelehnt. Da blieb ich auf der Treppe sitzen, die zur Aufnahmestelle hinauf führte. Als sie Feierabend machen wollten, war ich ein Hindernis, und dann habe ich doch die Genehmigung bekommen, so dass ich als Maurerhelfer bei der Firma Butzer Arbeit und im Waldlager Penzing eine Schlafstelle im Doppelstockbett bekam. Die Firma arbeitete am Wiederaufbau des zerstörten Fliegerhorstes für die US Air Force. Als in der Werkstatt Helfer gesucht wurden, konnte ich überwechseln und wurde wie mein Bruder auch Installateur. Nach einem halben Jahr kam ich dann ins Wasserwerk und habe von 1948 bis 1988 in der Wasserwerkstatt gearbeitet.

1948 war ein Schicksalsjahr für mich. Meine Eltern feierten in Sachsen Silberhochzeit. Nach einer Reise zu ihnen mit Hindernissen wollten wir – mein Bruder und ich – eigentlich in Sachsen bleiben. Erst dort kam mir zum Bewußtsein, was ich mich getraut hatte: Die hätten mich doch einsperren können, denn die wussten doch, dass ich aus dem Uranbergbau getürmt war. Aber die Nachbarn haben alle, Gott sei Dank, dicht gehalten, und wir fuhren beide wieder zurück nach Penzing. Im Waldlager besuchte in der Nachbarschaft eine junge Frau aus Leipzig ihren Bruder, und mit der nahm ich langsam Kontakt auf. Sie kam auch aus Schlesien, aus Hohenliebental bei Goldberg. Am Tage der Währungsreform verlobten wir uns und legten gleich unser Geld zusammen, so hatten wir statt 40 zusammen 80 neue Deutsche Mark. Am 16. Oktober 1948 heirateten wir in der Christuskirche in Landsberg. Auch war an diesem 16. Oktober Kirchweihfest, und wir beschlossen abends ins Dorf zum Kirchweihfest zu gehen. Als meine Frau im Brautkleid mit uns die Tür zum Festsaal öffnete, sah uns die Kapelle und spielte: „Alle Vögel sind schon da“. (Meine Frau ist eine geborene Vogel.) Das war ein Empfang! Dann ist meine Frau durchgeschwenkt worden, ein ganz kostenloses Vergnügen.

Mit aller Kraft habe ich dann im Waldlager einen leeren Raum als Wohnung ausgebaut, das waren zwei kleine Räume, im ganzen 18 Quadratmeter, aber das hat für uns jung Verheiratete gereicht. Dann kauften wir uns so langsam alles zusammen, denn wir arbeiteten gut. Meine Frau half bei amerikanischen Familien, mit denen wir noch heute Kontakt pflegen. Im Waldlager gab es für etwa 300 Personen nur drei Wasserstellen. Als mir der Sportverein für ihn nicht brauchbare 3/4-Zoll-Rohre schenkte, konnte ich von der Wasserstelle im Wald in unsere Baracke eine Wasserleitung legen. Ich habe dann noch aus Zinkblech einen Ausguss mit Ablauf in den Kiesboden gemacht, wo das Wasser versickern konnte.

Bei Penzing standen vom Kriege her zwei Barackenlager, das Obere Lager beim Fliegerhorst und das Waldlager südöstlich von Penzing. Im Oberen Lager waren bis 1939 Bauarbeiter für den Fliegerhorst, von 1940 bis Kriegsende französische Kriegsgefangene und danach deutsche Solda-

ten untergebracht. Nach deren Entlassung kamen dann Heimatvertriebene zu den Männern, die dort geblieben waren. 1964 sind die letzten Baracken verschwunden, jetzt ist es wieder Acker. Im Waldlager war früher ein Schießstand und eine Waffenmeisterei. Dort wohnten wir in einer der 7 Baracken. Herr Trüb war Verbindungsmann zwischen Waldlager und Pfarrer. Er bekam etwas Zuteilung, da kriegte man mal Messer, Gabeln und Löffel, auch etwas von der Caritas. Die „Schweizer Baracken“ hatte die Schweiz für Vertriebene gestiftet. Den Wald haben wir gerodet und Äcker angelegt. Heute sind dort Schrebergärten. Bei der Lagerauflösung im Jahre 1964 habe ich mit Kreisbaumeister Fuchs zusammengearbeitet und die Bestandsaufnahmen für das Obere Lager und das Waldlager gemacht.

Als Schichtarbeiter im Wasserwerk des Fliegerhorstes fand ich in unserer Wohnung im Waldlager aber tagsüber keine Ruhe, da in der Nachbarschaft Familien mit 3 und 5 Kindern wohnten. Deshalb baute ich 1956 auf einem Grundstück von der Gemeinde ein Haus, als ich die Zusage für 6000 DM vom sozialen Wohnungsbau erhielt. Wie primitiv wir damals aber gebaut hatten: der Beton wurde noch mit der Hand gemixt. Penzing war im Wachstum. Vor unserem Haus war früher Ackerland, da wurde mit den Pferden Mist gefahren, und wir haben im Winter die Pferdeäpfel gesammelt für den Garten, wo wir Kartoffeln, Gemüse und Obst selbst anbauen.

1956 wurde ich in den Gemeinderat gewählt und war von 1960 bis 1990 2. Bürgermeister. Ich habe immer das Gemeinwohl, das Gemeinwohl im Vordergrund gehalten, und das hat mir die Sympathien der Penzinger eingebracht. Bei jeder Kommunalwahl wurde ich als Gemeinderat und 2. Bürgermeister wiedergewählt. Ich war bei sämtlichen Vereinen Penzings, Gründungsmitglied des Schützenvereins und der Wasserwacht, Gründungsvorstand des Gartenbauvereins und 13 Jahre Vorstand des Krieger- und Soldatenvereins. 6 Jahre war ich im evangelischen Kirchenvorstand und lange Jahre Glöckner von St. Anna in Penzing. Von 1962 bis 2002 war ich Wasserwart der Gemeinde und von 1990 bis 1996 Vorstand der Pössinger (Wasser-)Gruppe und Verbandsrat. 1985 wurde mir der Ehrenring der Gemeinde Penzing verliehen. Das ist ein Zeichen, dass die Penzinger Bürger mit meiner Arbeit sehr zufrieden waren. Ich bin froh, dass ich Penzing nach vielen, vielen Wegen erreicht habe, dass ich hier eine neue Heimat und ein Juwel von Frau gefunden habe, und ich hoffe, dass ich im Leben noch lange dabei sein kann.

*(Auszüge aus einer Tonbandaufnahme von Frau Elisabeth Bräuer am 18.02.2006)*

## 6

*Ingeborg Meir, geb. Treumer aus Arnoldsühle bei Breslau, Jahrgang 1927, mußte während ihrer Lehrzeit zum Reichsarbeitsdienst, arbeitete in Munitionsfabriken im Raum Berlin und wurde dort nach einem schweren Luftangriff am 24. März 1945, ihrem 18. Geburtstag, entlassen. Sie berichtet:*

Ab dem 25.3. saß ich tagelang im Eisenbahnwagen eines Zuges, der uns aus Berlin herausbrachte. Bei Fliegeralarm mussten wir unter die Wagons in Deckung kriechen. Ich wollte zu meinem Vater nach Landsberg, der dort als Maurerpolier bei der Organisation Todt dienstverpflichtet war. Als ich nach 4 Tagen Bahnfahrt in Augsburg ankam, nahm sich eine Frau meiner an, und ich durfte bei ihr übernachten. Nach weiteren zwei Tagen kam ich nachts in Landsberg bei der Unterkunft meines Vaters in der Ignaz-Kögler-Straße an. Mein Vater war nicht da, denn er hatte einen Einsatz an einer Landebahn im Schwäbischen (bei Kaufbeuren). Ich durfte aber in seiner Wohnung schlafen. Als ich ihn endlich gefunden hatte, bekam ich eine Arbeit im Iglinger Sommerkeller bei der Materialausgabe des Lagers. Bei Tieffliegerangriffen

suchten wir Deckung im Wald. Dann hieß es: „Landsberg wird verteidigt, schaut zu, dass ihr aufs Land kommt, ehe die Lechbrücken gesprengt werden!“ Aber in Utting wollten sie mich nicht haben. Schließlich fand ich bei einem Dentisten auf dem Minihof des Pferdegestüts bei Entraching eine Bleibe. Dann hieß es: „Der Krieg ist zu Ende“. Zuerst kamen die Amerikaner, dann die Franzosen und dann die Marokkaner. Das war furchtbar, die machten, was sie wollten. Als der Minihof brannte, wurden wir zur Rettung über eine Geheimtreppe in den Pferdestall geführt, wo wir uns bei den Pferden verstecken konnten. Ich weiß nicht mehr, wie viele Mädchen wir waren; fünf oder zehn? In der Nacht wollten wir dann querfeldein zu einem Einödhof rennen, fanden ihn aber in der Dunkelheit nicht, nur einen Holzstadel. Am nächsten Morgen stand das Haus vor unseren Augen. Die Bauernfrau, die selbst mit ihren Kindern große Angst hatte, wollte uns aber nicht aufnehmen; wir sollten sehen, dass wir eine andere Unterkunft bekämen. Ein Mädchen hatte Verwandte in Stadl, und hier durften wir ein paar Tage bleiben. Inzwischen hatten die Franzosen in Finning eine Kommandantur eingerichtet. Nach zwei Tagen baten wir bei der französischen Kommandantur um Schutz und durften bleiben.

Als sich alles beruhigt hatte, erfuhr ich, dass mein Vater wieder in Landsberg war, und zog zu ihm. Wir wohnten zuerst in einem Bauernhof (Augsburger – Iglinger Straße), dann in einem Zimmer an der Katharinenstraße. Am 1. August 1945 erhielt ich von den Amerikanern meinen Entlassungsschein aus der deutschen Wehrmacht. Zuerst habe ich in der Kaserne (DP-Lager) bei Juden aus den Konzentrationslagern gearbeitet, es war schwer. Mit meinen 18 Jahren war ich noch ahnungslos, das schrecklich Grausame in den KZ-Lagern erfuhr ich erst später. Als mein Vater und ich im Gasthaus „Christeiner“ wohnten, hatte ich immer wieder Gelegenheitsarbeiten in Bäckereien und Gasthäusern, auch bei den Amerikanern im „Schafbräu“. Als ich dort wegen zu kleiner Schuhe einen entzündeten Fuß bekam, hat einer der Amerikaner meinen Zeh operiert, was auch gut verheilte.

Meine Mutter war mit ihren Geschwistern in unserem Haus in Breslau-Schmiedefeld zurückgeblieben, und wir fürchteten, dass sie den Sturm auf Breslau nicht überlebt hätten. Das Haus, das mein Vater 1935 gebaut hatte, war auch von der Artillerie getroffen worden. Mein Vater hat immer wieder nach Breslau geschrieben, erhielt aber nie eine Antwort. Als endlich Ostern 1946 die Post nach Breslau durchkam, war Mutter schon ausgewiesen. Das erfuhr Vater vom Suchdienst des Roten Kreuzes. Sie war nach Waldheim in Sachsen gekommen, wo sie mit ihrer Schwester in einer Waschküche wohnte. Sie hatte gedacht, wir beide – Vater und ich – seien tot. Weil meinem Vater die Zuzugsgenehmigung für seine Frau verweigert wurde, fuhr er 1947 nach Waldheim und holte sie ab.

Meinen Mann habe ich in Landsberg kennengelernt, er war Werkzeugmacher bei der Pflugfabrik, im Kriege aber in die „Muna“ verpflichtet, um Munition zu entrostern. 1948 haben wir geheiratet, er brachte eine kleine Tochter mit in die Ehe. 1949 bekamen wir eine eigene Zweizimmerwohnung in einer Baracke der Epfenhauser Siedlung. In unserer Nachbarschaft wohnten auch Flüchtlinge aus Schlesien, und man half sich gegenseitig. Mit dem bayerischen Dialekt hatte ich große Schwierigkeiten, und es dauerte lange, bis ich ihn verstand. Ich fand Arbeit bei den Amerikanern im Fliegerhorst und später bei ihren Familien in Penzing. Sie waren freundlich und schenkten mir Sachen, abgelegte Kleider und immer wieder Obst, Schokolade und Orangen. 1962 zogen alle Amerikener weg. Nach Jahren haben sie mich nach Maryland eingeladen.

1959 begannen wir ein Reihenhaus an der Iglinger Straße zu bauen. Mein Vater, der bis 1957 im Fliegerhorst gearbeitet hatte, half nach Kräften mit, und 1961 konnten wir zu

meinem Geburtstag mit meinen Eltern in das fertige Haus einziehen.

Von 1962 bis 1973 habe ich in der Munitionsfabrik gearbeitet. Mein Mann war im „Bunker“ der Welfenkaserne beschäftigt. Dort verunglückte er im Dezember 1985 bei einem Arbeitsunfall tödlich. Vorher hatten wir noch die Hochzeit seiner Tochter gefeiert.

Mein Vater war Gründungsmitglied der Landsmannschaft Schlesien und im Vorstand aktiv. Er starb am 21.4.1970, meine Mutter lebte bei uns bis zum 14.4.1977. Seit 1978 bin ich viele Male wieder in meiner alten Heimat in Breslau gewesen, und mit der Polin in unserem Haus entstand eine herzliche Freundschaft. Regelmäßig schicke ich ihr Pakete. Ich trat erst 1982 der Landsmannschaft Schlesien bei und übernahm nach dem Tode von Frau Walter die Aufgabe der Frauenreferentin. Auch betreute ich die russischen Spätaussiedler im Gasthof „Goggl“.

Wenn ich zurückblicke, wie ich in Landsberg angekommen bin, habe ich großes Glück gehabt, dass ich meine Eltern wiedergefunden habe und gleich Arbeit bekam, so dass wir uns ein neues Heim aufbauen konnten.

*(Nach der Tonbandaufnahme niedergeschrieben von Elisabeth Bräuer am 27.2.2006)*

## 7

*Frau Ingeborg Neumeyer (siehe Bericht Nr.1) gibt hier eine erweiterte Fassung ihrer Darstellung im oben erwähnten Sammelband „Bemerkenswerte Frauen in und um Landsberg“ über ihre Vertreibung und den Neuanfang im Landkreis Landsberg:*

Am 26. April 1946 wurden wir – Vater, Mutter, kleine Schwester, Bruder und ich – aus dem Sammellager Nikolsburg mit einem Transport von 1200 Personen in 40 Viehwagons mit je einem Bleicheimer als Toilette zu je 30 bis 35, meist Frauen mit Kindern und Alte samt dem wenigen Gepäck und Kinderwägen, aus unserer Heimat abgeschoben. Während der Fahrt wurden die Wagontüren etwas geöffnet, um frische Luft zu bekommen, denn in den Viehwagons war es sehr eng und dunkel. Fuhren wir durch Dörfer oder Städte, mussten die Türen geschlossen bleiben, da die Tschechen den Zug mit Steinen bewarfen. Die zwei Wochen lange Fahrt führte über Brünn und Prag nach Taus, wo der Transport an die Amerikaner übergeben wurde. Vor Erreichen der tschechisch-bayerischen Grenze durchsuchten die tschechischen Bewacher nochmals das wenige Hab und Gut der Vertriebenen und nahmen sich, was sie brauchen konnten. Gleich nach Passieren der Grenze rissen wir als erstes das „N“ (für Nemeč = Deutscher) von unserer Kleidung und warfen es aus dem Zug. In Furth im Wald wurden wir gepflegt und in das Auffanglager in München-Allach weitergeleitet. Nach etwa 5 bis 6 Tagen, in denen wir registriert, ärztlich untersucht und nochmals entlaust wurden, wurden wir wieder in Transporte aufgeteilt, die in die Städte und Landkreise fuhren, wo die Menschen untergebracht werden sollten.

Am 28. April kam meine Familie mit vielen anderen im Bahnhof von Landsberg an, wo ein Teil der Vertriebenen in der Stadt untergebracht, der andere auf Lastwagen geladen und auf die Dörfer verteilt wurde. Wir kamen nach Stoffen, wo wir mit den anderen im leeren Saal des Wirtshauses zwei Tage auf einer Strohschütte kampierten. Am zweiten Tage mussten die Vertriebenen sich beim örtlichen Bürgermeister melden, der uns auf die verschiedenen Bauernhöfe in die beschlagnahmten Räume einwies. Weil wir aber fünf Personen waren, fanden wir in Stoffen nirgends eine Unterkunft, keinen Raum, keine kleine Kammer. Daher schickte uns der Bürgermeister am nächsten Tag in das Nachbardorf. Ich sehe das Bild noch heute vor mir: Mein Vater, völlig abgemagert, in seiner zerlumpten Wehrmachtsuniform, so wie er aus der russischen Gefangenschaft gekommen war; meine

Mutter mit ein paar Habseligkeiten in einem Kopfkissenbezug auf dem Rücken, im kaputten Kinderwagen unser kleiner Bruder, so zogen wir zu Fuß wie die Zigeuner – meine Eltern völlig verzweifelt – nach Ummendorf.

Aber auch hier fand der Bürgermeister für uns fünf Personen keine gemeinsame Unterbringungsmöglichkeit, und so wies er uns nach endlosen bangen Stunden auf zwei verschiedene Bauernhöfe ein. Vater, Mutter und das Kleinkind bekamen einen etwa 16 qm großen Raum zugeteilt, meine Schwester und ich kamen in einen anderen Bauernhof, aber dort gab es keinen Raum für uns, sondern nur eine Schlafstelle in der Wohnstube der sechsköpfigen Bauernfamilie. Tags über hielten wir uns bei den Eltern auf – zu fünft in 16 Quadratmetern! Im Raum meiner Eltern standen nur 1 Bett, 1 Tisch mit Bank und 1 Schrank. Den Ofen und einige Möbelstücke hatte der alte Bauer kurz zuvor aus dem Zimmer entfernt. Meine Mutter war völlig verzweifelt und weinte bitterlich. Wo sollte sie heizen und für uns fünf etwas kochen? Sie ging schließlich zum Bürgermeister, der dem Bauern befahl, den Ofen wieder zurückzubringen. Man sprach davon, dass es öfters Fälle gegeben habe, in denen die Bauern beschlagnahmte Räume unbewohnbar machten, nur um keine Flüchtlinge aufnehmen zu müssen.

Vater und ich, damals 16jährig, mussten sofort – Anfang Mai 1946 – beim Bauern schwere Feldarbeit leisten, Mutter half bei der Arbeit in Haus und Hof. Für die geleistete Arbeit gab es dann abends einen Teller Suppe, die oft nur aus Wasser, Schnittlauch und ein paar Spätzle bestand, und für jeden ein Stück Brot, manchmal auch etwas Milch für den Kleinen, der nach schwerer Krankheit noch sehr schwach und unterernährt war. Schwere und harte Wochen und Monate folgten. Große Not, die Sorge um das tägliche Brot und nicht zuletzt der Schmerz über die verlorene Heimat. Nur die Hoffnung auf eine baldige Rückkehr in die Heimat gab uns die Kraft, das schwere Schicksal zu ertragen. Ich war unendlich traurig und litt sehr darunter, dass ich nicht zum Abitur weiter aufs Gymnasium in Landsberg konnte, hatte ich doch schon 5 Gymnasialklassen in Brünn hinter mir – und so wurden alle Wünsche und Träume für mein späteres Leben zunichte gemacht. Meine Eltern konnten einen Schulbesuch in der Stadt nicht ermöglichen, es lag nicht nur am fehlenden Geld, sondern auch daran, dass ich durch meine Arbeit beim Bauern wenigstens einen Teller Suppe verdienen konnte.

Mein Vater fand als erster von uns nach etwa drei bis vier Wochen eine Stelle als Küchenhilfe in der Mannschaftskantine der amerikanischen Besatzungsmacht beim Fliegerhorst Penzing. Er musste Geschirr spülen, Kartoffeln schälen und Reinigungsarbeiten verrichten. Von den Essensresten, die auf den Tellern der Soldaten übrig geblieben waren, konnte er manchmal etwas mitnehmen, durfte sich aber dabei nicht erwischen lassen, denn das war verboten, und er hätte sofort seine Arbeitsstelle verloren. So konnten wir uns an diesen zusammengekratzten Essensresten manchmal ein bißchen satt essen, da wir ja immer Hunger hatten. Da es keine Fahrgelegenheit gab, musste mein Vater den Weg von Ummendorf nach Penzing – hin und zurück etwa 16 Kilometer – täglich zu Fuß zurücklegen und kam spät abends todmüde heim. Denn nach Dienstschluss arbeitete er noch weiter, er putzte den Soldaten die Schuhe, wusch auch mal ihre Wäsche und bekam als Entgelt eine Schachtel Zigaretten. Auch sammelte er die von den Soldaten weggeworfenen Zigarettenkippen und brachte immer eine kleine Tüte davon nach Hause, aus denen Mutter abends am wackligen Tisch den Tabak herauslöste. Dafür und für die Amizigaretten konnte sie dann beim Bauern Eier oder Mehl für die völlig unterernährte Familie eintauschen oder etwas Milch für den Kleinen.

Einmal konnte Vater eine Ami-Decke herausschmuggeln, die wir dann weinrot einfärbten. Mutter schneiderte mir dar-

aus einen Mantel. Ein andermal brachte er für mich amerikanische Schuhe mit, allerdings in verschiedener Größe, einer 41, der andere 42, trotzdem habe ich sie noch jahrelang getragen. Ich war überglücklich, weil ich den Weg nach Landsberg nun nicht mehr in meinen schweren Russenstiefeln zurücklegen musste, in denen mir die Füße schmerzten.

Im Sommer 1946 bekam meine Mutter eine Vorladung zur Gemeinde. Es war gegen sie Anzeige erstattet worden, weil mein kleiner Bruder – er war inzwischen 2 Jahre alt geworden – nackt im Garten herumgelaufen war. Da wir nur wenige Kleidungsstücke besaßen, wollte sie Mutter für den Winter schonen. Auf Geheiß des Bürgermeisters durfte sie den Kleinen nur noch bekleidet herumlaufen lassen. Für Mutter war dies eine furchtbare Erniedrigung, sie war tagelang völlig verzweifelt. In Ummendorf gab es auch relativ wohlhabende Bauernfamilien, die sonntags zur hl. Messe in die Kirche gingen. Denen wäre es ein Leichtes gewesen, aus christlicher Barmherzigkeit Mutter für den Kleinen ein Hemdchen, ein Jäckchen, eine Hose oder ein Paar Schuhe zu schenken. Mutter konnte die Demütigungen nicht ertragen und weinte oft bitterlich, wenn unsere Familie von so manchem Einheimischen als „Huraflüchtlinge“ bezeichnet wurden. Als ich mich als Siebzehnjährige ein wenig mit einem 19jährigen Burschen aus dem Dorfe anfreundete, verboten dies seine Eltern – Bauern – mit den Worten, eine Freundschaft zwischen Einheimischen und Vertriebenen sei eine „Blutschande“. Sie musste beendet werden. Die Einheimischen konnten sich nicht vorstellen, dass wir zu Hause wie sie gelebt hatten. Dabei hatte die Tschechoslowakei in den Dreißiger Jahren den höchsten Lebensstandard in Europa. Einmal habe ich zufällig erwähnt, dass ich Klavier spielen kann. Man starrte mich fassungslos an und konnte nicht glauben, dass es bei uns daheim ein Klavier gab. Viele meinten, wir kämen aus einem Entwicklungsland.

Meine Mutter wurde 1946 noch einmal schwanger, denn Verhütungsmittel gab es zu der Zeit nicht. Sie war im 7. Monat schwanger, als ihr im Mai 1947 jemand die Lebensmittelkarten stahl. Eine Familie ohne Lebensmittelkarten – das war eine Katastrophe! Mutter regte sich darüber so furchtbar auf, dass in der gleichen Nacht die Wehen einsetzten und sie ein behindertes Mädchen zur Welt brachte. Das Kind hat 13 Operationen über sich ergehen lassen müssen, aber unser Geschwisterchen ist auch groß geworden. Nun mussten wir zu sechst auf 16 qm leben.

Mutter ging neben ihrem 6-Personen-Haushalt und der Arbeit beim Bauern noch am Samstagnachmittag und Sonntag zum Putzen bei einer jüdischen Familie in Landsberg. Für 10 Stunden Arbeit bekam sie eine Stange Weißbrot. Zu Hause strickte sie dann noch bis in die Nacht hinein für diese Familie Westen, Pullover, Schals, Handschuhe usw. Die Bezahlung dafür war sehr schlecht, Geld gab es nicht, höchstens mal ein wenig Lebensmittel. Aber was an Wolle übrig blieb, durfte sie behalten und strickte uns Kindern davon etwas zum Anziehen für den Winter. Nach der Ernte sammelte Mutter mit uns beiden großen Töchtern auf den Feldern liegen gebliebene Ähren; in der Pitzlinger Mühle bekamen wir dafür ein Päckchen Mehl. Im Wald sammelten wir Brennholz und Tannenzapfen. So schlugen wir uns mehr schlecht als recht durch.

Nach und nach hatten wir alle einen Arbeitsplatz. Meine Schwester bekam eine Lehrstelle bei einem Rechtsanwalt. Bereits am 1. August 1946 hatte ich eine Stelle als Stenotypistin am Landratsamt Landsberg (Fahrbereitschaft Straßenverkehrsamt) bekommen. Mein durch Zufall gerettetes Zeugnis der 5. Klasse des Gymnasiums war ausschlaggebend für meine Anstellung. Steno hatte ich mir selbst beigebracht, und einen Kurs für Maschineschreiben hatte ich schon gleich belegt, als wir in Landsberg ankamen. Anfangs bekam ich monatlich 78 Reichsmark Gehalt, davon konnte ich für mich und unsere Familie ein paar Lebensmittel kau-

fen. (Ein Paar Damenstrümpfe kosteten damals auf dem „Schwarzen Markt“ 200 Reichsmark!). Da ich die 5 Kilometer nach Landsberg zu Fuß zurücklegen musste, ging ich schon um 5.30 Uhr los, damit ich rechtzeitig um 7.30 im Amt war. Gearbeitet wurde bis 18.30, am Samstag bis halb ein Uhr. Urlaub gab es nur eine Woche im Jahr.

Im Sommer war der Fußmarsch nach Landsberg für mich nicht so schlimm, aber die Wintermonate waren furchtbar. Viel Schnee gab es damals, und die Straße nach Landsberg war morgens noch nicht geräumt. In meinen Stiefeln eines gefallenen russischen Soldaten sank ich oft bis zu den Knien ein. Im Winter 1947/48 sorgte mein Chef vom Straßenverkehrsamt dann dafür, dass ich mit einem Fuhrunternehmer, der die Arbeiter mit einem Lastwagen aus den Dörfern morgens um sechs Uhr zur Arbeit bei den Amerikanern im Fliegerhorst Penzing brachte und über Landsberg fuhr, nach Landsberg mitfahren durfte. Überglücklich, nun nicht mehr – es war Winter – zu Fuß gehen zu müssen, nahm ich das Angebot an. Doch die Arbeiter wollten dies nicht und traten mir jedesmal, wenn ich mich auf die Ladefläche hochziehen wollte, mit den Füßen auf die Hände. An beiden Händen hatte ich von der schweren Zwangsarbeit in der Heimat – teils als Trümmerfrau – durch den Schmutz immer noch nicht ganz verheilte, z.T. offene, eitrige Wunden. Die Krusten der bereits verheilten Stellen brachen nun wieder auf und bluteten. Diese Verletzungen waren sehr schmerzhaft und wurden von den Arbeitskollegen im Büro mit Ekel gesehen. Ich war dann auch morgens schon um halb sieben in der Stadt; um nicht eine Stunde bis Arbeitsbeginn in der Kälte auf der Straße stehen zu müssen, setzte ich mich in die eiskalte Kirche. Ich hatte ja niemanden, wo ich mich sonst hätte unterstellen können. Lange habe ich das alles nicht ausgehalten. Ich bin dann lieber wieder zu Fuß gegangen, als mich weiter so schikanieren zu lassen.

Im Oktober 1948 wurde meine Abteilung im Landratsamt (Fahrbereitschaft – Straßenverkehrsamt) teilweise aufgelöst. Ich hatte dann das Glück, eine neue Anstellung beim Amtsgericht zu bekommen, denn unter den fünf Bewerbern hatte ich die Prüfung als Beste bestanden. Ich machte die Ausbildung zur Justizangestellten und arbeitete danach bis 1957 im mittleren Dienst am Amtsgericht. Unter anderem wurde ich 1953/54 auch als Protokollführerin bei reichen Vernehmungen im damaligen War Criminal Prison (WCP), dem Landsberger Kriegsverbrechergefängnis, eingesetzt. Die Arbeit im Amtsgericht hat mir sehr gut gefallen. Aber trotzdem bedauerte ich immer, dass ich nicht weiter auf die höhere Schule gehen durfte. Ich war in Brünn eine relativ gute Schülerin gewesen und hätte gerne das Abitur gemacht. Aber meine Eltern machten mir schnell klar, dass das unmöglich sei. Ich hätte wirklich gerne studiert, aber ich bin auch so zufrieden.

1948 bekam mein Vater auf Grund seines Berufes in der Gastronomie und im Hotelfach eine Stelle als Barkeeper im neu eröffneten amerikanischen Casino im ersten Stock des Hotels Zederbräu in Landsberg, wo er gut verdiente. Aber: Arbeitszeit täglich – auch sonntags – von 1 Uhr mittags bis spät in die Nacht, oft bis 3 Uhr morgens. Kein freier Tag, niemals Urlaub, den er so dringend nötig gehabt hätte, da Vater ja aus dem Krieg und der darauf folgenden Gefangenschaft mit schwerer Arbeit in russischen und tschechischen Bergwerken krank und schwach, abgemagert und völlig unterernährt zurückgekehrt war. Auch Mutter arbeitete trotz ihres 6-Personen-Haushaltes in diesem Casino mit, wenn meine Schwester abends nach Hause kam und ihr das zu betreuende behinderte Kind abnehmen konnte.

Und auch ich, die inzwischen neunzehnjährige Tochter, konnte nach Dienstschluss im Amtsgericht und oftmals auch am Sonntag auf Grund meiner Englischkenntnisse als Bedienung der Gäste an der Bar etwas Geld dazu verdienen, das so sehr gebraucht wurde. Es war aber eine sehr anstren-

gende Zeit für mich: Im Amtsgericht arbeitete ich bis halb sieben, hatte oft bei den Gerichtsverhandlungen den ganzen Tag mitstenografieren müssen und musste am nächsten Morgen wieder voll da sein. Diese Doppelbelastung hielt ich aber nur drei, vier Monate aus. Neun Stunden am Amtsgericht und über fünf Stunden an der Bar – es war einfach zu viel.

Im November 1949 bot uns der Besitzer des Zederbräus eine Holzbaracke an der Schongauer Straße zur Miete an, und so zogen wir von Ummendorf nach Landsberg. – Es waren dreieinhalb sehr schwere und harte Jahre in Ummendorf gewesen, Wochen und Monate voller Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit. Nur der Glaube an eine baldige Rückkehr in unsere mährische Heimat gab uns damals die Kraft, dieses schwere Schicksal zu ertragen. – So konnte unsere Familie nach dreieinhalb Jahren in ärmlichsten Verhältnissen aus diesem Bauerndorf auf dem Anhänger eines Traktors nach Landsberg ziehen. Nun hatten die täglichen, oft beschwerlichen Fußmärsche zur Arbeitsstelle und zurück ein Ende gefunden. Einige Zeit später kauften meine Eltern diese Baracke, den Preis dafür konnte mein Vater dann in monatlichen Raten abarbeiten.

So ging es in den nächsten Jahren bei uns endlich ein bisschen bergauf und es konnte erstmals das Notwendigste angeschafft werden: dringend benötigte Kleidung, Betten, Geschirr, Mobiliar usw., denn wir waren ja nach der Vertreibung bettelarm hier angekommen.

Aber als anfangs der fünfziger Jahre das amerikanische Casino im Zederbräu geschlossen wurde, war mein Vater für ein paar Monate arbeitslos. Er war so verzweifelt und wusste nicht, wie es weitergehen sollte ohne Arbeit und ohne Verdienst. Wir waren doch auf jeden Pfennig angewiesen. Ich habe ihn damals sehr oft weinen sehen. Dann aber bekam er im Fliegerhorst Penzing eine Anstellung im Büro der Standortverwaltung.

Etwa im Jahre 1958 übernahm Vater die Leitung des Offizierscasinos der Bundeswehr im Fliegerhorst Penzing. Diese Anstellung brachte ihm endlich nach harten und schwierigen Jahren Zufriedenheit und Freude an dieser Tätigkeit. Mehrere Jahre dauerte es noch, bis unsere Familie in ihrer neuen Heimat wieder ein einigermaßen normales Leben führen konnte, doch den Lebensstandard, den Wohlstand und die gesellschaftliche Stellung, die sie in ihrer einstigen Heimat gehabt hatten, konnten sie nie mehr erreichen. Seinen wohlverdienten Ruhestand konnte Vater nur kurze Zeit genießen. Er starb mit 69 Jahren an Krebs, meine Mutter mit 81 an den Folgen eines Oberschenkelhalsbrüches.

1954 wurde ich zur Faschingsprinzessin von Landsberg gewählt, mein späterer Mann war der Faschingsprinz. So haben wir uns kennen gelernt. 1956 haben wir geheiratet. Mein Mann war 33 Jahre lang Redaktionsleiter beim „Landsberger Tagblatt“. Zweieinhalb Jahre wohnten wir bei meiner Schwiegermutter im Gebäude der „Landsberger Verlagsanstalt“ in der Museumsstraße. Es gab ja damals kaum Wohnungen. Nach der Geburt unseres zweiten Kindes zogen wir 1959 in die Katharinenstraße um, wo wir heute noch leben. Wir haben vier Kinder. Neben meinem Sechs-Personen-Haushalt habe ich weitergearbeitet, um mir eine Rente zu sichern. Seit 1965 bin ich Rentnerin.

Seit 21 Jahren bin ich in der Strafgefangenenbetreuung in der Justizvollzugsanstalt Landsberg ehrenamtlich tätig. Seit sieben Jahren bin ich Schöffin am Landgericht Augsburg, seit vier Jahren Beisitzerin beim Kreiswehrratsamt Weilheim. Außerdem bin ich seit 1998 Sprecherin im Seniorenbeirat der Stadt Landsberg. In der Sudetendeutschen Landsmannschaft, Ortsgruppe Landsberg, bin ich erste Vorsitzende.

# In der Pause gab's Pampe

## Landsbergs hungrige Buben und Mädchen löffelten kalorienreiche Schulspeisung

Von Werner Hemmrich

*Aus einer Notiz im „Landsberger Tagblatt“ vom 26. September 2006: „15 Prozent aller Kinder und Jugendlichen in Deutschland sind übergewichtig, ein Teil davon krankhaft fettleibig!“ – Übergewichtig? Fettleibig? – Damals, nach 1945, träumte der kleine deutsche „Schmalhans“ vom märchenhaften Schlaraffenland, von einem riesigen Berg Hirsebrei: Futtern, (fr)essen bis zum – hungrigen – Aufwachen!*

### Notige Nachkriegszeit

Viele Landsberger Buben und Mädchen waren unterernährt, ihr körperlicher Zustand „schlecht“. Flüchtlingskinder hungerten, mussten frieren, litten materielle Not in ihren zugewiesenen Barackenbehausungen. Begehrt waren Lebensmittelabfälle aus amerikanischen Army-Küchen: ein Stück Weißbrot, Grapefruits, Orangen, beschädigte Dosen mit Erdnussbutter. Besonders freuten wir uns über einen frisch gebackenen „Donats“-Natronring – ein köstliches Ami-Gebäck. Chewing-Gum aus der Hand eines US-Soldiers schmeckte wonderful erfrischend-süß nach Minze. Trotzdem knurrte der leere Magen!

Landsbergs erster Nachkriegsbürgermeister Pfannenstiel bemühte sich sehr um Lebensmittel. Der Kaufmann beschaffte Salz aus Rosenheim, organisierte Mehtransporte aus Aichach und Viehlieferungen aus Kaufbeuren. Zum Weihnachtsfest 1945 gab's eine kleine Sonderzuteilung Mehl, Zucker, Fleisch, etwas Käse, Kekse – und einige Kerzen! Das Ernährungs- und Wirtschaftsamt kürzte im Jahre 1946 die Lebensmittelmengen drastisch. Ende Mai mussten die Normalverbraucher ihre Gürtel wieder enger schnallen. In der 89. Zuteilungsperiode erlaubte die schwierige Ernährungslage nur ca. 1200 Kalorien pro Tag. Jetzt ging es an das „Eingemachte“ – soweit vorhanden! Wer kein Gemüse im Garten, keine alten Kartoffeln im Keller hatte, keine Hamster- oder Schwarzmarkt-Lebensmittelquellen anzapfen konnte, begann langsam „an den Zipfeln des Hungertuches zu nagen“. Sogar Kartoffeln klauen war gefährlich, denn die Felder wurden zum Teil überwacht!

### Liebesgaben vom amerikanischen Volk

Deutsche Kinder sollten nicht die Leidtragenden der Kriegsfolgen sein. Geschenksendungen aus den USA – vor allem die CARE-Lebensmittelpakete – wurden zum Inbegriff für humanitäre Hilfe. Die „Gesellschaft amerikanischer Freunde“ half in einer Privatinitiative vor allem uns deutschen Schulkindern. Das „Landsberger Amtsblatt“ berichtete in der Ausgabe vom 5. Oktober 1946 ausführlich über dieses Ereignis:

„In einer feierlichen Eröffnungstunde fand am Donnerstag, 3. Oktober 1946, in der Knabenschule Landsberg die erste Speisung von Schulkindern mit Liebesgaben vom amerikanischen Volk durch die Gesellschaft amerikanischer Freunde statt. Zu der schlichten Schulfeier hatten sich der Militärgouverneur Major Rein, Landrat Dr. Gerbl, Bürgermeister Ueberreiter, Schulrat Böld, die Geistlichkeit und die Lehrerschaft eingefunden.

Erwartungsvoll saßen 300 Schulkinder (150 Buben und 150 Mädchen) in den Bänken, Schüssel und Löffel fest in den Händen haltend, als ein Spielmann, eine Wanderweise auf der Violine spielend, hereinzog und im Zwiegespräch

mit den Kindern von der großen Freude sprach, die ein fernes Volk hungernden Kindern bereitet.

Stadtpfarrer Niklas sprach über zwei, die Welt bewegende Gedanken: Gerechtigkeit, Güte und Liebe. Die Landsberger Schule darf Güte und Liebe empfangen. Das amerikanische Volk sendet durch freudige Geber Speisung an Kinder eines Volkes, das es nie gesehen hat. Was bis jetzt eingetroffen ist, reicht zur zusätzlichen täglichen Speisung für zwei Monate. Väter, Mütter und Kinder des amerikanischen Volkes haben hier zusammengesteuert, um den deutschen Kindern eine Freude zu machen.

Der Redner richtete an Major Rein die herzliche Bitte, den Dank der Schule, den frohen Dank der Eltern und Kinder an sein Volk zu übermitteln. Er versprach, dass die Kinder in eine Generation des Friedens und in eine Welt der Liebe hinein wachsen sollen. Sie sollen die Träger des Friedens und der Liebe werden.

Der Schulleiter, Lehrer Wirrwohl, übernahm nun die weitere Leitung der Speisung, gab dem Dank der Lehrerschaft und der Kinder beredten Ausdruck und versicherte, dass die Kinder im Geist des Friedens, der Liebe und der Dankbarkeit erzogen werden. Ein froher Kinderchor sang ‚Lobt froh den Herrn‘ und leitete nun über zur ersten Speisung.

Der Katholische Frauenbund hatte sich in den Dienst der Sache gestellt. Ein großer Kochkessel ist in einem Nebenraum der Knabenschule aufgestellt, und hier haben die ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen eine süße Milch aus amerikanischer Trockenmilch gekocht, die an die Kinder verteilt wurde, dazu bekam jedes noch einige Kekse. Täglich soll diese Speisung, solange der gegenwärtige Vorrat reicht, den Kindern als Kräftigungsnahrung gegeben werden.

Mit gleicher Liebe, wie das amerikanische Volk durch die Gesellschaft amerikanischer Freunde der deutschen Jugend gedenkt, mit der gleichen Liebe arbeiten nun die Frauen vom Katholischen Frauenbund und die Lehrerschaft, um den Kindern Kraftnahrung zu geben. Dafür dankt neben den Eltern auch die Stadt und der Bürgermeister dem amerikanischen Volke und allen Helfern und Helferinnen.“

### US-Hilfslieferungen in die Bizone

Um die Einführung der Kinderspeisung in der amerikanischen Zone bemühte sich vor allem Herbert Hoover (US-Präsident von 1929-1933). Der beispielhafte Einsatz des Spezialisten für Hilfsaktionen und Ernährungsprobleme in Europa führte auch zu der Bezeichnung „Hoover-Speisung“. Verstärkte Hilfslieferungen aus Übersee brachten – besonders für deutsche Kinder – Schiffsladungen mit Lebensmitteln: Konserven, Trockengemüse, Trockenkartoffeln, Trockenmilch, Trockenobst, Trockenei und sogar Eiscremepulver. Das Bayerische Staatsministerium des Innern, Abteilung Wohlfahrtswesen, informierte die örtlichen Behörden über die im Mai 1947 beginnende Schulspeisung:

„Ab 1. Mai 1947 wird in Bayern ebenso wie in der übrigen US- und in der britischen Zone (Bizone) eine Schulspeisung durchgeführt, deren Kosten einstweilen von den Gemeinden getragen werden. Die Kosten für eine Mahlzeit einschließlich der Naturalkosten von 0,15 RM für eine Mahlzeit dürfen 0,25 RM nicht übersteigen. Die Kosten sind von den Eltern und Erziehungsberechtigten der gespeisten



Die Schulspeisung wurde in verschlossenen Milchkübeln angeliefert. Klassenlehrerin Fräulein Maria Peslmüller schwingt die Kelle, schöpft aus dem großen Kessel und füllt die Tassen und Teller, dazu gibt's eine Semmel.

Kinder, soweit sie in der Lage sind, zu tragen. Soweit Kinder oder deren Eltern in öffentlicher Fürsorge stehen, müssen die für die Schulspeisung entstehenden Kosten als Fürsorgekosten außerhalb der richtsatzmäßigen Leistungen von den Bezirksfürsorgeverbänden übernommen werden. Es handelt sich bei der Schulspeisung um eine zusätzliche Verpflegungsmaßnahme. Bei hilfsbedürftigen Flüchtlingskindern fallen die von den Bezirksfürsorgeverbänden zu übernehmenden Schulspeisungskosten ebenso wie die übrigen Fürsorgekosten für Flüchtlinge unter die Kostenanforderung vom Staat und zwar für Flüchtlinge in Lagern zu 100 Prozent und für diejenigen in Einzelunterkünften zu 70 Prozent.“

### Der Ortsausschuss für Kinderspeisung

In Landsberg gründete Bürgermeister Hermann Ueberreiter den „Ortsausschuss für Kinderspeisung“, in dem sich folgende Mitglieder tatkräftig für eine bessere Ernährung der Schulkinder einsetzten: Stadtpfarrer Friedrich Niklas, Vorsitzender und Ortsbeauftragter; Pfarrer Siegfried Müller von der Evangelischen Kirchengemeinde; Stadtrat Karl Zeller; Anton Zahn, BRK-Kreissekretär; Lehrer Wirrwohl, Leiter der Knabenschule; Schwester Alphonsa Seitz O.P., Leiterin der Mädchenschule; Studienrat Josef Hartlmaier von der Oberrealschule; Studienrat Mall, kommissarischer Leiter der Gewerblichen Berufsschule; Schwester Ambrosia Hafner O.P., Leiterin der Weiblichen Berufsschule; Kreisrat Georg Merkt von den Freien Gewerkschaften; Dr. med. Eichhorn vom Staatl. Gesundheitsamt; Frau Schuster (Marien-Apotheke) für den Katholischen Frauenbund.

### Landsberger spendeten großzügig!

Um möglichst vielen Schulkindern helfen zu können, startete die Stadt Landsberg eine Hilfsaktion. Am 24. Mai 1947 veröffentlichte das „Landsberger Amtsblatt“ einen Spendenaufruf:

„Groß ist die Not und bitter ist der Hunger in den Reihen unserer Kinder. Viele Kinder kommen ohne jedes Frühstück und Pausenbrot in die Schule. Die schulärztlichen Untersuchungen ergaben ein erschütterndes Bild von dem Gesundheitszustand unserer Kinder. Um die heranwachsende Jugend aber gesund zu erhalten, wurde seitens aller maßgeblichen höchsten Stellen eine allgemeine Kinderspeisung angeordnet.

In Landsberg hat der Ortsausschuss für Kinderspeisung bereits seine Tätigkeit aufgenommen. Jedes Kind soll hier pro Mahlzeit einen kleinen Betrag, der auf 15 Pfg. festge-

setzt wurde, bezahlen. Trotzdem der Höchstsatz für eine Mahlzeit 25 Pfg. betragen dürfte, ist man hier auf 15 Pfg. zurückgegangen. Aber zahlreich sind die Eltern, besonders kinderreiche Eltern, die auch diesen kleinen Betrag nicht aufbringen können.

Um aber gerade solche Kinder, die sicher zu den Bedürftigsten zählen, nicht von der Speisung ausschließen zu müssen, rufen wir zu einer freiwilligen Spende für die Kinderspeisung auf. Groß sind die Kosten für die Einrichtung der Kochanlagen. Die Beschaffung eigener Essgeschirre ist erforderlich. Viele Auslagen entstehen, die aus den 15 Pfennigen der zahlenden Kinder nicht gedeckt werden können.

Landsberger! Beweist Euere Opferfreudigkeit und spendet für die Kinder unserer Stadt. Neben dem Ruf an alle Privaten ergeht unsere Bitte auch an alle Vereine, Organisationen und Behörden. Helft uns und damit den Kindern durch reiche Spenden! Einzahlungen nimmt dankbar entgegen der Vorsitzende des Ortsausschusses, Stadtpfarrer Niklas. Der Dank der Stadt, der Kinder und Eltern ist allen Spendern sicher.“

Die Landsberger spendeten großzügig – einige mehrmals, viele „ungenant“. Neben kleinen Beträgen standen in den veröffentlichten Spendenlisten auch größere Summen: Die Beamten und Angestellten des Strafgefängnisses sammelten 313 RM, das Personal des Hilfskrankenhauses 85 RM. Die Waitzinger Brauerei stellte 300 RM zur Verfügung. Der Katholische Frauen- und Mütterverein stiftete 2500 RM, der Rennverein Landsberg 2000 RM. Der Bayerische Bauernverband, Ortsgruppe Landsberg, spendete Lebensmittel. – Spendeneingang bis November 1947: insgesamt 26 541 RM.

### Auch in den Ferien Essensausgabe

Die Lehrkräfte mussten detaillierte Klassenverzeichnisse von denjenigen Mädchen und Buben erstellen, die ihre Schulspeisung unentgeltlich erhielten. Dazu zählten vor allem Kinder mit mehreren Geschwistern und Kinder aus Familien, die auf Wohlfahrtsleistungen angewiesen waren. Auf den Listen war auch öfters das Fehlen des Vaters vermerkt: gefallen! – vermisst! – in Kriegsgefangenschaft! Mehrere Kinder wollten keine Schulspeisung und brachten ihr Pausenbrot von zu Hause mit. Im Mai 1947 begann in Landsberg die vom Ortsausschuss organisierte Kinderspeisung. In der Knabenschule erhielten ca. 350 Buben die Schulspeisung, später bis 500 Schüler. Während der großen Ferien 1947 wurden täglich bis 600 Essensportionen verteilt!



*In der Knabenschule warten die hungrigen Buben auf die Ausgabe der dampfenden Schulspeisung*

Für die gesamte Durchführung der Kinderspeisung war Stadtpfarrer Friedrich Niklas verantwortlich. Seine Schwester Katharina leitete die Küchenarbeit und verwaltete die im Pfarrhof gelagerten Lebensmittel. Die Kochstelle befand sich in einem kleineren Nebengebäude des Pfarrhofes (neben dem „Hexenturm“) und war mit mehreren Warmbadkesseln ausgestattet. In der Küche arbeiteten mehrere Frauen der karitativen Institutionen. Bei den Küchenarbeiten und dem Verteilen des Essens halfen regelmäßig auch Mütter von Schulkindern. (Meine Mutter beteiligte sich ab Mai 1947 jeden Dienstag und Freitag.)

Den Transport der Essensbehälter übernahm zeitweise Johann Ettner mit seinem Dreirad-Lieferwagen. Der Gärtnermeister brachte am Morgen Gemüse zu seinem Geschäft in der Schulgasse (Hs.-Nr. 292), holte im Pfarrhof die Kinderspeisung und brachte sie am Vormittag pünktlich zu den Schulen. Die Verteilung in den Klassen organisierten die Lehrkräfte, unterstützt von Frauen und größeren Selbstversorger-Kindern. Neidvolle Blicke der „Brotesser“ fielen auf die verlockend duftenden Süßspeisen und sonstigen Schleckereien.

### **Kalorienreicher Speiseplan**

Manchmal warteten wir mit neugierigen – meistens gierigen – Augen auf die großen Kessel mit unserer täglichen Zusatzernährung. Jeder kramte seinen Suppenlöffel aus dem Schulranzen oder der Mappe. Einige Gefäße, die uns die Mütter mitgegeben hatten, waren heute begehrte Flohmarktraritäten: irdene Krüge, gemusterte Suppenteller, weiße Emaillehaferl mit Henkel. Ein Schüler hatte den Deckel – mit Klappverschluss – eines ausgedienten Wehrmachts-Kochgeschirrs in der Hand. Blitzend neue Army-Trinkbecher aus Alu waren ein Beweis der helfenden Besatzungsmacht.

Nach der gerechten Essensverteilung hörten wir nur mehr das Klappern der Löffel, zufriedenes Schlürfen und das Knacken knuspriger Kekse. Eigentlich hätte die Speisung benotet werden müssen. Dann hätten einige Klassenkameraden wenigstens für schnelles Essen und sauberes Ausschlecken die „satte Note 1“ bekommen!

Die von der Landesgeschäftsstelle für Schulspeisung herausgegebenen Speisepläne waren abwechslungs- und kalorienreich:

- Haferflocken-Schokolade-Brei (363 cal)
- Nudeln mit Fleisch (396 cal)
- Aprikosenkompott und Kekse (539 cal)
- Erbensuppe mit Fleischeinlage (424 cal)
- Kakao mit Brötchen (302 cal)
- Vollmilch-Grießbrei (371 cal)
- Nudelsuppe mit Ei und Fleisch (275 cal)
- Eine Tafel Schokolade, 50 Gramm (259 cal)
- Dessertpowder-Speise (361 cal)

Die Ausgabemenge pro Essensportion betrug 0,5 Liter, bei Rationen mit Beilagen (Brötchen, Kekse) 0,25 Liter. Besonders beliebt waren – neben Schokolade – auch Fruchtrops und Fruchtsäfte. Mit gutem Appetit schluckten wir fast alles, was uns eingeschenkt wurde. Nur die schlierig-schwabblige Milchsud-Pampe mit aufgequollenen Nudeln widerstrebte manchen Mägen. Doch hungrige Schulspezl oder magere Flüchtlingskinder vertilgten dankbar den Stampf. Essensreste konnten unauffällig beim „Abspülen“ entsorgt werden!

### **Großes Lob für die Kochfrauen**

Das Landratsamt teilte im Frühjahr 1948 der Stadtverwaltung mit, „... dass mit Beginn der 112. Lebensmittel-Versorgungsperiode an Samstagen keine Schulspeisung mehr verabreicht wird.“ Ab diesem Zeitpunkt kamen in Landsberg täglich ca. 1450 Portionen Kinderspeisung zur Verteilung.

Ein Beauftragter für die Lagerversorgung in Bayern besichtigte am 26. Mai 1948 die Landsberger Kochstelle der Kinderspeisung und notierte u.a. in seinem Prüfbericht:

„Das zustehende Verpflegungskontingent ist bisher immer voll ausgenutzt worden. Die Lebensmittel werden im Pfarrhof aufbewahrt und von der Schwester des Pfarrers verwaltet und an die Köchinnen täglich ausgegeben. Auch das Verköchen wird von der Schwester des Pfarrers überwacht. Die Kinder waren bisher immer sehr zufrieden. Auch die Lehrkräfte äußerten sich sehr anerkennend über die Güte der Schulspeisung. Der Lebensmittelbestand war speiseplan-

mäßig vorhanden. Es nehmen alle Normalverbraucher an der Speisung teil. Die Kinder brauchen nur den Naturalpreis bezahlen. Die Leistungen der Kochstelle sind sehr gut!“

### Schulreferent beantragte neue Schürzen

Die Kochfrauen gaben sich bei der Zubereitung der Kinderspeisung alle Mühe. Beim Abfüllen, Umrühren und Schöpfen spritzte ab und zu ein Klecks auf die stark beanspruchten Schürzen. Daher beantragte der zuständige Schulreferent am 24. Juni 1949 beim Landsberger Wohlfahrtsamt neue Schürzen:

„Ich bitte die Genehmigung zu erteilen, für die Hilfskräfte in der Schulküche die laut angeheftetem Beleg genannten Schürzen kaufen zu dürfen und bitte den Betrag von 32,05 DM zu übernehmen. Die bereits einmal gekauften Gummischürzen sind restlos verbraucht. Bei den im Kostenschlag genannten Schürzen handelt es sich um feste, derbe Ware aus gebrauchtem Planenstoff, und dieselben werden sich beim Hantieren an den großen Kochkesseln bestimmt bewähren.“

Selbstverständlich wurde die Beschaffung der Schürzen genehmigt und die Kosten von der Stadtkasse übernommen!

### Resche Rohrnudeln mit Fruchtsaft

Die gesundheitliche Verbesserung der Kinder war auch nach Meinung der Lehrkräfte und des Stadtrates auf die gute Schulspeisung zurückzuführen. An dieser Versorgung nahmen im Schuljahr 1949/50 sehr viele Landsberger Schüler und Schülerinnen teil. In der Knabenschule beteiligten sich 650 Buben (Gesamtzahl: 687).

Die amerikanische Regierung stellte Mitte des Jahres 1950 die Bereitstellung von Geldmitteln für die Kinderspeisung in der US-Zone ein. Der bayerische Staat führte diese soziale Einrichtung weiter und beteiligte sich an der Finanzierung. Auch Stadtpfarrer Friedrich Niklas setzte sich dafür ein, die Kinder weiterhin mit dieser Zusatzernährung zu versorgen. Trotz großem Warenangebot und Einkauf ohne Lebensmittelmarken (ab Frühjahr 1950) fehlte den Familien meistens das Geld – die neue DM!

Nach Umfragen bei Eltern sowie Schülern und Schülerinnen hatten sich im Herbst 1950 in der Stadt Landsberg 837 Kinder für die Schulspeisung gemeldet: 573 bedürftige Kinder für kostenlose Speisung und 264 Selbstzahler, die ihr Essen für 17,5 Pfg. pro Portion erhielten.

Der Ernährungsplan für monatlich zwanzig Speisungstage war hochwertig zusammengestellt: 12-mal Kakaotrunk mit Brötchen oder Kekse, Zwieback, Knäckebrot mit Käse, 6-mal salzige Gerichte mit Frischfleisch, 1-mal Rohrnudeln mit Fruchtsaft und 1-mal Schokolade. Der durchschnittliche Ernährungswert von 352 Kalorien pro Portion lag qualitativ über den bisherigen, als besonders gut anerkannten Speiseplänen.

### Frische Milch für die Schulkinder

Wirtschaftswunderlich dick bestrichene und belegte Pausenbrote verdrängten in den fünfziger Jahren die Schulspeisung. Jetzt gab's Schulmilchspeisung: Zur Frühstückspause wurde frische Milch angeboten. In seiner Sitzung vom 16. Januar 1957 genehmigte der Stadtrat weiterhin die finanzielle Unterstützung der Milchlieferung:

„Der Stadtrat erklärt sich einstimmig mit der Weiterführung der Schulmilchspeisung im Rahmen des „Grünen Planes“ für das Rechnungsjahr 1957/58 einverstanden. Die hierfür benötigten Mittel in Höhe von rd. 2500 DM (ca. 13,50 DM je Kind) sind im kommenden Haushalt als genehmigt vorzutragen.“

Der eingangs erwähnte Traum vom Schlaraffenland wurde im Wohlstandsland für die meisten von uns Wirklichkeit. Wir Kinder von damals denken trotzdem dankbar zurück an unser kloans Haferl mit der guadn Schulspeisung.

### Quellen und Literatur:

Stadarchiv Landsberg am Lech  
Chronik der Grundschule am Spitalplatz in Landsberg  
Jürgen Weber: Auf dem Wege zur Republik 1945-1947, München 1994



Was gibt's heute Gutes? Die Schulmädchen sitzen erwartungsvoll in ihren Holzbänken und umklammern ihre kleinen Gefäße.

# Für ein Zehnerl über den Lech

Vor 60 Jahren brachte eine Gierfähre  
die Landsberger sicher ans andere Flussufer

Von Werner Hemmrich

*Zwei gewaltige Detonationen mit starken Druckwellen erschütterten am Morgen des 27. April 1945 die Stadt Landsberg. Die Karolinenbrücke und die Sandauer Brücke wurden von deutschen Truppen bei ihrem Rückzug gesprengt. Häuser bebten. Zersprungene Ziegel flogen reihenweise von beschädigten Dächern. Fensterscheiben zersplitterten. Ein Gewirr aus Balken, Eisen- und Stahlteilen stürzte ins aufschäumende Lechwasser. Die Stadt war gewaltsam getrennt, ihre Versorgung und Kommunikation unterbrochen! Für kurze Zeit stockte der Vormarsch der amerikanischen Kampfverbände. Nach Kriegsende mussten diese lebenswichtigen Lech-Übergänge mit den zur Verfügung stehenden Mitteln schnellstens wieder hergestellt werden. Mit all ihrer besonnenen Tatkraft versuchten die damaligen Stadtväter auch dieses Problem zu lösen.*

## US-Soldaten zimmerten Holzkonstruktion

Über die bei der Sprengung stehen gebliebenen Pfeiler der Karolinenbrücke führte zunächst ein schmaler Brettersteg. Bereits im Mai 1945 war eine amerikanische Pioniereinheit im Einsatz, um eine befahrbare Behelfsbrücke in Holzkonstruktion zu bauen. „Memorial Bridge“ war die amerikanische Bezeichnung für diesen neuen Brückenschlag über den bayerischen Gebirgsfluss. Das Gedränge der Fußgänger war auf den Holzbürgersteigen zeitweise so stark, dass Passanten auf Schildern – und im „Landsberger Amtsblatt“ – dreisprachig (deutsch, englisch, jiddisch) ermahnt werden mussten: „Auf der Lechbrücke rechts gehen!  
Walk on the right hand side of the bridge!  
Ojf der Lechbrik rechts gejn!“

## Hochwasser zerstörte Sandauer Brücke

Der vorläufige Arbeitsausschuss der Stadt Landsberg beschloss in den ersten Maitagen 1945 die Instandsetzung der gesprengten Sandauer Brücke: „Die Sandauer Brücke

wird durch Kräfte der Stadt wieder hergestellt, so dass sie für 2-3-Tonnen-Wagen befahrbar sein wird.“ Baumaterial aus dem Gelände der DAG ermöglichte zügiges Arbeiten. Bereits am 20. September 1945 konnte die Stadtverwaltung melden: „Sandauer Brücke fertig gestellt!“ Die Tragfähigkeit betrug 5,5 Tonnen. Entsprechende Tafeln in deutscher und englischer Sprache wurden angebracht.

Anfang Juli 1946 begann in den Bergen der Schnee zu schmelzen. Der Lech wälzte seine braunen Wassermassen donnernd übers Wehr und brach jeden brüchigen Widerstand. Die Katastrophe war nicht zu verhindern: Krachend stürzte ein Teil der reparierten Sandauer Brückenkonstruktion in die Fluten.

Verzweifelt schrieb Landsbergs Bürgermeister Ueberreiter am 15. Juli 1946 an seinen Amtskollegen in Donauwörth: „Die Stadt Landsberg ist vergangene Woche durch Hochwasser des Lechs von großem Schaden betroffen worden. Eine der beiden Lechbrücken wurde weggerissen. Nachdem der Brückenneubau in Anbetracht der Schwierigkeiten hinsichtlich Materialbeschaffung längere Zeit in Anspruch nehmen wird, gehen die Bestrebungen dahin, zunächst wenigstens eine Notbrücke für den Passantenverkehr zu errichten. Ich wäre Ihnen nun sehr zu Dank verbunden für jeden Hinweis bezüglich Beschaffungsmöglichkeit von zwei bis drei Pontons, sowie Brückenbaumaterial von ehem. deutschen Pioniereinheiten, zwecks leihweiser Überlassung für mehrere Monate, aus dortigem städtischen, privaten oder Besitz der amerikanischen Besatzungstruppen.“

Der Landsberger Hilferuf konnte nicht erfüllt werden, denn Donauwörth war die durch Luftangriffe am stärksten zerstörte Kleinstadt in Bayern. – Doch es fand sich eine Lösung: Eine Fähre, wie sie früher bei längeren brückenlosen Flussabschnitten zur Uferverbindung eingesetzt wurde. (Zum Beispiel zwischen Schongau und Landsberg: „Schiffahrt“ bei Mundraching-Lechmühlen – erstmals 1688 urkundlich erwähnt – bis 1923!)

In der Stadtratssitzung vom 30. Juli wurde der Bau eines Steges über den Lech beschlossen. Den Angebotspreis von ca. 15 200 Reichsmark folgte die sofortige Auftragserteilung an die Firma Holzmann. Bis zur Fertigstellung dieses Fußgängersteges in Höhe des alten Krankenhauses stellte das Straßen- und Flussbauamt Weilheim ein Fährschiff zur Verfügung.

*Zweimal innerhalb eines Jahres war die Sandauer Brücke unpassierbar: nach der Sprengung durch deutsche Soldaten am 27. April 1945 und – nach der Instandsetzung – durch Hochwasser ab Juli 1946.*



## „Die Schiffs-Leihgebühr ist angemessen!“

Anfang August 1946 schwamm der große Kahn, sicher angeleint, unterhalb des Sandauer Brückentorsos im welligen Wasser. Ein Lieferschein bestätigte der Stadtverwaltung Landsberg am Lech die Leihgabe: „Am 8. August 1946 wurde Ihnen ein Fährschiff der Flussmeisterstelle Landsberg zur Personenbeförderung leihweise überlassen. Die tägliche Leihgebühr für das Schiff beträgt 1,00 Reichsmark.“ Anmerkung der Stadtverwaltung: „Die Leihgebühr ist angemessen!“

Vier mutige Männer übernahmen den verantwortungsvollen Fährmannsjob und standen täglich – im Schichtdienst – auf den Bootsplanken: die Landsberger Paul Ernst, Karl Kilian und Josef Pschorr sowie Emil Riedel aus Kaufering. Die angeheuerteten „Seemänner“ benötigten zum Schippern mit der flachen „Nuss-Schale“ (Höchstbelastung: 25 Personen) keine besonderen nautischen Kenntnisse.

Bei der Einrichtung dieses Fährbetriebes hatte die Stadtverwaltung an alles gedacht: Anlegestege, Treppenzugänge, starke Beleuchtung der Zugangswege, Fallreeps zum Ein- und Aussteigen. Wie bei öffentlichen Verkehrsmitteln waren Fahrgäste, Fährmänner und Fähre gegen Unfälle versichert.

Von der Stadtseite führte eine „Fußgängerzone“ bei den Städtischen Werken zum Anlegesteg. Auf der Westseite – neben der Gärtnerei Wiedemann und beim „Armenhaus“ – begegneten sich die Vorstädter auf dem „Zubringer“-Weg. Auf den hölzernen Plattformen war der Aufenthalt nur den Personen gestattet, die ans andere Ufer wollten. Eltern wurden gebeten, ihre Kinder auf die Gefahren in diesem Bereich aufmerksam zu machen und sie davon abzuhalten, die Stege als Spielplätze zu benutzen.

An den Anlegestegen informierte die städtische „Fährordnung“ (siehe Abbildung) über Fahrzeiten und Fahrpreise.

## STADTRAT

### Fähr-Ordnung

Die Fähre über den Lech bei der Sandauerbrücke wird von der Stadt durchgeführt.

1. Fährmann.

Den Weisungen des Fährmanns haben alle Fahrgäste unbedingt Folge zu leisten.

2. Besetzung der Fähre.

Die Fähre darf bei jeder Fahrt höchstens 25 Fahrgäste aufnehmen. Eine höhere Belastung kann im Interesse der Betriebssicherheit nicht zugelassen werden.

3. Fahrzeiten.

Der Fährbetrieb beginnt bis auf weiteres früh 6 Uhr und endet abends 10 Uhr (22 Uhr).

Der Fährbetrieb vollzieht sich viertelstündlich, jedoch während der Hauptverkehrszeiten ununterbrochen. Als Hauptverkehrszeiten sind zu bezeichnen:

1. die Zeit zwischen 6–8 Uhr früh,
2. die Zeit zwischen 11,30–14 Uhr,
3. die Zeit zwischen 17,30–19 Uhr,
4. die Zeiten vor und nach einer Beerdigung.

4. Fahrpreise.

Der Fahrpreis für ein einmaliges Uebersetzen beträgt 10 Pfg. Für diejenigen Stadtbewohner, die regelmäßig übersetzen müssen, werden bei der Stadtverwaltung (Zimmer Nr. 4) Dauerkarten für einen Monat zum Preise von 5 Mk. ausgegeben. Die Dauerkarten werden auf den Inhaber ausgestellt und sind nicht übertragbar.

Für Familien mit mehreren Kindern kann gegen Nachweis auf Antrag Ermäßigung für die Dauerkarten gewährt werden.

5. Andere Gegenstände.

Für die Mitnahme von Fahrrädern, Kinderwagen, Handwagen oder sonst über den Rahmen eines üblichen Gepäcks hinausgehenden Gegenstände ist ebenfalls eine Gebühr von 10 Pfg. zu entrichten.

Landsberg Lech, 30. Juli 1946.

Stadtrat Landsberg/Lech.  
Ueberreiter,  
rechtsk. 1. Bürgermeister.

Die täglichen Überfahrten begannen am Morgen um 6 Uhr und endeten am Abend um 22 Uhr. Jeden Montag ruhte der Fährbetrieb von morgens 8 bis 10 Uhr wegen Überholungsarbeiten am Boot.

Kostenlos und ohne jeden besonderen Ausweis konnten die Lechfähre benutzen: Polizei in Uniform, amerikanische Militärpolizei, Feuerwehr in Uniform, Totengräberpersonal im Dienstanzug. Auch für den kirchlichen Kondukt – Pfarrer, Messner, Ministranten – war das Übersetzen zu den Beerdigungen gebührenfrei. Der Friedhofswärter Walch und die Leichenfrau Kinatader durften für ein „Vergelt's Gott“ mitfahren.

## Freie Fahrt für Besetzungssoldaten

Die Stadt Landsberg verteilte auch Dienstaussweise zur kostenlosen Benutzung der Fähre an Behördenmitarbeiter, die in den westlichen Stadtbereichen wohnten oder dienstlich die Fähre öfters benutzen mussten. In besonderen Fällen erhielten Eltern für ihre Schulkinder weitgehende Ermäßigung auf Dauerkarten, aber nur für den Schulweg – nicht für Vergnügungsfahrten!

Alle US-Soldaten hatten Sonderstatus und fuhren zum Nulltarif: „Es wird hiermit ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass von amerikanischen Soldaten und sonstigen Angehörigen der amerikanischen Besatzungstruppen (deutsche Begleiterinnen ausgenommen) beim Benützen der Fähre keinerlei Fährgeld verlangt und erhoben werden darf. Es sind also sämtliche amerikanischen Soldaten kostenfrei überzusetzen.“ Die Stadtverwaltung ließ sich die Kenntnisnahme dieser wichtigen Anordnung von den vier Fährmännern schriftlich bestätigen.

## Die Fähre „gierte“ ans angesteuerte Ufer

Die Fähre war ausgestattet mit Sitzbänken, Rettungsring sowie Sicherheits- und Anlegetauen. Der Fährmechanismus bewährte sich auf der alten Flößer-Wasserstraße zur vollen Zufriedenheit: Über den Lech, auf jeder Seite fest verankert, spannte sich ein starkes, glattes Stahlseil. An einer darüber laufenden Rolle hing das Gierseil, das am Bug der Fähre befestigt war. Nach dem Ablegen vom Ufer drängte der Fährmann das „gierende“ Boot durch entsprechende Steuerung des langen Heckruders in einen schrägen Winkel zur Strömung. Die Fähre schwamm dadurch in der gewünschten Richtung ans andere Ufer.

## Der fröhliche Bootsmann Peps Pschorr

„Ich habe selbst viele Rollen gespielt, ernste und heitere Figuren auf die Bühne gestellt, wohl immer zur Zufriedenheit des Zuschauers, aber – ich bin ehrlich – nicht immer zu meiner eigenen.“ Diese selbstkritische „Widmung“ hinterließ uns der Schauspieler, Autor und Regisseur Josef Pschorr – der „Peps“ – in seinem Laienspiel-Lehrbuch „Feierabend im Rampenlicht“ (LVA 1975). Seine eindrucksvollste Rolle spielte der Peps, damals 40 Jahre alt, im Nachkriegsjahr 1946 mit seinen Bootsmännern! Über diese lebensnahen „Vorstellungen“ auf leicht schwankenden Schiffsplanken lachte jeder herzlich: Ein fröhlicher Morgenruß an seine Fahrgäste. Witzig und derb gesponnenes „Seemannsgarn“ über „d' Leid“ (die Leute) und das Neueste vom Tage. Ein zupackender, helfender Handgriff! Spontane und gestenreiche Sprüche über Wasser, Wetter und Wellen, die so manchen „gestrandeten“ Neubürger aufmunterten.

In der Fährordnung stand: „Den Weisungen des Fährmanns haben alle Fahrgäste unbedingt Folge zu leisten.“ Jung und Alt fügten sich schmunzelnd den lauten Anweisungen von Peps:

„Zoagts mer eure Dauerkart'n!

Hoscht koa Geld, Bua? Fahrscht halt ohne Billettl mit!

Obacht geb'n! Dass mir ja koaner in's Wasser fällt!

Kinderwagl und Loaderwagerl koschd'n a Zehnerl!“



Fährmann Emil Riedel und seine Fahrgäste während der Überfahrt.

Im Boot saß manchmal die Kleinbäuerin Lina Bachlehner. Ihr „kloans Sach“ mit den Sumpfwiesen stand beim Altöttinger Weiher, „angelehnt“ an einen kleinen Bach. Nach der Sprengung der Sandauer Brücke – Ende April 1945 – hatte auch die Lina ihr kleines Erfolgserlebnis: Da die städtische Wasserversorgung nach Westen unterbrochen war, durften Siedlungs-Nachbarn aus Linas Pumpbrunnen frisches Trinkwasser schöpfen. Sogar diesem kleinen robusten „Mannweib“ konnte der immer heitere Peps ein rauhes Lachen entlocken!

Smokende Ami-Soldaten, die mit ihren „Frolleins“ den little River überquerten, grinsten breit über das perfekte



Josef Pschorr: Autor, Regisseur und begeisterter Schauspieler. Für den städtischen „Gastarbeiter“ Peps wurden im Nachkriegsjahr 1946 die Bootsplanken zur Bühne, auf denen er als Fährmann seine Rolle mit humorvollen Szenen belebte – zur Freude seines Publikums! (Foto aus dem Laienspiel-Lehrbuch von Josef Pschorr: Feierabend im Rampenlicht, Landsberg 1975)

„Denglisch“ des Fährmanns. Bei diesem herben Hauch aus der „Neuen Welt“ dachte der Peps vielleicht sehnsüchtig an sein kurzes Übersee-Abenteuer als Farmer um 1930.

### Viele Zehnerl füllten die Stadtkasse

Schon die alten Griechen legten Verstorbenen einen Obolus – eine Münze – mit ins Grab, damit sie der Fährmann Charon sicher über den Grenzfluss des Lebens in die Unterwelt übersetzen konnte. Unsere Vorfahren opferten den guten Geistern, bevor sie einen gefährlichen Fluss überquerten oder eine größere Reise antraten.

Auch die Landsberger Lechfähre hatte ihren Überfahrtspreis, der für die Stadt sehr einträglich war. Schon in der ersten Betriebswoche vom 8. bis 14.

August 1946 verkauften die Fährmänner insgesamt 23 200 Kontrollmarken zu je 10 Pfg. Tageseinnahme: ca. 330 RM. Täglich wurden über 3000 Personen mit der Fähre übergesetzt.

In einer Zwischenbilanz protokollierte die Stadtkämmerei am 10. Oktober 1946: „Der Fährbetrieb konnte in den ersten beiden Monaten vom 8. August bis 9. Oktober 1946 insgesamt 22 152,85 RM Einnahmen verbuchen.“ Bis zum Ende der Bootsfahrten Anfang November 1946 wurden zusätzlich 8000 RM eingenommen. Gesamteinnahmen: ca. 30 000 RM. Gesamtausgaben: ca. 7000 Reichsmark (Gebührenblocks, Bauausgaben, Bootsmiete, Löhne für Fährleute, Abbau der Fähre).

### Buben fischten Münzen vom Ufergrund

An heißen Sommertagen hätte die Überfahrt noch etwas länger dauern können. Kalte Armbäder und gegenseitiges Anspritzen sahen die Fährmänner nicht so gerne. Durch das glasklare Wasser bewunderten wir aalglatte Lechkiesel, bemooste Ziegelbrocken, schwarzes Wurzelholz, untergegangene „Flaschenpost“. Braun gebrannte „Armenhäusler“-Buben fischten beim westlichen Anlegesteg Reichsmark-Münzen aus dem Ufergrund, die beim eiligen Fahrgeld wechseln ins Wasser gefallen waren.

Bauarbeiter begannen mit einem Bagger die beschädigte Sandauer Brücke abzubauen. Grauer Herbstnebel lag über



Bootsmann Karl Kilian am Bug der Gierfähre. Rechts das Fallreep zum Ein- und Aussteigen.



Am Landungssteg auf der rechten Lechseite: Der volle Kahn liegt tief im Wasser. (Zulässige Höchstbelastung: 25 Personen!)



Kraftvoll umklammert der Bootsmann Peps Pschorr das lange Steuerruder am Heck des Schiffes, das täglich sechzehn Stunden über den Lech pendelte und tausende von Fahrgästen übersetzte.



Die volle Fähre „giert“ auf Flussmitte zwischen den beiden Anlegestellen.



Ein schmaler Steg verband nun die westlichen Wohnbereiche mit der Altstadt. Im Hintergrund die beschädigte Sandauer Holzbrücke, die im Herbst 1946 abgebrochen und 1947/48 in Stahlkonstruktion erstellt wurde.

der trüben Wasserfläche. Regen prasselte auf Schiffsbänke und -planken. Kälte drang durch die Kleider. Der Stadtrat bemühte sich in einem Schreiben an das Wirtschaftsamt bzw. den Flüchtlingskommissar um warme Kleidung für einen Bootsmann: „Ein Fährmann benötigt für diesen Dienst im Freien ganz vordringlich einen Mantel. Außerdem bräuchte der Flüchtling noch einen Anzug.“

Lechaufwärts spannte sich bereits der neue Steg über das Flussbett. Und am 1. November 1946 (Allerheiligen) konnte der Übergang vorübergehend von Passanten benutzt werden. Zusätzlich verkehrte weiterhin die Fähre.

### Neuer Steg freigegeben – Letzte Kahnfahrt

Beim „Fischerwirt“ trafen sich am 6. November 1946 die Stadträte der Brückenbaukommission mit Bürgermeister Ueberreiter und die Mitarbeiter der Baufirma Holzmann zur Hebauffeier des Lechsteges.

Am Samstag, 9. November 1946, übergab Bürgermeister Ueberreiter in einer schlichten Feier den neuen Fußgängersteg der Öffentlichkeit. Das „Landsberger Amtsblatt“ informierte in der Samstagausgabe die Bevölkerung über die ab sofort geltende Verkehrsänderung: „Mit der Freigabe des Lechsteges am Samstag, mittags 12 Uhr, wird der Betrieb der Fähre nach genau drei Monaten Betriebszeit eingestellt. Die Stadtverwaltung spricht an dieser Stelle allen an der Fährenerstellung und Fährenführung beteiligten Personen den herzlichsten Dank aus, war doch die Fähre ein wichtiges Verkehrsmittel zwischen Stadt und Sandauer Vorstadt.“

Am Lech endete die kurze Zeitspanne, in der eine Gierfähre sechzehn Stunden täglich hin und her pendelte. Menschen aus verschiedenen Ländern und Kulturkreisen saßen friedlich zusammen in einem Boot: Flüchtlinge, Displaced Persons, Heimatvertriebene, US-Soldiers, einheimische Bürgerinnen und Bürger. Dazwischen lachten lebhaft Schul Kinder, die später noch lange vom Schifferl fahr'n auf dem Lech schwärmten.

### Quelle:

Stadtarchiv Landsberg am Lech

# Landsberger Mist für Milbertshofen

Von Werner Hemmrich

Der Zweite Weltkrieg mit seinen persönlichen und materiellen Einschränkungen in fast allen Bereichen des täglichen Lebens führte immer wieder zu dem verharmlosenden Ausruf: „So ein Mischd!“

Mist! – Ja, Mist für besseres Wachstum! Das ist die Lösung, dachte sich Gärtnermeister Ettner im Münchner Stadtteil Milbertshofen beim Bearbeiten seiner großflächigen Gemüsebeete. (Milbertshofen hatte um 1910 ca. 4000 Einwohner und 19 Gärtnereien.)

Gärtner Georg Ettner nutzte seine verwandtschaftlichen Beziehungen in Landsberg. (Sein Bruder Johann Ettner betrieb an der Schwaighofstraße ebenfalls eine Gärtnerei.) Georg schickte eine kurze handschriftliche Anfrage an seinen Landsberger Schwager Karl Greißl: „Ist eine Ladung Mist an mich per Eisenbahn möglich?“ Der Stadtbauer Greißl am Hofgraben las das Ansinnen – und schüttelte zunächst den Kopf. Doch selbstverständlich wollte er seinem Verwandten helfen. Zustimmend schrieb er zurück und stellte einige Organisations- und Transportfragen.



Ausgangspunkt der Mist-Transporte mit einem Ochsen-Gespann war das Greißl-Anwesen neben der Hofgraben-Einfahrt.

Der cleverere Gärtnermeister und Geschäftsmann Ettner meldete sich bei der Reichsbahndirektion in München und beantragte einen Güterwaggon für die Fahrt von Landsberg nach München zum Güterbahnhof Milbertshofen. Mist? Jetzt mitten im Krieg? Truppen- und Kriegsmaterial-Transporte hatten absoluten Vorrang! Andererseits könnte dadurch die Versorgung der Bevölkerung mit vitaminreichem Gemüse verbessert werden. Es dauerte lange, bis der mehrfache Antrag auf Naturdünger-Beförderung von den zuständigen Dienststellen genau geprüft, genehmigt und die Mist-Frachtpapiere ausgestellt wurden.

In der Zwischenzeit bemühte sich Bauer Greißl, größere Mengen Stallmist neben der Hofeinfahrt zu horten. Auch die Hofgraben-Bauern Jänker und Lidel spendeten stallfrischen Mist.

Eines Tages stand der bestellte leere Güterwaggon auf dem Abstellgleis nördlich der Güterhalle. Die Aktion „Mist-Transport“ konnte beginnen. Der jetzige „Fuhrunternehmer“ Greißl belud einen seitlich verbretterten Wagen mit Mist und spannte seine Ochsen ein. Das erste Fuder rollte die Neue Bergstraße abwärts. Bremsbacken anziehen! Rumpelnd ging's durch die „gute (Hauptplatz-)Stube“, über die Karolinenbrücke zum Bahnhof. – Platsch! Pflatsch! Feucht-brauner „Batz“ fiel in den großen Waggon.

Hia! – Und wieder die gleiche Ochsentour: Fuhrwerk wenden und mit dem leeren Wagen zurück zum kleinen Bauernsach bei der Hofgraben-Einfahrt. Wieder beladen



Das Gärtner-Ehepaar Georg und Margarete (Gretl) Ettner düngten den Boden ihrer Anbauflächen einige Jahre mit Landsberger Stallmist.

und wieder zum Bahnhof. Die Ochsen zottelten gleichgültig, aber instinktiv ortskundig durch die Stadt. Im gleichen „Ochsen-Trab“ trottete der Stadttökonom Greißl nebenher, die laschen Zügel fest in den Händen. Die starken Zugtiere hinterließen auf der Straße ihre flüssigen und breiigen Wiederkäuer-Rückstände.

Langsam breitete sich die verladene Mist-Masse in dem Eisenbahn-Behälter aus. Nach Landluft riechender Odel (Gülle) tropfte auf den Gleisschotter und versickerte. Eigentlich schade um jeden Tropfen! Die Bauern kannten die NS-Anweisung für die braune Brühe: „Mehr Stickstoff aus eigener Kraft! Lasst keine Jauche ungenutzt wegfließen!“ (Veröffentlicht in der „Landsberger Zeitung“ vom 7. April 1945 – kurz vor Kriegsende!)



Das durch den Landsberger Naturdünger prächtig gediehene Gemüse transportierten Gretl Ettner und Tochter Lori mit dem einspännigen Gäuwagerl (in späteren Jahren mit einem Lieferauto) zu ihren Münchner Stammkunden und zum Viktualienmarkt.

Nach einigen Tagen war die dampfende Mist-Transportkapazität annähernd erreicht. Ankoppeln! Rangieren! Mit dem nächsten fahrplanmäßigen Güterzug-Anschluss in Kaufering rollte die kostbare Dünger-Fracht Richtung München und zum Güterbahnhof Milbertshofen.

Auf einem Nebengleis nahm Gärtnermeister Georg Ettner seinen Mist-Transport in Empfang. Er blickte über die Bordkante ins Innere des Waggons: Ja, es war „sein“ Mist! Nun musste die fruchtbare Fracht abgeladen und in die Lerchenau zur Gärtnerei transportiert werden, die etwa einen halben Kilometer vom Bahnhof entfernt war. Mit vereinten Kräften wurde der Mist neben dem Wohnhaus mannshoch aufgeschichtet. Im Herbst folgte der eigentliche Zweck dieser Mist-Hilfsaktion: Das Ausbreiten des abgelagerten natürlichen Düngers auf die Anbauflächen. Die Stammkunden in München – vor allem am Viktualienmarkt – betaste-

ten und bestaunten die „großkopferten“ Salatstauden und Sellerie-Knollen, die stramm gewachsenen Gurken und Gelben Rüben. Dass dieses geballte Wachstum den Mistfladen Landsberger Rindviecher zu verdanken war, verschwieg die Gärtnersfrau Gretl Ettner.

Nach dem Krieg wiederholte sich der bewährte Naturdünger-Transfer zwischen Landsberg und Milbertshofen, denn auch im Großraum München hungerte die Bevölkerung und sehnte sich nach frischem Gemüse. Zum Dank für die Mist-Lieferungen aus Landsberg durfte der junge Greißl Heini seine Schulferien bei der Ettner-Verwandtschaft in Milbertshofen verbringen. Doch Exkursionen in der zum Teil zerbombten Landeshauptstadt und Trambahn fahren standen nicht auf dem Freizeit-Programm – sondern vor allem Unkraut jäten! Der kleine Heini hackte, rupfte, zupfte lustlos in den Beeten und maulte: „So ein Mischd!“

# Landsberger Zeitgeschichte in einem Bestseller

Hans Herlins Roman „Freunde“

von Anton Lichtenstern

1974 erschien der Roman „Freunde“ des damals bekannten und international erfolgreichen Schriftstellers Hans Herlin. Die fiktive Handlung spielt in der Kriegs- und Nachkriegszeit. Erzählt wird die Lebensgeschichte einiger miteinander verwandter und befreundeter Menschen, die einen als Täter in die Verbrechen des Nationalsozialismus verstrickt, die anderen Opfer der Verfolgung. Ein wichtiger Schauplatz der Handlung sind die Konzentrationslager um Landsberg und Kaufering.

## Die fiktive Handlung

Der Roman beginnt und endet im Jahr 1969. Der Icherzähler, ein Fotograf aus Augsburg, ist nach Madrid gekommen, wo er im Auftrag des mit ihm befreundeten Fritz Lehr den ehemaligen SS-Arzt Dr. Boettcher erschießen soll. Fritz Lehr ist ein Sohn des Bauunternehmers, der 1944/45 die Bunkeranlagen bei Kaufering gebaut hatte, Boettcher ist der Mann seiner Schwester. Boettcher war der Arzt des KZ-Krankenlagers nördlich von Kaufering gewesen. Er hatte vor dem Eintreffen der US-Truppen Ende April 1945 360 Häftlinge erschießen lassen. Unter diesen war die Geliebte des Icherzählers, Julia Dressler, Tochter eines der Verschwörer des 20. Juli 1944. Boettcher hatte sich nach dem Krieg in Südamerika versteckt, er will nun, 1969, zurückkehren. Dies will die Familie Lehr verhindern, weil sie eine Belastung für die Firma befürchtet. Deshalb soll der Icherzähler, der Boettcher wegen der Erschießung von Julia hasst, diesen ermorden.

In Rückblicken werden die Lebensgeschichten der Mitglieder der Familie Lehr und ihre Verflechtung mit denen der Familie Dressler und der des Icherzählers entwickelt. Die Familie Lehr ist ein Beispiel für eine in allen politischen Systemen erfolgreiche Unternehmerdynastie. Ihr Reichtum wurde in der Kaiserzeit in den Kolonien begründet. Der Großauftrag, mit KZ-Arbeitern die Bunker bei Kaufering als unterirdische Produktionsstätten zu errichten, hatte zwar zur Folge, dass der Firmeninhaber in Nürnberg wegen der „Beschäftigung und Ausbeutung von Fremdarbeitern“ verurteilt wurde und in Landsberg eine Strafe verbüßen musste, hinderte aber nicht dabei, die Firma nach dem Krieg erfolg-

reich weiterzuführen. Den Mitgliedern der Familie Lehr fehlt jedes Bewusstsein für ihre Mitverantwortung für die Verbrechen in den Lagern und auf den Baustellen, sie werden als Egoisten ohne Moral – auch im privaten Bereich, wie der Mordauftrag zeigt – dargestellt.

Im Kontrast dazu die Familie des Generals von Dressler, der sich für die jüdische Kinderfrau der Familie einsetzt und als Mitglied der Verschwörung des 20. Juli 1944 hingerichtet wird. Seine Tochter Julia, von Kindheit an befreundet mit Fritz Lehr und später mit dem Erzähler, arbeitet während des Krieges in Berlin in einem Lazarett für Kopfverletzte und pflegt später, als sie wegen des Vaters in KZ-Haft kommt, im Frauenlager – im Roman Lager I – im Gleisdreieck bei Kaufering die Flecktyphuskranken. Deshalb lehnt sie das Angebot des Erzählers ab, sie mit Hilfe eines befreundeten Wachmanns zu befreien. Boettcher holt sie in das Lager IV, das Krankenlager, wo sie kurz vor dem Eintreffen der US-Truppen mit den Kranken erschossen wird.

Der Icherzähler hat Kontakte zu beiden Familien. Fritz Lehr und die Familie Lehr kennt er über dessen Bruder, mit dem er im Internat in Schondorf war, Julia als Bekannte von Fritz. Sein Vater war wie er Fotograf in Augsburg. Durch diesen, einen Hobbyarchäologen und Heimatforscher, hat der Erzähler eine enge Beziehung zum Lechtal und zum Raum um Landsberg.

Die Lebensgeschichte der Personen, deren Beziehungen zueinander und die Motive ihres Handelns werden dem Leser wegen der komplizierten Zeitstruktur des Romans erst nach und nach klar. Deshalb ist das Buch vom Anfang bis zum offenen Schluss spannend, der Verlag bezeichnete es als „Thriller“. Dies ist neben dem damals aktuellen, zeitgeschichtlichen Stoff auch der Grund für den großen Erfolg. Der Roman gehört zu den vielen literarischen Werken, die sich in der Zeit nach 1945 mit den Verbrechen des Nationalsozialismus und mit den Fragen nach der Schuld und der Verantwortung des Einzelnen dafür auseinandersetzen.

Der Roman wurde zwischen 1974 und 1978 mehrfach aufgelegt und in mehrere Sprachen übersetzt. Er erschien in 18 Ländern und erreichte eine Auflage von über einer Million. Besonders erfolgreich war er in Deutschland und in den USA.

zum Tod verurteilt und am 23. Mai trotz vieler Gnadengesuche auf der Golzheimer Heide bei Düsseldorf erschossen.

Unmittelbar nach seinem Tod begann die Verehrung des „deutschen Helden“, die die Eisenbahnfahrt des Sarges zur Bestattung in seiner Heimat zu einer Art von Triumphzug gestaltete. Schon hier zeigte sich, dass Verurteilung und Hinrichtung Schlageters zwar von allen politischen Lagern der Republik verurteilt wurden, sich aber dabei die rechtsnationalen, republikfeindlichen Kräfte in den Vordergrund schoben. Überraschend mag es wirken, dass auch Kommunisten sich an der Verehrung Schlageters beteiligten. Am 20. Juni 1923 würdigte der Kominternreferent Karl Radek in seiner Moskauer Rede den „deutschen Faschisten, unseren Klassengegner“ als „mutigen Soldaten der Konterrevolution“ und „Märtyrer des deutschen Nationalismus“ im Kampf „gegen das Ententekapital“. Doch die von ihm geforderte „Einheitsfront der Arbeitenden“ gegen die „französischen Imperialisten“ wurde nach einigen Diskussionen nicht weiter verfolgt.

Dafür entwickelte sich die Verehrung im bürgerlichen Lager fast zu einem Kult. In Deutschland entstanden fast hundert Schlageter-Denkmal, ein Drittel davon von 1923 bis 1932, ein zweites Drittel allein im Jahre 1933. Das größte Denkmal – ein 27 Meter hohes Stahlkreuz – wurde 1931 an der Hinrichtungsstätte auf der Golzheimer Heide errichtet. Auch in Landsberg wurde bereits am 23. Juni 1923 ein Gedenkstein – im Buch nicht erwähnt – von Mitgliedern der „Vaterländischen Verbände“ aufgestellt. Beteiligt waren neben Bürgermeister, Stadtrat, Vertretern der Garnison und Männerchor „Gemütlichkeit“ die Angehörigen der konservativen Landsberger Gruppierungen, vom „Jungbayernbund“, Bund „Bayern und Reich“ bis zum „Bund Oberland“; Nationalsozialisten traten nicht in Erscheinung. Die schwarz-weiß-roten Farben zeigten sich nicht nur auf der Kranzschleife, sondern auch unter dem Namen Schlageters auf dem Gedenkstein, dessen Rückseite die Inschrift „Den Helden von Rhein und Ruhr“ trug.

Zu den Verehrern Schlageters gehörten besonders viele Katholiken, vor allem der „Cartellverband der katholischen deutschen farbentragenden Studentenverbindungen“, da Schlageter während seiner kurzen Studentenzeit in Freiburg einer Verbindung angehört hatte. Nach 1933 wollten rechtskatholische Kreise glauben, dass Schlageter als ihr Bindeglied zur neuen Regierung dienen könne. Im Mai 1933 sah der Wirtschaftsminister der bayerischen Staatsregierung Graf von Quadt in der Gedächtnisfeier zum zehnten Todestag „die starken Kräfte der katholischen Religion“.

Aber die Nationalsozialisten hatten sofort nach Schlageters Tod ihn zu ihrem Helden, zum Märtyrer ihrer Bewegung gemacht. Zwar hatte Hitler am Tag der Ruhrbesetzung erklärt: „Nicht nieder mit Frankreich, sondern nieder mit den Novemberverschlechtern“, und er ließ Parteimitglieder, die am aktiven Widerstand teilnahmen, als Meuterer aus der Partei ausschließen. Doch später behauptete er, dass „nahezu 300 Angehörige meiner Bewegung ins Gefängnis wanderten, eine Reihe erschlagen wurden, ein Schlageter erschossen wurde“. Immer wieder sprach man vom „Pg. Schlageter“, und es wurden auch Fotos manipuliert, auf denen er ein Hakenkreuz trug. Dabei ist nicht sicher, ob er jemals eingeschriebenes Mitglied der NSDAP war. Wohl war er mehr oder weniger passives Mitglied verschiedener rechtsnationaler Organisationen, zum Beispiel des „Jungdeutschen Ordens“, und auch – laut einer nach dem Ende des zweiten Weltkrieges aufgetauchten Kopie einer maschinengeschriebenen Mitgliederliste von zweifelhaften dokumentarischem Wert – der „Großdeutschen Arbeiterpartei“ in Berlin, einer der Münchener NSDAP nahestehenden Gruppierung. In nicht erhaltenen Briefen aus dem Gefängnis soll er sich bitter über die Rolle der Partei im Ruhrkampf beklagt haben. Doch all das hinderte die Nationalsozialisten nicht, ihn zum

„Ersten Soldaten des Dritten Reiches“ auszurufen und ihn nach 1933 propagandistisch zu monopolisieren. Besonders tat sich dabei der Schriftsteller Hanns Johst hervor, der sein zwischen 1930 und 1932 geschriebenes Schlageter-Drama „Adolf Hitler in liebender Verehrung und unwandelbarer Treue“ widmete. Das am 20. April 1933, Hitlers Geburtstag, uraufgeführte Stück von zweifelhaftem literarischem Wert wurde im Jahr 1933 in 115 Theatern gezeigt.

Die vielen NS-Feiern und die zahlreichen seit 1923 erschieneenen, oft manipulierten und mit Legenden durchsetzten Buchveröffentlichungen für jede Altersstufe führten nach 1945 zu einem Verschwinden des Helden. Hatten sich schon vor 1933 von pazifistischer Seite und dann in der Emigration einzelne Stimmen gegen den Schlageterkult gezeigt, so wurden jetzt viele Denkmäler abgebaut, wegen neonazistischer Demonstrationen sogar die Einebnung seines Grabes gefordert, nach einer Schändung es aber in einfacher Form wieder hergestellt. Gegen die historisch wenig fundierten Anklagen gegen den „Bluthund“ und „Mörder“ Schlageter, aber auch seine Vereinnahmung durch Neonazis hat sich Martin Walser um eine gerechte Würdigung bemüht. Der Autor Stefan Zwicker hat in diesem Buch trotz vieler Schwierigkeiten ein objektives Bild der Person Schlageters und seiner Nachwirkung gegeben und damit zur Erhellung vieler Phänomene der Weimarer Republik und der NS-Zeit beigetragen.

Der zweite Teil des Buches beschäftigt sich mit dem tschechischen Kommunisten Julius Fučík, dessen Schicksal manche Parallelen zu dem Schlageters aufweist. 1903 in der Prager Vorstadt Smíchov geboren, wuchs Julius Fučík in einer proletarischen, aber auch von Musik und Theater geprägten Familie auf. Schon mit 18 Jahren schloss er sich der neugegründeten Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei an. Nach verschiedenen Tätigkeiten und musik- und literaturwissenschaftlichen Studien arbeitete er als Journalist für politische Zeitschriften. Er glaubte, dass sich im Kommunismus humanistische Ideale verwirklichen ließen, sah sich durch Aufenthalte 1930 und 1934/36 in der Sowjetunion bestätigt und ließ sich trotz der Millionen Toten der Kollektivierung und der Moskauer Schauprozesse nicht von seiner Verehrung für Stalin und der stalinistischen Linie der tschechischen Kommunisten abbringen. Dass Kommunismus nicht im Gegensatz zu Patriotismus stand, bestätigte sich für ihn nach der deutschen Besetzung. Er lehnte Mitarbeit in der prodeutschen Presse ab, übernahm ab 1941 eine führende Rolle in der illegalen Kommunistischen Partei und betätigte sich vor allem in der Untergrundpresse in Form hektographierter „Zeitungen“.

Am 24. April 1942 wurde er mit Hilfe gedungener Spitzel von der Gestapo in Prag verhaftet und mit Foltern verbundenen Verhören unterzogen. Die Gestapo versuchte dann, Fučík durch Vergünstigungen zum Verrat zu bewegen. Als das nicht gelang, wurde er im Sommer 1943 mit Mitgefangenen nach Berlin gebracht, im August vor den Volksgerichtshof gestellt und von Freisler „wegen Vorbereitung zum Hochverrat“ zum Tod verurteilt. Am 8. September wurde er im Zuchthaus Plötzensee mit über 350 anderen Opfern durch den Strang hingerichtet.

Trotz der brutalen Haftbedingungen hatte er im Gestapogefängnis ein Buch „Reportage“ – geschrieben. Im Angesicht des Todes verkündete er darin voller Optimismus den Sieg des Kommunismus über den Faschismus. Diese Schrift, die in vielen, verschieden redigierten Ausgaben erschien, wurde nach 1945 zur Bibel des tschechischen Kommunismus und trug entscheidend zum Kult um Fučík in seiner Heimat und bei den Kommunisten aller Länder bei. Die Verehrung erreichte einen ersten Höhepunkt 1953 – im Jahr seines 50. Geburtstages und zehn Jahre nach seinem Tod. Mehrere Tage dauernde gewaltige Veranstaltungen – eine große Feier, Friedenspreisverleihung, Konferenz über das Werk

# Miszellen

## Ein Raubüberfall bei Schwabstadel

Noch im 18. Jahrhundert waren für Brief-, Waren- und Geldsendungen nach Augsburg und München, sowie für Besorgungen in diesen Städten vom Stadtrat ordinierte Boten zuständig, die an einem bestimmten Wochentage die genannten Städte mit ihren leichten Fahrzeugen aufsuchten und nach festen Tarifen die ihnen anvertrauten Brief-, Geld- und Paketaufträge erledigten.

Am 6. August 1762 war der „ordinari“ fahrende Augsburger Bote Jacob Grätz mit seinem Wägerl auf der Heimfahrt nach Landsberg, als er ungefähr dreiviertel Wegstunden oberhalb des Wirtshauses von (Schwab-)Stadel gegen 6 Uhr abends von fünf schlecht gekleideten Kerlen hinterrücks mit den Worten: „Halt, Hund!“ überfallen wurde. Zwei von ihnen bedrohten ihn mit gespannten Pistolen, zwei hielten sein Pferd fest und der fünfte verjagte mit bloßem Seitengewehr Grätzens Hund.

Die Bösewichter zwangen ihn sofort, über das Bergl, „aufm Horn“ genannt, hinunter zur Lechau in ein Gebüsch zu fahren. Dort durchsuchten sie ihn und sein Gefährt. Außer einem Beutel mit 51 neuen Cremmitzer und kaiserlichen Dukaten, sowie einem Sovereign im Werte von 15 Gulden, nahmen sie ihm weitere 20 Gulden in Münzen ab.

Außerdem raubten sie seine silberne Sackkuhr mit Silberkette, einen silbergeketten Rosenkranz mit Kreuz und Glauben, seine Tabakpfeife mit Meerschäumkopf und sein Messerbesteck.

Nach der Ausplünderung spannten sie sein Pferd aus, durchschnitten die Leitseile und machten sich aus dem Staub, wobei sie ihm noch nachriefen, jetzt könne er ja wieder nach Hause fahren.

Zur Person:

Jacob Grätz, der seit 1734 als „Augspurger Fuehrman und Weisserpierschensch“ auf Haus 163 in der Judengasse (jetzt Ludwigstraße), dem späteren Gasthaus zur Post saß, gehörte auch dem Äußeren Rat der Stadt von 1747 bis zu seinem Tode am 8.4.1764 an.

*Klaus Münzer*

**Quelle:** StadtA LL, Rhats Protocoll Pro Anno 1762, fol.44'-45' (11. August 1762)

## „Wunderbare Wiedererweckung“ beim Herrgott von Ursberg

Ein Jahrhundert lang seit 1686 brachte man togeborene Kinder aus Angst um deren Seelenheil zum wundertätigen Kreuzbild ins Prämonstratenserkloster Ursberg. In der wundergläubigen Barockzeit glaubten viele, das Gnadenbild könnte die Kinder für Sekunden wieder lebendig machen, so daß sie schnell getauft werden könnten. Die Mönche, die über den wachsenden Zustrom von Wallfahrern nicht unglücklich waren, achteten allerdings darauf, ob sich an den toten Körpern neues Leben zeigte, wie Erwärmung und Hautrötung, welcher Anschein - unmittelbar neben flackernden Weihekerzen! - in den hoffenden Menschen schon leicht erweckt werden konnte.

Im 2. Taufbuch der Landsberger Stadtpfarrei Mariä Himmelfahrt sind sechs, im ältesten Sterbebuch fünf Fälle solcher Wiedererweckung in Ursberg aufgezeichnet. Die im Taufbuch vermerkten Begebenheiten fallen alle in die Jahre 1700 (drei), 1701 (zwei) und 1702 und sind alle nach dem gleichen Schema formuliert, z.B. (aus dem Lateinischen übersetzt): „Am 10. Juli 1700 wurde in Ursberg am Altare des Gekreuzigten das tote Kind des Kaufmanns Peter Pannio und seiner Ehefrau Ursula niedergelegt, welches ausreichen-

de Lebenszeichen von sich gab, so daß es von dem hochehrwürdigen Herrn Pater Bernhard unter Bedingung (des Lebens) getauft worden ist“. Gleiches erfahren wir vom togeborenen Kinde des Stadtüberreiters Matthias Wegwardt (19.10.1700), des Kupferschmiedes David Stainle (6.11.1700), des Webers Sebastian Frietinger (20.3.1701), des Tagelöhners Matthias Benedict (7.10.1701) und des Webers Georg Mair (4.6.1702). In all diesen Fällen wird Pater Bernhard als Taufspender genannt.

Dann finden sich über zwei Jahrzehnte keine Bedingungstauften in Ursberg verzeichnet. Die dann folgenden sind bis auf eine nicht mehr im Taufbuch, sondern im Sterbebuch der Stadtpfarrei vermerkt:

1724 hatte die Pitzlingerin Eva Schmidin ihr unehelich geborenes Kind, das - nach Behauptung der Mutter - bei der Geburt keine Lebenszeichen von sich gegeben hatte, in den Lech geworfen. Es wurde aber entdeckt, aus den Fluten herausgezogen, nach Ursberg getragen und dort vor dem wundertätigen Bild des Gekreuzigten unter Bedingung des Lebens getauft, nachdem es zweifelhafte Lebenszeichen von sich gegeben hatte. Am 4. April wurde der winzige Körper begraben.

1729 starb die Frau des „Doktorbauern“ Dr. Benedikt Krumb bei der Geburt eines Kindes, das mit Kaiserschnitt tot aus dem Mutterleib geholt und in Ursberg mit der Formel „Wenn du lebst“ getauft wurde.

Ein ähnlicher Fall wie 1724 wird vom Januar 1732 berichtet: Eine herzlose Mutter hatte ihr ledig geborenes Kind in den Lech geworfen, wo es am 14. Januar gefunden, von mitleidigen Bürgern nach Ursberg gebracht und dort in gebräuchlicher Art getauft wurde. Der Landrichter ließ es, um durch anatomische Untersuchung der Art des Verbrennens auf die Spur zu kommen, nach Landsberg zurückschaffen. Dort wurde der kleine Leichnam am 19. Januar in aller Stille im Johannisfriedhof nahe bei der Begräbnisstätte unschuldiger Kinder bestattet.

Das Taufbuch II verzeichnet unterm 20. April 1734, dass ein tot geborenes Kind von Michael und Maria Anna Schreiber zum wundertätigen Gekreuzigten nach Ursberg gebracht, nach ausreichenden Lebenszeichen bedingt getauft und dort der heiligen Erde übergeben worden sei.

Am 17. März 1737 wurde ein totes Neugeborenes, das außerhalb der Mauer des Dreifaltigkeitsfriedhofes niedergelegt worden war, nach Ursberg zum Bild des wundertätigen gekreuzigten Heilands gebracht und dort nach der Bedingungstaufe begraben.

Der letzte Landsberger Fall wird vom 3. Mai 1737 berichtet. Die Frau des Schleifers Johann Degen war bei der Geburt eines Kindes gestorben, das aus dem Leib der Mutter geschnitten worden war. Das tote Kind wurde zwar nach Ursberg gebracht, durfte dort aber nicht getauft werden, da das bischöfliche Ordinariat inzwischen solche Taufen den Ursberger Mönchen verboten hatte. Trotz weiterer Verbote wurde in Ursberg aber heimlich weitergetauft, bis 1782 Bischof Kardinal Clemens Wenzeslaus auch den Pfarrern verbot, tote Kinder nach Ursberg bringen zu lassen.

*Klaus Münzer*

### Quellen:

Pfarrarchiv Maria Himmelfahrt LL, Taufmatrikel I (1631-1699), Sterbematrikel I (1585-1686)

### Literatur:

Krumbacher Heimatblätter, Nr.12 (1998): Die Ursberger Bedingungstaufe Bayer. Jahrbuch für Volkskunde 2003, S.101-138: Michael Prosser: Erweckungstaufe. Säuglingssterblichkeit und Wallfahrt für tote Kinder in vormoderner Zeit; (darin S.120-130: II. Die Prüfung der Wallfahrt nach Ursberg (1686-1750) und das Problem der Erweckungstauften im Zeitalter der Aufklärung)

## Wunderheilung zu Maria Dorfen

In der Wallfahrtskirche Maria Dorfen im Isengau kündet ein Votivbild von der wunderbaren Augenheilung eines Landsberger Bürgers\*). Der Text wurde zur besseren Lesbarkeit unserer heutigen Sprache angepaßt:

„Anno 1729, den 17. Sept. sind bei Augustin Helfetsrieder, Bürger und Kupferschmied zu Landtsperg, in seinem linken Auge die 3 Hauptteile oder Feuchtigkeiten, als die wässerige, kristallinische und gläserne, durch die Wucht eines aus dem Schraubstock springenden Eisens völlig auseinandergeraten, so daß in dem Auge nichts mehr als Schwärze und eingelaufenes Blut zu sehen war. So habe der Herr Medicus und auch der Chyrurgus (d.i. der Bader) zur Wiedererlangung der Sehkraft nach ihren angewandten Mitteln nur noch zu übernatürlichen raten können.

In solcher äußerster Not ruft der Patient die Hilfe der übergebeneditesten Jungfrau und Mutter Gottes Maria zu Dorfen an, und verspricht nebst einer Wallfahrt alldahin eine hl. Messe, zwei silberne Augen und eine Votivtafel, auf welches das Auge nach und nach in einen solchen Stand gekommen, daß er anjetzt seiner Arbeit wie zuvor wieder vorstehen kann. Zu schuldigster Danksagung verrichtet er persönlich sein getanes Gelübde und befiehlt sich noch fürderhin in den Schutz der wundertätigen Mutter Gottes zu Dorfen.“

Zur Person: Augustin Helfezrieder kam als Kupferschmiedegesell aus Weilheim, heiratete 1722 eine Bürgerstochter und erwarb für 26 Gulden das Landsberger Bürgerrecht. Er übernahm von David Steichele die Kupferschmiede in der Schlossergasse 389. - 1727 erkaufte sich übrigens auch sein Bruder Joseph, Goldschmied aus Weilheim, das Landsberger Bürgerrecht.

*Klaus Münzer*

\*) Freundliche Mitteilung unseres Vereinsmitgliedes, Herrn Artur Sepp



Votivtafel des Kupferschmieds Augustin Helfetsrieder

## Buchbesprechungen

**Stefan Zwicker**

„Nationale Märtyrer“: **Albert Leo Schlageter und Julius Fučík. Heldenkult, Propaganda und Erinnerungskultur.** Paderborn (Schöningh) 2006, 369 S.

Die Aktion gegen den Landsberger Gedenkstein für den „Nazi“ und „Terroristen“ Schlageter hat eine fast vergessenen Figur der Nachkriegsgeschichte der frühen Zwanzigerjahre wieder ins Gedächtnis zurückgerufen. Einen Monat vorher hatte auf dem Konstanzer Historikertag Stefan Zwicker sein Buch vorgestellt und um einige neue Dokumente ergänzt. Das Werk versucht eine historische Einordnung zweier Gestalten, die nach ihrem Tod zum Gegenstand politisch bedingter Verehrung und Legendenbildung geworden sind.

Albert Leo Schlageter war eine typische Erscheinung der Anfangsjahre der Weimarer Republik. Die Enttäuschung über den verlorenen Weltkrieg, die allgemeine Ablehnung des Versailler Vertrages, der wirtschaftliche Niedergang und die bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen zwischen Demokraten, Nationalisten und Kommunisten beherrschten

das politische Leben. Schlageter, 1894 im Südschwarzwald geboren, Kriegsfreiwilliger, beteiligte sich ab 1919 als Offizier in verschiedenen Freikorps an den Kämpfen im Baltikum gegen Bolschewisten und Letten, in Oberschlesien gegen Polen und im Ruhrgebiet 1920 gegen deutsche Kommunisten. Als im Januar 1923 die Franzosen und Belgier wegen verzögerter deutscher Reparationslieferungen das Ruhrgebiet besetzten, führte das in Deutschland zu einer Ablehnungsfront, die fast alle politischen Lager einte. Die Reichsregierung rief alle Beschäftigten zum passiven Widerstand gegen die Besatzer auf; vor allem sollten Kohlentransporte nach Frankreich verhindert werden. Bei blutigen Zwischenfällen kamen etwa 140 Zivilisten ums Leben. Die allgemeine Wut und Empörung begünstigte das Klima für den aktiven Widerstand, der mit geheimer Unterstützung aus dem Reich vor allem von ehemaligen Freikorpsleuten getragen wurde. Schlageter beteiligte sich an einigen der zahlreichen Sabotageakte gegen Eisenbahnverbindungen, wurde aber schon am 7. April 1923 verhaftet. Nach kurzem Prozess wurde er von einem französischen Kriegsgericht

zum Tod verurteilt und am 23. Mai trotz vieler Gnadengesuche auf der Golzheimer Heide bei Düsseldorf erschossen.

Unmittelbar nach seinem Tod begann die Verehrung des „deutschen Helden“, die die Eisenbahnfahrt des Sarges zur Bestattung in seiner Heimat zu einer Art von Triumphzug gestaltete. Schon hier zeigte sich, dass Verurteilung und Hinrichtung Schlageters zwar von allen politischen Lagern der Republik verurteilt wurden, sich aber dabei die rechtsnationalen, republikfeindlichen Kräfte in den Vordergrund schoben. Überraschend mag es wirken, dass auch Kommunisten sich an der Verehrung Schlageters beteiligten. Am 20. Juni 1923 würdigte der Kominternreferent Karl Radek in seiner Moskauer Rede den „deutschen Faschisten, unseren Klassengegner“ als „mutigen Soldaten der Konterrevolution“ und „Märtyrer des deutschen Nationalismus“ im Kampf „gegen das Ententekapital“. Doch die von ihm geforderte „Einheitsfront der Arbeitenden“ gegen die „französischen Imperialisten“ wurde nach einigen Diskussionen nicht weiter verfolgt.

Dafür entwickelte sich die Verehrung im bürgerlichen Lager fast zu einem Kult. In Deutschland entstanden fast hundert Schlageter-Denkmal, ein Drittel davon von 1923 bis 1932, ein zweites Drittel allein im Jahre 1933. Das größte Denkmal – ein 27 Meter hohes Stahlkreuz – wurde 1931 an der Hinrichtungsstätte auf der Golzheimer Heide errichtet. Auch in Landsberg wurde bereits am 23. Juni 1923 ein Gedenkstein – im Buch nicht erwähnt – von Mitgliedern der „Vaterländischen Verbände“ aufgestellt. Beteiligt waren neben Bürgermeister, Stadtrat, Vertretern der Garnison und Männerchor „Gemütlichkeit“ die Angehörigen der konservativen Landsberger Gruppierungen, vom „Jungbayernbund“, Bund „Bayern und Reich“ bis zum „Bund Oberland“; Nationalsozialisten traten nicht in Erscheinung. Die schwarz-weiß-roten Farben zeigten sich nicht nur auf der Kranzschleife, sondern auch unter dem Namen Schlageters auf dem Gedenkstein, dessen Rückseite die Inschrift „Den Helden von Rhein und Ruhr“ trug.

Zu den Verehrern Schlageters gehörten besonders viele Katholiken, vor allem der „Cartellverband der katholischen deutschen farbentragenden Studentenverbindungen“, da Schlageter während seiner kurzen Studentenzeit in Freiburg einer Verbindung angehört hatte. Nach 1933 wollten rechtskatholische Kreise glauben, dass Schlageter als ihr Bindeglied zur neuen Regierung dienen könne. Im Mai 1933 sah der Wirtschaftsminister der bayerischen Staatsregierung Graf von Quadt in der Gedächtnisfeier zum zehnten Todestag „die starken Kräfte der katholischen Religion“.

Aber die Nationalsozialisten hatten sofort nach Schlageters Tod ihn zu ihrem Helden, zum Märtyrer ihrer Bewegung gemacht. Zwar hatte Hitler am Tag der Ruhrbesetzung erklärt „Nicht nieder mit Frankreich, sondern nieder mit den Novemberverschlechtern“, und er ließ Parteimitglieder, die am aktiven Widerstand teilnahmen, als Meuterer aus der Partei ausschließen. Doch später behauptete er, dass „nahezu 300 Angehörige meiner Bewegung ins Gefängnis wanderten, eine Reihe erschlagen wurden, ein Schlageter erschossen wurde“. Immer wieder sprach man vom „Pg. Schlageter“, und es wurden auch Fotos manipuliert, auf denen er ein Hakenkreuz trug. Dabei ist nicht sicher, ob er jemals eingeschriebenes Mitglied der NSDAP war. Wohl war er mehr oder weniger passives Mitglied verschiedener rechtsnationaler Organisationen, zum Beispiel des „Jungdeutschen Ordens“, und auch – laut einer nach dem Ende des zweiten Weltkrieges aufgetauchten Kopie einer maschinengeschriebenen Mitgliederliste von zweifelhaften dokumentarischem Wert – der „Großdeutschen Arbeiterpartei“ in Berlin, einer der Münchener NSDAP nahestehenden Gruppierung. In nicht erhaltenen Briefen aus dem Gefängnis soll er sich bitter über die Rolle der Partei im Ruhrkampf beklagt haben. Doch all das hinderte die Nationalsozialisten nicht, ihn zum

„Ersten Soldaten des Dritten Reiches“ auszurufen und ihn nach 1933 propagandistisch zu monopolisieren. Besonders tat sich dabei der Schriftsteller Hanns Johst hervor, der sein zwischen 1930 und 1932 geschriebenes Schlageter-Drama „Adolf Hitler in liebender Verehrung und unwandelbarer Treue“ widmete. Das am 20. April 1933, Hitlers Geburtstag, uraufgeführte Stück von zweifelhaftem literarischem Wert wurde im Jahr 1933 in 115 Theatern gezeigt.

Die vielen NS-Feiern und die zahlreichen seit 1923 erschieneenen, oft manipulierten und mit Legenden durchsetzten Buchveröffentlichungen für jede Altersstufe führten nach 1945 zu einem Verschwinden des Helden. Hatten sich schon vor 1933 von pazifistischer Seite und dann in der Emigration einzelne Stimmen gegen den Schlageterkult gezeigt, so wurden jetzt viele Denkmäler abgebaut, wegen neonazistischer Demonstrationen sogar die Einebnung seines Grabes gefordert, nach einer Schändung es aber in einfacher Form wieder hergestellt. Gegen die historisch wenig fundierten Anklagen gegen den „Bluthund“ und „Mörder“ Schlageter, aber auch seine Vereinnahmung durch Neonazis hat sich Martin Walser um eine gerechte Würdigung bemüht. Der Autor Stefan Zwicker hat in diesem Buch trotz vieler Schwierigkeiten ein objektives Bild der Person Schlageters und seiner Nachwirkung gegeben und damit zur Erhellung vieler Phänomene der Weimarer Republik und der NS-Zeit beigetragen.

Der zweite Teil des Buches beschäftigt sich mit dem tschechischen Kommunisten Julius Fučík, dessen Schicksal manche Parallelen zu dem Schlageters aufweist. 1903 in der Prager Vorstadt Smíchov geboren, wuchs Julius Fučík in einer proletarischen, aber auch von Musik und Theater geprägten Familie auf. Schon mit 18 Jahren schloss er sich der neugegründeten Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei an. Nach verschiedenen Tätigkeiten und musik- und literaturwissenschaftlichen Studien arbeitete er als Journalist für politische Zeitschriften. Er glaubte, dass sich im Kommunismus humanistische Ideale verwirklichen ließen, sah sich durch Aufenthalte 1930 und 1934/36 in der Sowjetunion bestätigt und ließ sich trotz der Millionen Toten der Kollektivierung und der Moskauer Schauprozesse nicht von seiner Verehrung für Stalin und der stalinistischen Linie der tschechischen Kommunisten abbringen. Dass Kommunismus nicht im Gegensatz zu Patriotismus stand, bestätigte sich für ihn nach der deutschen Besetzung. Er lehnte Mitarbeit in der prodeutschen Presse ab, übernahm ab 1941 eine führende Rolle in der illegalen Kommunistischen Partei und betätigte sich vor allem in der Untergrundpresse in Form hektographierter „Zeitungen“.

Am 24. April 1942 wurde er mit Hilfe gedungener Spitzel von der Gestapo in Prag verhaftet und mit Foltern verbundenen Verhören unterzogen. Die Gestapo versuchte dann, Fučík durch Vergünstigungen zum Verrat zu bewegen. Als das nicht gelang, wurde er im Sommer 1943 mit Mitgefangenen nach Berlin gebracht, im August vor den Volksgerichtshof gestellt und von Freisler „wegen Vorbereitung zum Hochverrat“ zum Tod verurteilt. Am 8. September wurde er im Zuchthaus Plötzensee mit über 350 anderen Opfern durch den Strang hingerichtet.

Trotz der brutalen Haftbedingungen hatte er im Gestapogefängnis ein Buch „Reportage“ – geschrieben. Im Angesicht des Todes verkündete er darin voller Optimismus den Sieg des Kommunismus über den Faschismus. Diese Schrift, die in vielen, verschieden redigierten Ausgaben erschien, wurde nach 1945 zur Bibel des tschechischen Kommunismus und trug entscheidend zum Kult um Fučík in seiner Heimat und bei den Kommunisten aller Länder bei. Die Verehrung erreichte einen ersten Höhepunkt 1953 – im Jahr seines 50. Geburtstages und zehn Jahre nach seinem Tod. Mehrere Tage dauernde gewaltige Veranstaltungen – eine große Feier, Friedenspreisverleihung, Konferenz über das Werk

Fučíks, Enthüllung eines Denkmals, Umbenennungen von Straßen, Plätzen und Parks, Vorträge von Gedichten und Darbietungen von Chören – sollten die Massen begeistern und Muster für ähnliche Veranstaltungen in allen Orten der Republik darstellen. Über alle Kursänderungen der Politik hinweg blieb Fučík Thema von Universitätsveranstaltungen, war er Protagonist in Lyrik, Drama und Prosa. Opern wurden komponiert, seine „Reportage“ als wichtigstes Werk der Gegenwartsliteratur in 90 Sprachen übersetzt und Fučík damit auch als internationales Vorbild präsentiert. Es wurden unzählige Denkmäler aufgestellt, in Prag allein dreizehn Straßen in verschiedenen Stadtteilen nach ihm benannt, viele Schulen, Betriebe und ein Hochseedampfer trugen seinen Namen. Ein Fučík-Abzeichen, das nach einer Prüfung über marxistisches Grundwissen verliehen wurde, sollte ideologische Festigkeit beweisen.

Im Exil, aber auch im „Prager Frühling“ 1968 hatten sich schon Ablehnung des Kults um Fučík und erhebliche Zweifel an der offiziellen Darstellung von Leben, Werk und Bedeutung des nationalen Helden gezeigt. Heute gibt es kaum noch Straßen mit seinem Namen, nur noch wenige Denkmäler, und für die jüngere Generation hat Fučík – wie auch andere Helden der Vergangenheit – keine Bedeutung mehr. Nur die starke Minderheit der Kommunisten hält ihrem Helden und Märtyrer nach wie vor die Treue.

Im abschließenden Teil geht der Autor gründlich auf die Frage ein, wie ein Toter zum Märtyrer wird und stellt dabei – im ständigen Vergleich von Schlageter und Fučík, aber auch am Beispiel anderer Gestalten aus Geschichte und Literatur – die verschiedenen Ausprägungen des Helden vor. Zunächst waren es Einzelne oder auch Gruppen, die sich durch außergewöhnliche Taten oder Tapferkeit auszeichneten und damit aus der Masse hervortraten. Im zwanzigsten Jahrhundert hat sich daneben der Begriff des Alltagshelden herausgebildet, dessen selbstloses Handeln der Gemeinschaft dient und ihn zum Vorbild macht. Gerade in totalitären Systemen wurde bei der propagandistischen Nutzung oft auf christliche Vorbilder zurückgegriffen. Die damit verbundene Stilisierung des Helden zum Märtyrer – von der Herkunft, der viel versprechenden Kindheit und Jugend, dem oft kurzen Leben mit vorbildlichen Taten bis zum Ende, meist durch Verrat, aber in standhafter Haltung – hat der Verfasser an vielen Beispielen anschaulich und überzeugend geschildert. Sind Schlageter und Fučík nach dem Ende der jeweiligen Regimes fast in Vergessenheit geraten, so lassen sich doch an ihrem Schicksal und Nachleben wesentliche Züge des vergangenen Jahrhunderts erkennen. Die eingehende Darstellung des bisherigen Forschungsstandes und das ausführliche Literaturverzeichnis verdienen besondere Anerkennung.

*Manfred Dilger*

**Der Ammersee. Eine Reise in Bildern und Texten. Konzeption Dieter Vogel. Hrsg. von Anne Webert, Verlag Kiebitz Buch, Vilsbiburg, 2006, € 24,90**

Denkt man beim ersten Blick einen der vielen klischeebeladenen Bayern-Bildbände vor sich zu haben, so wird man beim Anschauen der meist hervorragenden Fotos, die (fast) ganz ohne trachtentragende Ureinwohner und glückliche Kühe auskommen und beim Lesen der in aller Kürze fundierten Texte, schnell eines anderen belehrt. Konzipiert als Sammelwerk mit Einzel-Beiträgen von Fachleuten, aber durchaus für eine breitere Leserschaft ohne wissenschaftlichen Anspruch, werden viele neue Sichtweisen auf die Landschaft und die Orte des Ammersees gelegt. Im einleitenden Teil werden neben Natur und Landschaft, Schifffahrt, Fischerei und der Ammerseebahn die Ammerseekünstler von Leibl über die Scholle- und Simplicissimuskünstler,

über Jugendstilmalern wie dem Ehepaar Gasteiger bis hin zu Max Raffler eingehend gewürdigt. Ein weiterer bemerkenswerter Beitrag der Landsberger Architektin Nicole Metzger stellt die „Moderne Architektur am Ammersee“ am Beispiel von Bauten von W. E. Lüps und Bembé-Dellinger vor.

Der zweite Teil unter dem Titel „Rund um den See“ widmet sich den Gemeinden und Sehenswürdigkeiten direkt am „Bauernsee“. Davon sollen für die Leser der Geschichtsblätter vor allem die Beiträge mehrerer ihnen wohlbekannter Autoren erwähnt werden. Thomas Raff stellt neben Dießen auch St. Alban und Riederau, Bezirksheimatpfleger Stefan Hirsch seinen Wohnort Schondorf vor. Besonders bemerkenswert, dass zwei kürzlich renovierte kleine Kapellen eine eingehende Würdigung erfahren, nämlich Bierdorf von Dorothee Heinzelmann und die Georgskapelle in Rieden von Kreisheimatpflegerin Heide Weisshaar-Kiem.

Ein kleiner Wehmutstropfen: Leider wurde für Landsberg (S. 148f.), das als „schönes Ausflugsziel in der Ammerseeregion“(!) fungiert, kein Fachmann/keine Fachfrau herangezogen. So ähnelt der Text zu dieser Stadt ziemlich einem Tourismusprospekt und verbreitet Halbwissen-Irrtümer. Ein Beispiel: „Zu Zeiten des Rokoko besaßen die 2000 Landsberger Bürger fast ein Dutzend Kirchen, gestaltet von Künstlern wie Johann Baptist Baader, Ulrich Kiffhaber, Johann Georg Bergmiller und Ignatius Merani. „Abgesehen von Merani, stimmt dies bei keinem der anderen, Ulrich Kiffhaber war der Palier beim gotischen Pfarrkirchenbau, die beiden weiteren schufen lediglich wenige Einzel-Altarblätter in Landsberg, haben aber keine einzige Kirche „gestaltet“. (Der ausmalende Künstler der Klosterkirche Johann Baptist Bergmüller wurde wohl mit seinem berühmten Vater Johann Georg Bergmüller verwechselt).

Letztere Kritik, die bei einer Neuauflage berücksichtigt werden könnte, soll aber keineswegs den positiven Gesamteindruck dieses wirklich schönen und in vielen Punkten Neues bietenden Ammerseebuches schmälern.

*Werner Fees-Buchecker*

**Konrad, Anton H.**

**, Lidel, Erich,**

**Graben auf dem Lechfeld und seine Kirche**

**St. Ulrich und Afra 1505 – 2005,**

*Weißenhorn 2005*

Aus Anlass des 500-jährigen Jubiläums der Pfarrkirche St. Ulrich und Afra in Graben, kurz hinter der Landkreisgrenze gelegen, entstand dieser schöne Bildband, der in Ausstattung und Qualität der Beiträge weit über das Niveau vieler Festschriften bei vergleichbaren Anlässen hinausgeht. Unter der Herausgeberschaft des Verlegers Anton H. Konrad und des Pfarradministrators Erich Lidel, wurde das Buch durch das Heranziehen weiterer Fachlehrter zu einer kleinen „Gräbinger“ Ortsgeschichte: Hans Frei behandelt „Geologie – Landschaft – Kulturlandschaft“ Grabens auf dem Lechfeld. Und der Sprachwissenschaftler Werner König deutet den Ortsnamen Graben (Erstnennung: Grabon/Grabun) als „bei den Gräben/Dämmen“ und bezieht diese auf die „damals noch sichtbare römische Wasserleitung und die Begleitgräben der Via Claudia.“ Die beiden Herausgeber übernahmen in mehreren Beiträgen den kunsthistorischen Teil zur Baugeschichte, zur Ausstattung, den Fresken von Johann Baptist Enderle und zu den Nebenkapellen. Das ganze Buch, das auch noch die Gräbinger Altarkrippe des bekannten „schwäbischen Krippenpfarrers“ Lidel und die Rosenkranzbruderschaft des Ortes behandelt, ist mit den ausgezeichneten Fotos von Joachim Feist durchgehend farbig bebildert.

*Werner Fees-Buchecker*

**Kiessling, Rolf u. Ullmann, Sabine (Hg.),  
Das Reich in der Region während des Spätmittelalters  
und der frühen Neuzeit**

(= FORUM SUEVICUM, Beiträge zur Geschichte  
Ostschwabens und der benachbarten Regionen, 6),  
Konstanz 2005

Seit vielen Jahren finden, nicht zuletzt mit tatkräftiger Unterstützung der Stadt, in der früheren Reichsstadt Memmingen historische Tagungen zur (ost)schwäbischen Regionalgeschichte statt. Der vorliegende Band fasst die Ergebnisse der neunten Tagung im Jahre 2003 unter dem oben genannten Titel zusammen. Im Jubiläumsjahr des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 wurde am Ende des alten Reiches nach der Verankerung „von unten“ eben dieses deutschen Reiches am Beispiel Ostschwabens als Paradebeispiel einer „Reichslandschaft“ gefragt. Die verschiedenen Aufsätze, die hier nicht einzeln genannt werden können, betrachten diese Reichslandschaft unter den zum Teil neuen Gesichtspunkten der personalen Beziehungen zwischen Reich und Region, der Verfassungsstrukturen (am Beispiel der Reichsgerichte und des schwäbischen Reichskreises) und der reichsrechtlichen Normen (am Beispiel der Reichspolizeigesetzgebung, sowie verschiedener Wirtschaftsmaßnahmen des schwäbischen Reichskreises). Den Abschluss bilden Aufsätze zu zwei wenig bekannten Formen von Reichsbesitz Schwabens, zum Reichshof Lustenau und zu der Reichspflege Wörth, die jahrhundertlang neben der Reichstadt und späteren bayrischen Landstadt Donauwörth existierte.

*Werner Fees-Buchecker*

**Senger, Jakob:**

**Chronik Obermühlhausen. Das Dorf und seine Häuser.**

Hrsg.: Markt Dießen am Ammersee. St. Ottilien 2006: EOS-Verl. 414 S., Abb. Zu beziehen über die Marktgemeinde Dießen a.A.

Zusätzlich zum Buch ist erhältlich: Chronik Obermühlhausen – 60 Bilder und Pläne zum Buch. CD.

Das umfassende Werk zur Obermühlhauser Orts- und Häusergeschichte präsentiert in seinem ersten Teil in 16 Kapiteln die Orts- und Sozialgeschichte, informiert auch über das Schulwesen, Fluren und Gewässer, um mit den bekannten Bewohnern des Ortes sowie mit einem Abschnitt zum historischen Hausbau zu schließen. Das umfangreichste Kapitel des Werkes ist der Geschichte eines jeden Hauses im Dorfkern gewidmet. Nach strengem System werden Hausnummer- und -namen, Grundherrschaften, Informationen aus Steuerbüchern und die Besitzerfolgen erarbeitet und eine Vielzahl von historischen Plänen, Hand- und Umzeichnungen sowie historischen und schließlich aktuellen Fotografien wiedergegeben. Die zum Ort gehörenden Weiler sind ebenfalls bearbeitet. Das Buch schließt mit einem erklärenden Glossar sowie einem Literatur- und Quellenverzeichnis. Von großem Wert sind die zahlreichen wiedergegebenen Flur- und Ortspläne.

Dankenswerterweise wird das gesamte, reiche Bildmaterial (ca. 600 Bilder und Pläne) auch auf einer CD angeboten und regt vor allem die jüngere Generation zu eigenen Erkundungen an.

Jakob Senger hat mit seiner umfassenden Chronik das Ergebnis eines langen Sammler- und Forscherlebens vorgelegt. Er hat das umfangreiche Material mit seiner reichen didaktischen Erfahrung aufbereitet und für einen großen Leserkreis zugänglich gemacht. Der rege Zuspruch, dessen sich das Buch erfreut, ist verdienter Lohn! Der Marktgemeinde Dießen sei für die Vorfinanzierung des Buches gedankt.

*Weißhaar-Kiem*

**Raff, Thomas:**

**Spaziergänge durch Dießen am Ammersee. Mit Fotos von Bernhard Jott Keller.**

Hrsg.: Marktgemeinde Dießen. Steingaden: Dussa Verlag 2006. 158 S., Abb. ISBN-10: 3-922950-51-5  
ISBN-13: 978-3-922950-51-6 Zu beziehen über den Buchhandel oder die Marktgemeinde Dießen a.A.

Nicht in der hierarchisch-sachlichen Auflistung der Sehenswürdigkeiten stellt der Autor seinen Heimatort dar, sondern er führt den interessierten Leser und Besucher in acht Spaziergängen durch Dießen und in fünf weiteren Abschnitten durch die zur Marktgemeinde gehörenden Ortsteile. Der kundige Begleiter weiß Wesentliches aus der Orts- und Ortsteilgeschichte mitzuteilen, er verweist auf das rege künstlerische und literarische sowie kunsthandwerkliche Schaffen am Ort und vergisst nicht die Schönheiten der Landschaft zu beschreiben. Die Informationen zu den einzelnen am Weg liegenden Bauten und Objekten sind sachlich, teilen historisch Wesentliches mit, ohne die Geduld des Spaziergängers oder Lesers zu überfordern. Mit dieser literarischen Form gelingt ihm ein vielteiliges, eindrucksvolles Bild der Marktgemeinde und ihrer Ortsteile. Weiter sind Ausflugsziele in der Umgebung angeführt, es schließt sich an eine Textzusammenfassung in englischer Sprache sowie ein reiches Literaturverzeichnis, das die Sorgfalt und Kompetenz des Autors nachdrücklich vorführt. Den Abschluss der Broschüre im handlichen Jackentaschen-Format bildet ein Verzeichnis der aktuell in Dießen arbeitenden Kunsthandwerker und Künstler. Durch die zahlreichen guten, in den laufenden Text eingestellten Fotografien gelingt eine erfreuliche Synthese von Wort und Bild.

Das Werk ist für Touristen und historisch Interessierte zu empfehlen, es stellt jedoch auch eine Bereicherung der heimatkundlichen Literatur dar.

*Weißhaar-Kiem*

**Rasch, Peter:**

**Die Eisenbahnen durch den Landkreis Landsberg am Lech: Die Entstehung und der teilweise Niedergang des Schienenverkehrs in den Jahren 1843 bis 2006 und die Auswirkungen auf den Landkreis Landsberg am Lech.**

Landsberg am Lech: Landkreis 2006. 340 S., Abb. (Sammlungen zur Landkreisgeschichte. 1.) ISBN-10: 3-8306-9506-3 oder ISBN-13: 978-3-8306-9506-6 Zu beziehen über den Buchhandel oder die Kasse im Landratsamt Landsberg.

Der vorliegende Beitrag zum Verkehrswesen des 19. und 20. Jhs im Landkreis zeigt umfassend die beiden großen, den Landkreis durchschneidenden Bahnlinien wie auch weitere Linien auf. Dabei ist die Darstellung von Planung und Bau ebenso präzise recherchiert wie der spätere Betrieb. Eine besondere Stärke der Veröffentlichung ist das reiche Bildmaterial, nicht zuletzt zur Geschichte der Bahnhofsbauten. Weiter sind die sorgfältigen vom Autor erarbeiteten Gleisschemata hervorzuheben. Das Quellen- und Literaturverzeichnis weist den großen Umfang des erarbeiteten Materials nach. Von der Einsicht in Privatarchive und durch Zeitzeugenbefragungen hat das Ergebnis erheblich profitiert.

Das Werk ist als erster Band in der Reihe der Sammlungen zur Landkreisgeschichte erschienen, vom Landkreis herausgegeben. Hier soll Autoren Gelegenheit geboten werden, bei hohem Niveau Themen zur Kultur und Geschichte des Landkreises zu veröffentlichen, ohne den strengen Anforderungen einer rein wissenschaftlichen Arbeit folgen zu müssen. - Dem Autor ist mit seiner verdienstvollen Arbeit zur Geschichte der Eisenbahn im Landkreis ein Werk gelungen, das sowohl für die Eisenbahnfreunde als auch die Nutzer der öffentlichen Verkehrsmittel von großem Interesse ist.

*Weißhaar-Kiem*

**Heinzelmann, Dorothee:**

**Die Kapelle „Unsere Liebe Frau“ in Bierdorf**

*Landsberg am Lech: Landkreis 2004. 44 S., farb. Abb. (Lech-Ammersee-Studien Bd 2.) ISBN 3-937850-01-5*  
Zu beziehen über den Buchhandel oder die Kasse im Landratsamt Landsberg.

Die Monographie zur Kapelle in Bierdorf stellt umfassend das kleine, 1607 erbaute Gotteshaus vor, das einst als Filialkapelle zum Augustinerchorherren-Stift Diessen gehörte und 1805 durch Ankauf der sechs Hofeigentümer in Bierdorf in deren Privatbesitz gelangte. Auf die präzise erarbeitete Überlieferung zur Baugeschichte folgt eine detaillierte Beschreibung des Bauwerks und seiner Ausstattung, vor allem des bedeutenden Altares aus der Bauzeit. Hier weist die Autorin sorgfältig nach, dass der Altar einer Weilheimer Bildhauerwerkstatt zuzuschreiben ist; eine dezidierte Zuweisung an Hans Degler, dem die drei Choraltäre in St. Ulrich und Afra in Augsburg zu danken sind, oder an Bartholomäus Steinle, dessen Hauptwerk der Altar in der Klosterkirche in Stams ist, erscheint ihr zu Recht nicht sinnvoll.

Voll zuzustimmen ist der Beurteilung: Der Bierdorfer Altar mit seinen Skulpturen stellt eines der wenigen so gut erhaltenen Beispiele von Altären aus der Übergangszeit zwischen Renaissance und Frühbarock dar, weshalb er ein bedeutendes Zeugnis für die Entwicklung der Skulptur und Altarbaukunst in dieser Zeit ist.

Es ist zu wünschen, dass weitere Kapellen im Landkreis mit wertvoller Ausstattung eine dergestalt umfassende Würdigung erfahren - in diesem Falle um so erfreulicher, als sich die privaten Eigentümer bis heute mit großer Sorgfalt um ihre Kapelle bemühen.

Die hervorragende Arbeit entstand während des Praktikums der Autorin beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege und wurde in der Reihe Lech-Ammersee-Studien des Landkreises Landsberg am Lech als zweiter Band veröffentlicht. Diese Reihe setzt sich zum Ziel, wissenschaftliche Arbeiten mit Themen zur Geschichte und Kunst im Landkreis zu veröffentlichen, die ohne diese Unterstützung nicht publiziert werden könnten.

*Weißhaar-Kiem*

## Landsberger Rückblick 2007

*Von Anton Lichtenstern*

### **Vor 575 Jahren, im Jahr 1432**

- starb **Elisabeth Visconti** aus Mailand, die Gemahlin von Herzog Ernst. Im Ehevertrag von 1396 erhielt sie Stadt und Burg Landsberg als persönlichen Besitz. Ihr Wappen befindet sich am Bayertor.

### **Vor 500 Jahren, im Jahr 1507 oder 1508**

- erwarb **Herzog Wolfgang**, der jüngste Bruder des regierenden Herzogs Albrecht IV., das Haus Nr. 175 am Hauptplatz [Herzogstuben, früher Sternwirt] und ließ es zur **Stadtresidenz** ausbauen. Er wohnte hier bis zu seinem Tod 1514 und übte sein Amt als Pfleger aus. Das Haus blieb bis um 1800 im Besitz des Hofes und war Sitz von herzoglichen und kurfürstlichen Beamten.

### **Vor 500 Jahren, im Jahr 1507**

- wurden der neue Friedhof an der Brudergasse und die **Johanniskirche**, die Vorgängerkirche der heutigen Kirche, geweiht. Der Friedhof bestand bis 1867.

### **Vor 375 Jahren, in den Jahren 1632 und 1633**

- wurde Landsberg im **Dreißigjährigen Krieg** mehrfach von schwedischen und kaiserlichen Truppen erobert, verwüstet und ausgeraubt. Die Bürger mussten viele Greuelthaten erleiden.
- Am 15.11.1633 starb der Bürgermeister **Tobias Unfried**. Er hatte viele Gewalttaten verhindert.

### **Vor 275 Jahren, im Jahr 1732**

- wurden der grundlegende Umbau und die neue Ausstattung der **Kirche in Reisch** im Barockstil weitgehend abgeschlossen.

### **Vor 200 Jahren, im Jahr 1807**

- wurde das **Lechtor** an der Karolinenbrücke abgebrochen. An der neuen Lechbrücke wurden zwei **Torhäuser im klassizistischen Stil** mit dorischem Tempelgiebel errichtet.

### **Vor 175 Jahren, im Jahr 1832**

- wurde eine **Eilwagenverbindung** zwischen München und Lindau über Landsberg eingerichtet.

### **Vor 150 Jahren, im Jahr 1857**

- wurde die im neugotischen Stil erweiterte **Altöttinger Kapelle** neu geweiht.
- wurde die Kreuzigungsgruppe auf dem Falkenberg, das „**Hohe Kreuz**“, aufgestellt und geweiht.
- wurde der **Kolpingsverein** für Handwerksgehilfen und Lehrlinge in Landsberg gegründet.
- verkaufte Karl Freiherr von Leoprechting das Schloss **Pöring**. Er ist der Verfasser des Werkes: Aus dem Lechrain. Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde.

### **Vor 125 Jahren, im Jahr 1882**

- wurde der **TSV Landsberg** gegründet.

### **Vor 100 Jahren, im Jahr 1907**

- hatte Landsberg 5880 Einwohner.
- wurde der **Ortsverein der SPD** gegründet. [1906 ein SPD-Wahlvereins für die Reichstagswahl]
- wurde von Arbeitern der **Radfahrerverein** Solidarität gegründet.
- wurde der Bau des Rentamts am Färbertor (ab 1919 Finanzamt, heute **Vermessungsamt**) fertig gestellt, nachdem 1906 die Jägerkaserne am Rossmarkt abgebrochen worden war.

### **Vor 25 Jahren, im Jahr 1982**

- wurde die Renovierung der **Kirche in Reisch** abgeschlossen.
- wurde der Neubau der **Berufsschule** errichtet.

Die mitgeteilten Daten erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

*Anton Lichtenstern*

# Aus dem Vereinsleben

## 1. Veranstaltungen im Jahre 2005

**18. Januar:** Museumsleiter Hartfrid Neunzert führt die Vereinsmitglieder durch die Klaus-Schröter-Ausstellung im Neuen Stadtmuseum.

**22. Februar:** Dr. Lothar Bakker berichtet über „Neue Ausgrabungsergebnisse im römischen Augsburg“.

**8. März:** Oberbürgermeister a.D. Franz Xaver Rößle unterrichtet uns über den „Bürgermeister in Notzeiten - Dr. Otmar Baur, 1921 bis 1933 rechtskundiger Bürgermeister in Landsberg“.

**28. März:** Am Ostermontag Emmausgang nach Kaufering-Dorf und zur Walpurgiskapelle.

**12. April:** Jahresversammlung mit Kurzberichten der Stadt- und Kreisheimatpfleger über Aktuelles der Heimat- und Denkmalpflege in Stadt und Landkreis.

**26. April:** Lichtbildervortrag von Dipl. Ing. (FH) Gerhard Roletschek über „Landsberg vor 60 Jahren. Ereignisse zwischen dem 20. April und 20. Mai 1945“.

**5. Mai:** Zu Christi Himmelfahrt Halbtagsausflug zu restaurierten Kirchen im nördlichen Landkreis mit Kreisheimatpflegerin Dr. Heide Weißhaar-Kiem.

**23.-25. Mai:** Ingrid Lorenz leitet die Dreitagesfahrt zu großen Stiften in Österreich: Kremsmünster, Lambach, Mondsee, Frauenberg, Fischlham, Stadl-Paura und St. Florian.

**18. Juni:** Tagesfahrt zur Bayerischen Landesausstellung „Von Kaisers Gnaden! 500 Jahre Fürstentum Pfalz-Neuburg“ in Neuburg an der Donau.

**9. Juli:** Klaus Münzer leitet die Tagesfahrt „Früh- und Hochbarock im Pfaffenwinkel“: Ilgen, Steingaden, Bayerniederhofen, St. Koloman und St. Mang in Füssen.

**17. September:** Dr. Werner Fees-Buchecker führt zu Klöstern und Kirchen in Nordschwaben: Unterliezheim, Maria Mödingen, Neresheim, Obermedlingen und Günzburg.

**11. Oktober:** Peter H. Jahn M. A. berichtet mit Lichtbildern über „Unterschiede im schwäbischen und altbayerischen Pfarrkirchenbau des 18. Jahrhunderts“.

**22. November:** Dr. Barbara Kink stellt die „Adlige Lebenswelt in Bayern im 18. Jahrhundert - Die Tage- und Ausgabenbücher des Freiherrn Sebastian von Pemler von Hurlach und Leutstetten (1718-1763)“ vor.

**6. Dezember:** Volker Babukke M. A. hält einen Lichtbildervortrag über „Wandernde Häuser und ein verschwundenes Dorf - Ausgrabungen in der frühmittelalterlichen Siedlung vom Trentelberg bei Gablingen“.

## 2. Veranstaltungen im Jahre 2006

**24. Januar:** Dr. Albert Thurner berichtet über die Anfänge politischer Parteien in Stadt und Landkreis Landsberg am Lech.

**7. Februar:** Dr. Wolfgang Czysz stellt seine neuen Entdeckungen im römischen Nördlingen mit dem Titel „Versenkte Götter“ vor.

**14. März:** Über „Französische Besatzungstruppen im Landkreis Landsberg 1945/46“ informiert unser Mitglied Dipl. Ing. (FH) Gerhard Roletschek.

**4. April:** Jahreshauptversammlung mit Neuwahlen von Vorstandschaft und Ausschuss (siehe Punkt 3!).

**14. April, Ostermontag:** Emmausgang nach St. Gangwölf bei Dornstetten, wobei Klaus Münzer die Fußwanderer und Dr. Werner Fees-Buchecker die Radfahrer führte.

**12. Mai: Feier zum 150jährigen Bestehen des Historischen Vereins** im Festsaal des Rathauses (siehe S.5!)

**25. Mai:** Kreisheimatpflegerin Dr. Heide Weißhaar-Kiem leitet eine Halbtagsfahrt nach Rott.

**12.-14. Juni:** Nach Mainfranken geht die diesjährige Dreitagesfahrt unter der Leitung von Ingrid Lorenz: Würzburg, Volkach, Ebrach, Dettelsbach, Münsterschwarzach, Veitshöchheim und Stuppach.

**1. Juli:** Kunsthistoriker Dr. Martin Stankowski und unser Mitglied Restaurator Bertram Streicher unternehmen eine Tagesfahrt zu Kirchen und Kapellen im westlichen Landkreis Fürstfeldbruck.

**15. Juli:** Eine weitere Tagesfahrt geht unter Leitung von Dr. Werner Fees-Buchecker nach Nürnberg zur Bayerischen Landesausstellung „200 Jahre Franken in Bayern“.

**23. September:** Die Tagesfahrt mit dem Titel „Mittelalterliche Kunst im Chiemgau“ (Urschalling, St. Florian, St. Servatius auf dem Streichen, Kloster Seon und Rabenden) wird ebenfalls von Dr. Fees-Buchecker geleitet.

**10. Oktober:** Elisabeth Hinterstocker M. A. stellt ihre neuesten Forschungsergebnisse zu „Franz Xaver Schmädl (1705-1777) - Leben und Werk des Weilheimer Rokoko-Bildhauers“ dar.

**7. November:** Unser Mitglied Dr. Alois Epple hält einen Diavortrag über „Der Spiegelschwab in Landsberg“.

**5. Dezember:** Klaus Wankmiller aus Füssen berichtet über „Die Via Claudia. Römischer Straßenbau und Straßenvermessung in Raetien“.

## 3. Neuwahlen der Vorstandschaft und des Ausschusses

Da nach § 10 der Satzung des Historischen Vereins turnusgemäß alle fünf Jahre Vorstand und Ausschuss neu gewählt werden müssen, waren folglich im Jahre 2006 Neuwahlen durchzuführen. Der noch amtierende 1. Vorsitzende Klaus Münzer stellte sich nach 20 Jahren an der Spitze des Vereins nicht mehr zur Wahl, ebenso wollten der langjährige Schatzmeister Franz Huschka und der Schriftführer Anton Lichtenstern, der über 30 Jahre lang die Geschicke des Vereins begleitet hat, sich nicht mehr zur Wahl stellen. Die zahlreichen anwesenden Mitglieder hatten nun die Aufgabe, einen neuen Vorstand zu bestimmen.



*Sigrid Knollmüller ist die neue 1. Vorsitzende*

Von ihnen wurde Sigrid Knollmüller zur neuen 1. Vorsitzenden des Historischen Vereins gewählt. Sigrid Knollmüller ist in Landsberg aufgewachsen und hält als Historikerin die Führung des Vereins für eine große und reizvolle Herausforderung. Ingrid Lorenz, die langjährige 2. Vorsitzende, wurde in ihrem Amte zum dritten Male wieder bestätigt. Ebenfalls neu in den Vorstand gewählt wurden Dr. Werner Fees-Buchecker als Schriftführer und Bankdirektor i.R. Ewald Horn als Schatzmeister.

Nach der Wahl der Vorstandschaft wurden die Mitglieder des Ausschusses ebenfalls neu berufen. Laut Satzung gehören dem Ausschuss bereits kraft Amtes an:

Landrat Walter Eichner,  
Oberbürgermeister Ingo Lehmann,  
sowie die Heimatpfleger Dr. Anton Huber, Anton Lichtenstern und Dr. Heide Weißhaar-Kiem.

Als weitere Mitglieder wurden ferner von der Versammlung in den Ausschuss gewählt bzw. bestätigt:

Ernst Adolf, Franz Huschka, Elke Kiefer (Stadtarchivarin), Prof. Dr. Ferdinand Kramer, Annegret Michler (Stadtbaumeisterin), Hartfrid Neunzert (Museumsleiter), Klaus Münzer, Franz Xaver Rößle (Oberbürgermeister a.D.) und Guido Treffler (Kreisarchivar).

Als Kassenprüfer wurden auf Vorschlag aus der Mitgliederversammlung Ernst Adolf und Sieglinde Soyér bestimmt.

Nach diesen Wahlvorgängen dankte die neue 1. Vorsitzende den bisherigen langjährigen Vorstandsmitgliedern für die im Verein geleistete Arbeit und den neuen Mitgliedern für ihre Bereitschaft zur Mitarbeit. Als erste Amtshandlung stellte sie dann den Antrag an die Versammlung, die ausge-

schiedenen Vorstandsmitglieder wegen ihrer großen Verdienste um den Verein durch eine Ehrung zu würdigen.

Für seine 20jährige Arbeit als 1. Vorsitzender, für seine Mühen um den Verein, für seinen beständigen Einsatz und sein nimmermüdes Engagement wurde Klaus Münzer von der Versammlung zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Seinen Vorsitz im Verein gibt er zwar ab, bleibt aber als Schriftleiter der „Landsberger Geschichtsblätter“ weiterhin für den Verein tätig.

Mehr als 30 Jahre war Anton Lichtenstern Schriftführer des Vereins. Als Dank und Anerkennung für die geleistete Arbeit wurde er mit der Ehrenmitgliedschaft gewürdigt, ebenso wie Franz Huschka, der 13 Jahre lang das Amt des Schatzmeisters ausübte. Die drei neuen Ehrenmitglieder erhielten aus der Hand der Vorsitzenden als Dank für die langjährige engagierte Arbeit Urkunden und Geschenke überreicht.

Die Ehrung von Mitgliedern mit 25jähriger Mitgliedschaft musste leider ausfallen, da der Verein keine Unterlagen über die Neueintritte im Jahre 1981 besitzt.



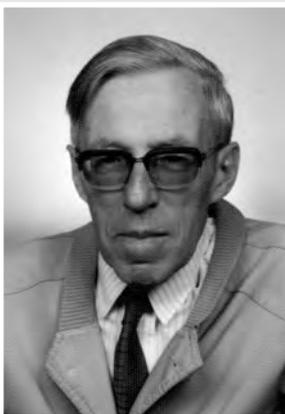
*Wegen der großen Verdienste um den Historischen Verein und die Verwirklichung seiner Ziele ernannte die Mitgliederversammlung Anton Lichtenstern, Klaus Münzer und Franz Huschka zu Ehrenmitgliedern. Als langjähriger Vorsitzender wurde Klaus Münzer auch zum Ehrenvorsitzenden ernannt.*

#### 4. Mitgliederstand

Zum Jahresende 2006 zählte der Historische Verein 598 Mitglieder.

##### **Als neue Mitglieder begrüßen wir:**

Herrn Karl Arzberger, Kaltenberg  
Frau Gerlinde Babister, Schondorf  
Frau Marlies Bennert, Landsberg  
Herrn Rudolf Fichtl, Landsberg  
Herrn Armin Heigl, Landsberg  
Herrn Hansjörg Hirschler, Landsberg  
Frau Erika Hörmann, Landsberg  
Herrn Errasmus Huber, Finning  
Frau Juliane Knoller, Landsberg  
Herrn Rudolf Kögl, Landsberg  
Frau Hildegard Nun, Landsberg  
Herrn Michael Schaur, Penzing  
Frau Margarete Stemmer, Landsberg  
Frau Elisabeth Wagner, Landsberg  
Herrn Helmut Wagner, Landsberg  
Frau Zita Weisensee, Landsberg  
Herrn Thomas Ziegler, Igling



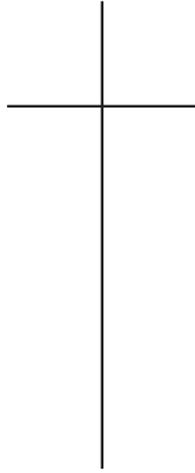
#### Nachruf auf Walter Hillenbrand

In Trauer und voll Dankbarkeit gedenkt der Historische Verein seines Ehrenmitgliedes Walter Hillenbrand.

Mehr als ein halbes Jahrhundert – seit 1953 – gehörte er unserem Verein an. Seit seiner Ernennung zum Stadtheimatpfleger im Jahre 1969 wirkte er mit Sachverstand im Ausschuss des Vereins beratend mit, bis er nach 36 Jahren wegen seiner angeschlagenen Gesundheit um Entlastung von dieser Aufgabe bat.

Mit seinen wunderschönen Aufnahmen von Kunstwerken aus Stadt und Landkreis erfreute er uns Jahre lang in besonderen Diaschauen zur Weihnachtszeit. Seine besondere Vorliebe galt dabei den Landsberger Bildschnitzern Lorenz und Johann Luidl sowie den Wessobrunner Stukkatoren, vor allem unserem Meister Dominikus Zimmermann. 1995 wurde Walter Hillenbrand zum Ehrenmitglied unseres Vereins ernannt und im gleichen Jahre mit dem Ehrenzeichen des bayerischen Ministerpräsidenten ausgezeichnet.

Walter Hillenbrand hat sich um unseren Verein und um die Stadt Landsberg verdient gemacht.



WIR TRAUERN UM UNSERE TOTEN

FRAU PAULA DORFNER

HERR MAX ERHARD

HERR WALTER HILLENBRAND

FRAU MARIA KINK

FRAU WILTRUD MEINZ-ARNOLD

HERR DR. KONSTANTIN MEYL

HUBERT FREIHERR VON PERFALL

HERR HANS PROSKE

HERR REINHARD SCHMID, WEILHEIM (DEZ.2005)

FRAU MAGDALENA STANGL

HERR FRANZ STREICHER

FRAU KATHARINA WEBER

Landsberg a. L.  
Bayertor

